Historischer Roman

Georg Ebers

PER ASPERA.

Erster Band.

PER ASPERA.

Historischer Roman

von

Georg Ebers.

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1892.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Conrad Ferdinand Meyer,

dem Menschen und Dichter,

in Freundschaft und Bewunderung dargebracht

vom Verfasser.

Erstes Kapitel.

Der grüne Vorhang hob sich allmälich und bedeckte den untern Teil des breiten Fensters in der Werkstätte des Steinschneiders Heron.

Melissa, die Tochter des Künstlers, war es, die ihn mit gebogenen Knieen und hochgestreckten Armen tief atmend hinaufzog.

„Genug so!" rief die tiefe Stimme des Vaters ihr ungeduldig zu. Dann warf er einen kurzen Blick auf die Lichtflut, welche die blendend helle Sonne Alexandrias heute wie an jedem Herbstnachmittag in die Werkstätte ergoß. Sobald aber der Vorhang den Arbeitstisch beschattete, fuhr der Alte fort, ohne der Tochter weiter zu achten, die fleißigen Finger zu rühren.

Nach einer Stunde zog Melissa wie das erstemal die starke Leinwand, die für ihre Kraft sicher zu schwer war, unaufgefordert und mit solcher Anstrengung höher, daß ihr das Blut in das schöne, stille Antlitz stieg, und wiederum ließ sich vom Arbeitstische her das tiefe und barsche „Genug so!" vernehmen.

Dann wurde wieder alles still. Nur das leise Pfeifen des arbeitenden Künstlers und das Hinundher oder ein helleres Aufzwitschern der Vögel in den Bauern zur Seite des Fensters unterbrach die Ruhe in dem weiten Raume, bis im Vorsaal die Stimme und die Schritte eines Mannes laut wurden.

Nun legte Heron den Stichel, Melissa die Goldstickerei aus der Hand, und die Blicke des Vaters und der Tochter, die sich lange nicht gefunden, begegneten einander. Auch die Vögel regten sich, und ein Starmatz, der sich still verhalten, seitdem der Vorhang sein Bauer beschattete, ließ den Ruf „Olympias“ vernehmen.

Melissa war aufgestanden, und nachdem sie die Werkstätte mit einem schnellen Blicke gemustert, schritt sie der Thür zu.

Mochte kommen, wer wollte!

Ja, wenn auch die Brüder, die sie erwartete, einen Gefährten oder Kunstfreund, der die Arbeit des Vaters zu sehen wünschte, mitbrachten, dieser Raum brauchte kein prüfendes Auge zu scheuen. Auch der tadellos säuberlichen Ordnung des eigenen Aeußern war sie sich so sicher bewußt, daß sie nur einmal flüchtig über das braune Haar fuhr und mit einer unwillkürlichen Handbewegung das schlichte weiße Gewand durch den Gürtel tiefer herabzog.

Sauber und schmucklos wie die Tochter war auch die Werkstätte des Heron, doch schien sie übergroß für den Zweck, dem sie diente; denn der Arbeitstisch samt dem Steinschneider, der wie gebannt hinter ihm saß, und was zu ihm gehörte: die kleinen Instrumente im Werkzeugkasten, das Regal mit den Muscheln, den Onyx- und anderen Halbedelsteinstücken, den gelblichen Kugeln von

kyrenäischem Modellwachs, den Bimssteinbrocken, Fläschen, Büchsen und Näpfchen nahm nur einen verschwindend kleinen Teil des weiten Raumes in Anspruch.

Sobald Melissa die Schwelle übertreten hatte, richtete der Künstler den breitschulterigen, kräftig entwickelten Oberkörper in die Höhe und erhob die Hand, um den zierlichen Stichel, den er eben benützt hatte, beiseite zu schleudern; doch er besann sich beizeiten und legte ihn behutsam zu dem anderen Werkzeug.

Aber diese Selbstbeschränkung mußte dem heißblütigen, starken Manne schwer gefallen sein; denn er warf einen grimmigen Blick auf das gerettete Instrument und gab ihm nachträglich einen verächtlichen Stoß mit dem Rücken der Hand.

Dann wandte er das gebräunte, von wirrem grauem Haupt- und Barthaar umrahmte mürrische Gesicht mit einem bedrohlichen Ausdruck der Thüre zu, und während er den Besuch, den Melissa draußen begrüßte, erwartete, dehnte sich der Künstler, warf den großen Kopf zurück und drängte, als stünde ihm ein Ringkampf bevor, die gewaltige Wölbung der Brust weit heraus.

Jetzt betrat Melissa wieder die Werkstatt, und der Jüngling, der sie an der Hand hielt, konnte — jeder seiner Züge verriet es — kein anderer sein als der Sohn des Heron.

Schwarzäugig, wohl- und in großem Stil geformt waren die Häupter beider, und auch an Leibesgröße gab der eine dem andern nichts nach; während aber das Antlitz des Sohnes in froher Daseinslust strahlte und bei seiner besonderen jugendlichen Anmut gemacht und gepflegt zu sein schien, um bei Mann und Weib Wohl-

gefallen zu erwecken, trug das des Vaters das Ansehen des Ueberdrusses und der Verwilderung. Es schien auch, als habe der Eintretende seinen Unwillen erregt; denn Heron erwiderte den fröhlichen Gruß des Sohnes nur mit einem verweisenden „Endlich!“ und achtete nicht der Hand, die er ihm darbot.

Doch Alexander mußte an solchen Empfang gewöhnt sein; denn er kümmerte sich nicht um die üble Laune des Alten, sondern schlug ihm mit derber Freundlichkeit auf die Schulter, trat frisch und unbefangen auf den Arbeitstisch zu, griff nach dem Schraubstock mit der beinahe vollendeten Gemme und rief, nachdem er sie an das Licht gehalten und aufmerksam betrachtet hatte: „Recht gemacht, Alter! Etwas Feineres ist Dir lang nicht gelungen.“

„Bettelzeug!“ lautete die Antwort des Vaters; der Sohn aber lachte: „Meinetwegen! Doch eins meiner Augen für jeden in Alexandria, der es Dir nachmacht!“

Da rief der Alte aufbrausend und mit hoch erhobener Faust: „Weil, wer etwas Rechtes kann hier zu Lande, sich wohl hütet, die göttliche Kunst mit solchen Nichtigkeiten zum Kinderspotte zu machen. Beim Hunde! Am liebsten würf' ich die Brocken dort: den Onyx, die Muscheln, den Jaspis und wie sie sonst heißen, ins Feuer und zerhiebe das erbärmliche Werkzeug mit diesen Fäusten, die zu anderen Dingen bestimmt sind.“

Da schlug der Sohn den Arm um den gewaltigen Nacken des Alten und unterbrach ihn munter: „Ja, Vater Heron, daß sie zum Dreinschlagen taugen, das haben der Philipp und ich oft genug zu fühlen bekommen.“

„Viel zu selten,“ brummte der Künstler, und der Jüngling fuhr fort: „Das laß ich gelten, obgleich von

Deinen Streichen jeder einzelne so viel wert war wie ein Dutzend von der Hand anderer alexandrinischer Väter. Aber daß diese Fäuste, diese Gigantenhände an menschlichen Armen, dem Psychebilde dort den holden Liebreiz ums Mäulchen zaubern konnten, das, Alter, wenn das kein Wunder der Kunst ist . . ."

„Die Entwürdigung der Kunst," unterbrach ihn der Alte; doch der Jüngling entgegnete schnell: „Der Sieg des Feinsten über das Grobe."

„Ein Sieg!" wiederholte der Steinschneider und schwang dabei höhnisch die schwere Hand. „Ich weiß ja, weshalb ihr mir das drückende Joch mit eitler Schmeichelrede wie mit Blumen umwickelt. Wenn der graue Griesgram hinter dem Schraubstocke sitzt, so pfeift er sich höchstens ein Lied und verschont euch mit Klagen. Und dazu das Gold, das sein Schaffen ins Haus bringt!"

Dabei lachte er höhnisch auf, und während Melissa bekümmert zu ihm in die Höhe schaute, trat ihr Bruder ihm näher und rief: „Wenn ich nicht wüßte, wie es gemeint ist, alter Meister, und wär' es nicht schade um die herrliche Psyche, ich gäbe sie dem Strauß im Hofe des Skopas zu fressen; denn, beim Herkules, der verdaut Deine Steine leichter, als wir solchen kränkenden Vorwurf. Freilich danken wir den Musen, daß das Schaffen Dir die finsteren Gedanken zerstreut; — was aber das andere angeht — es widersteht mir, das Wort nur über die Lippen zu bringen, — das Gold, — so brauchen wir es so wenig wie Du, der es, wenn die Truhe voll ist, zu dem andern vergräbt oder versteckt. Apollodor hat mir für das Ausmalen seines Männersaales drei ganze Talente von dem gelben Unsegen aufgedrungen. Die alte

Schiffermütze, in die ich es zu dem andern warf, wird platzen, wenn Seleukus erst die Bildnisse seiner Tochter bezahlt; und stiehlt ein Dieb das Deine und Meine zusammen, uns braucht's nicht zu grämen. Im Handumdrehen erwirbt mein Pinsel und Dein Stichel uns neues. Und was brauchen wir denn? Auf Kampfwachteln wetten wir nicht, Rosse lassen wir nicht rennen, erkaufte Liebe ist mir von Anfang an widrig gewesen, mehrere Gewänder, für die wir in den Beutel greifen, weil sie uns gefallen, tragen wir nicht über einander; eins ist schon zu heiß unter dieser Sonne. Dies Haus ist Dein eigen. Was wir selbst, die Vögel und unsere Sklaven verzehren, deckt schon die Miete zur Hälfte, die Glaukias für die Werkstätte zahlt, die Du mit dem Garten vom Großvater erbtest. Der Philipp lebt von Luft und Weisheit und wird noch dazu aus dem großen Futterkorbe des Museums gespeist."

Hier unterbrach der Starmatz die lebhafte Rede des Jünglings mit dem Ruf: „Meine Kraft, meine Kraft!" Die Geschwister aber schauten einander verständnisvoll in die Augen, und Alexander fuhr mit warmer Herzlichkeit fort: „Aber es liegt Dir ja selbst fern, uns solcher Schändlichkeit fähig zu halten. Weihe doch das nächste fertige Kunstwerk der Isis oder dem Serapis. Laß den Kopfschmuck der Göttin oder den Mantel des Gottes mit Deinen Meisterwerken schmücken. Uns soll es recht sein, und die Himmlischen geben Dir vielleicht zum Dank dafür die verlorene Lebenslust wieder."

Da wiederholte der Vogel den klagenden Ruf: „Meine Kraft," und der Jüngling fuhr mit wachsender Lebhaftigkeit fort: „Das Beste wäre freilich, Du würfest den

Schraubstock, die Radirnadel, den Polirstahl, und wie das zierliche Werkzeug sonst heißt, wirklich ins Wasser und machtest Dich an den Atlas, von dem wir Dich sprechen hören, seit wir griechisch verstehen. Beginne doch endlich mit dem Koloß! Ein Wort, und morgen steht hier oder in der Werkstatt des Glaukias, die ja Dein eigen, und auf seinem Modellirtisch der fügsamste Thon. Ich weiß, wo der beste zu haben, und besorge ihn in Massen. Der Nachbar Skopas borgt mir sein Fuhrwerk. Da sehe ich den Thon schon vor Augen und Dich selbst, wie Du ihn rüstig auftürmst, bis Dir die gewaltigen Arme erlahmen. Dabei wird nicht gepfiffen und gesummt, sondern frisch heraus gesungen aus der breiten Brust wie früher, als die Mutter noch lebte, wenn Du Dich bei den Dionysien mit Deinen Jungen dem trunkenen Zuge geselltest. Dann glättet sich die Stirn Dir auch wieder, und wenn das Modell Dir glückt, und es gilt, Marmor zu kaufen oder den Erzgießer zu zahlen, heraus dann mit dem Gold aus der Truhe und den Verstecken! Die ganze, volle Kraft kannst Du dann brauchen, und Dein Traum, einen Atlas zu bilden, wie ihn die Welt noch nicht sah, Dein schöner Traum wird zur Wahrheit."

Bis dahin hatte Heron dem Sohne tief atmend zugehört; jetzt aber warf er einen scheuen Blick auf das Tischlein mit dem Wachs und Gerät, strich das wirre Haar aus der Stirn und fiel dem Maler mit einem bitteren Lächeln ins Wort: „Der Traum, sagst Du, der Traum! Als ob ich nicht selber wüßte, daß ich nicht mehr der Mann bin, den Atlas zu stande zu bringen, als ob ich nicht auch ohne euch fühlte, daß die Kraft dazu mir erlahmte."

„Aber, Vater," unterbrach ihn der Maler, „ist es recht, vor dem Kampf das Schwert fortzuwerfen? Und wenn der Versuch auch nicht gelänge . . ."

„Euch wär' es freilich das Liebste," unterbrach der Steinschneider den Sohn. „Welch besseres Mittel gäb' es wohl, dem alten Einfaltspinsel ein für allemal zu zeigen, daß die Zeit des Schaffens im Großen für ihn vorbei ist?"

„Das ist ungerecht, ist Deiner nicht würdig, Vater," fiel ihm hier der Jüngling neu erregt ins Wort; der Alte aber unterbrach ihn mit erhobener Stimme: „Du schweigst, Bube! Eins wenigstens ist — daß ihr's wißt — mir immer noch verblieben: die Schärfe der Augen, und sie thaten das Ihre, wie ihr euch anblinzeltet, als der Starmatz sein ‚meine Kraft' rief. Ja, der Vogel hat recht, wenn er beklagt, was einst groß war und jetzt zum Kinderspott wurde. Aber Du, der Du dem Manne Ehrfurcht schuldest, dem Du das Leben verdankst und was Du erlerntest, Du erlaubst Dir, seit das erste Gemälde Dir leidlich gelang, über die kleinere Kunst des eigenen Vaters die Achseln zu zucken. Wie sich das bläht, seit er durch meine opferwillige Sorge ein Maler wurde! Wie das auf den Beklagenswerten herabschaut, den des Lebens Not zwang, aus einem Bildhauer, der das Höchste versprach, ein Steinschneider zu werden. Im tiefsten Innern — ich fühle es — nennst Du meine mühevolle Kunst nur ein halbes Handwerk. Vielleicht gebührt ihr auch kein besserer Name; daß Du aber, daß ihr mit dem Vogel gemeinsame Sache macht und den heiligen Drang verspottet, der den Alten immer noch antreibt, der wahren und echten Kunst zu dienen und etwas

Großes, einen Atlas, wie ihn die Welt noch nicht erschaute, in gewaltiger Größe zu bilden, das . . ."

Hier schlug er die Hände vor das Antlitz und schluchzte laut auf, und seinen Kindern schnitt auch diesmal das klägliche Weinen des riesenstarken Mannes ins Herz, obgleich sie seit dem Tode der Mutter den Zorn und Mißmut des Vaters schon unzähligemale in kindischen Jammer hatten umschlagen sehen.

Heute mußte der Alte ja weicher gestimmt sein als sonst; denn man feierte die Nekysia, das Totenfest, das sich in jedem Herbst wiederholte, und er hatte schon in der Frühe das Grab der verstorbenen Gattin mit der Tochter besucht und den Leichenstein gesalbt und mit Blumen geschmückt.

So sprachen ihm denn seine Kinder ermutigend zu, und wie er sich endlich gefaßt und die Thränen getrocknet hatte, bat er so wehmütig und weich, daß man die Stimme des grimmigen Polterers kaum wieder erkannte: „Laßt nur; es geht schon vorüber. Ich vollende morgen die Gemme, und dann kommt der Serapis an die Reihe, den ich dem Oberpriester Theophilus versprach. Mit dem Atlas kann es nichts werden. Du hast es vielleicht doch redlich gemeint, Alexander; aber seitdem die Mutter dahinging, sehet Kinder, seitdem . . . Die Arme sind ja nicht schwächer geworden, doch hier drinnen, — was da zusammenschrumpfte, zerbrach, zerfloß — ich weiß es nicht zu benennen. Meint ihr es gut — und ihr thut es — so dürft ihr mir nicht grollen, wenn die Galle einmal überläuft; es hat sich hier drin zu viel davon gesammelt. Wozu ich bestimmt war und was ich erstrebte, erreichte ich nicht, was ich liebte, ging mir verloren, und wo fände ich wohl Trost und Ersatz?"

Da versicherten die Kinder ihn bewegt ihrer Liebe, und er ließ sich den Kuß Melissas gefallen und strich dem Alexander über die Locken. Endlich fragte er nach dem ältesten Sohne Philipp, seinem Liebling, und als er erfuhr, daß dieser, der einzige, von dem er verstanden zu werden meinte, ihn auch heute, am Totenfeste, nicht aufsuchen werde, brauste er wiederum auf und schalt auf die Verderbnis der Zeit und die Undankbarkeit der Kinder.

„Ist es wieder ein Besuch, der den Philipp zurückhält?" fragte er unwirsch, und wie Alexander dies verneinte, rief er höhnisch: „Dann ist es ein Wortgefecht im Museum. Und über diesen Nichtigkeiten wird der Vater und die Pflicht des Sohnes gegen die Mutter vergessen."

„Du hattest doch sonst Deine Lust an solchem Ringspiel der Geister," bemerkte die Tochter bescheiden; der Alte aber fiel ihr abweisend ins Wort: „Weil man diese elende Welt darüber vergißt, den Jammer des Daseins und die marternde Gewißheit, geboren zu sein, um dem grausen Tod zu verfallen. Doch was wißt ihr von dem allen?"

„Am Sterbebette der Mutter," versetzte das Mädchen, „haben auch wir einen Blick in das gräßliche Mysterium gethan." Und Alexander fügte ernst hinzu: „Und seit wir uns zum letztenmal sahen, Vater, darf ich mich gewiß zu den Eingeweihten zählen."

„Weil Du eine Leiche gemalt hast?" fragte der Alte.

„Ja, Vater!" entgegnete der Jüngling und schöpfte tief Atem.

„Ich warnte Dich," bemerkte Heron im Ton überlegener Erfahrung. Dann erklärte er, während Melissa

ihm die Falten des blauen Umwurfs zurechtzog, daß er ins Freie zu gehen gedenke.

Dabei seufzte er tief auf, und seine Kinder wußten, wohin es ihn zog. Er wollte das Grab, zu dem ihn Melissa am Morgen begleitet hatte, noch einmal aufsuchen, und zwar allein, um dort der verlorenen Gefährtin ungestört zu gedenken.

Zweites Kapitel.

Die Geschwister waren allein.

Melissa seufzte tief auf; der Bruder aber trat ihr näher, legte ihr den Arm um die Schulter und sagte: „Schwer hast Du's gewiß, armes Ding! Achtzehn Jahre alt und bei so großer Anmut eingesperrt zu sein wie im Gefängnis. — Es wird Dich keiner darum beneiden, wenn auch Dein Kerkergenoß und Meister jünger und anders geartet wäre wie unser Alter! Aber wir kennen ihn ja. Es nagt ihm so viel an der Seele, und das Poltern und Toben thut ihm gut wie unsereinem das Lachen."

„Wüßten die anderen nur auch," versetzte das Mädchen, „wie gut und weich doch im Grunde sein Herz ist."

„Den Freunden zeigt er sich anders als uns," versicherte der Jüngling; doch Melissa schüttelte das Haupt und rief traurig: „Gestern noch fuhr er den Kunsthändler Apion an, es war schrecklich. Er hatte euch beide nun schon das siebentemal vergeblich zur Mahlzeit erwartet, und in der Dämmerstunde, als er die Arbeit beendet, faßte ihn wieder der Jammer, und ihn weinen zu sehen, o, wie das weh thut! Der Syrer fand ihn

mit nassen Wangen, und wie er sich herausnahm, in seiner witzelnden Weise darüber zu scherzen . . ."

„Da hat's ihm der Alte gegeben!" unterbrach sie der Bruder und lachte hell auf. „Der wagt sich gewiß so bald nicht wieder an den verwundeten Löwen!"

„Das ist das rechte Wort," erwiderte Melissa, und ihre großen Augen leuchteten heller. „Schon bei der Hetze im Zirkus mußte ich an den Vater denken, wie der große Wüstenkönig mit dem abgebrochenen Speer im Rücken dalag und laut winselnd das mähnige Haupt in den Pranken verbarg. Die Götter sind grausam."

„Das sind sie," entgegnete der Jüngling im Tone fester Ueberzeugung; seine Schwester aber blickte erschrocken zu ihm auf und rief: „Das sagst Du, Alexander? Ja, ja . . . Du sahst schon vorhin nicht wie sonst aus. Auch Dich hat ein Unglück betroffen."

„Ein Unglück?" fragte der andere, und seine Hand glitt ihr besänftigend über die Locken. „Das eben nicht, und, Du weißt ja, dergleichen geht bei mir schnell genug vorüber. Die da oben haben mir freilich recht deutlich gezeigt, daß es ihnen bisweilen gefällt, das Gastmahl des Lebens mit recht bitterem Trank zu verderben. Aber wie der Mond, so wechselt zum Glück alles, was er bescheint. Manches hier unten ist allerdings sonderbar bestellt. Wie Augen und Ohren, Hände und Füße, schaffen die Himmlischen so vielerlei doppelt, und das Unglück, sagt man, kommt wie die Ochsen gewöhnlich paarweis."

„So hat es auch Dich zwiefach getroffen?" fragte Melissa und faltete die Hände über der angstvoll wogenden Brust.

„Mich, Kind, nein! Den jüngeren Sohn Deines

Vaters eigentlich gar nicht, und wär' ich ein Philosoph wie unser Bruder Philipp, dann grübelte ich jetzt nach, woher es komme, daß man nur naß werden kann, wenn die Feuchtigkeit uns selbst berührt, und doch recht jämmerlich elend, wenn das Unglück einen andern durchnäßt. Aber sieh mich nicht so ängstlich an mit den großen Augen! Einen Eid kann ich leisten, daß ich als Mensch und Künstler mich niemals wohler fühlte, und ich sollte darum eigentlich auch heute noch meine alte Meinung verteidigen. Aber es ward mir die Larva beim Festschmaus des Lebens gezeigt. — Was das für ein Ding ist? Eine Puppe, das Abbild eines verstorbenen Menschen, das die Aegypter und jetzt auch die Römer bei den Gastmählern die Runde machen lassen, um die Fröhlichen zu ermahnen, jede Stunde mit Genuß zu erfüllen, weil es mit der Freude nur allzu bald aus sei. Solche Larva nun, Mädchen — —"

„Du denkst an die verstorbene Tochter des Seleukus, deren Bildnis Du maltest?" fragte Melissa.

Da nickte der Jüngling ihr zu, warf sich auf den Arbeitsstuhl der Schwester und rief mit ihrer Stickerei in den Händen: „Schaffe Licht, Mädchen! Ich will Dein hübsches Gesicht sehen. Es gilt zu prüfen, ob Diodor keinen Meineid leistete als er neulich im ‚Kranich' schwur, in ganz Alexandria geb' es kein gleiches. Außerdem ist mir das Dunkel zuwider."

Wie Melissa mit der brennenden Lampe zurückkam, fand sie den Bruder, der sonst nie lange stillsaß, immer noch in sich selbst versunken an der nämlichen Stelle; doch sprang er bei ihrem Eintritt in die Höhe und schnitt ihre besorgten Fragen mit dem Rufe ab: „Geduld, nur

Geduld! Du sollst alles erfahren. Eigentlich wollt' ich Dir heute am Totenfest die Ruhe nicht stören. Und dann ... Morgen steht es vielleicht schon wieder besser mit ihm, und übermorgen ..."

Da fiel Melissa ihm dringlich ins Wort: „So ist Philippus erkrankt ..."

„Nicht eigentlich, Kind," lautete die Antwort. „Kein Fieber, kein Schüttelfrost, kein Ziehen und Reißen. Er liegt auch nicht im Bett und trinkt keine bitteren Mixturen. Aber gesund ist er auch nicht, so wenig wie ich, der ich doch vorhin in die Speisen des Elefantenwirtes eingehauen habe wie ein hungriger Wolf und sofort mit gleichen Füßen über diesen Tisch fortspringen könnte. Befiehlst Du die Probe?"

„Nein, nein," bat Melissa mit wachsender Besorgnis. „Wenn Du mich lieb hast, so gib mir kurz und bündig zu hören ..."

„Kurz und bündig," seufzte der Maler. „Das wird in diesem Falle nicht leicht sein; aber ich will mein Bestes versuchen. Hast Du Korinna gekannt?"

„Die Tochter des Seleukus?"

„Ganz recht; die verstorbene Jungfrau, deren Leiche ich malte."

„Nein, doch Du wolltest ..."

„Ich wollte kurz sein, aber es liegt mir mehr daran, verstanden zu werden, und wenn Du sie nicht mit Augen gesehen, wenn Du nicht weißt, welches Wunder der Schönheit die Götter bei der Schöpfung dieser Jungfrau verrichtet, dann bist Du berechtigt, mich für einen Narren und den Philipp für wahnsinnig zu halten, was er doch, dank den Göttern, einstweilen noch keineswegs ist."

„So hat auch er die Verstorbene gesehen?“

„Nein, nein . . . Und vielleicht dennoch! Das ist alles noch dunkel. Ich weiß ja kaum, was mit mir selber geschah. Vor dem Vater glückte es mir, mich zusammenzunehmen, aber jetzt, wo das alles in mir aufsteigt, wo ich es vor Augen habe, so deutlich, so körperlich, so mit Händen zu greifen, jetzt . . . Beim Hunde, Melissa, wenn Du mich noch einmal unterbrichst . . .“

„So fang doch an; ich will schweigen,“ fiel ihm die Schwester ins Wort. „Deine Korinna kann ich mir leicht als ein göttlich schönes Frauenbild denken.“

Da hob der Jüngling die Hände mit leidenschaftlichem Ungestüm und rief: „O, wie wollt' ich sie, die dies wundervollste Kunstwerk gebildet, rühmen und preisen, wie wäre mein Mund übergeflossen von ihrer Huld und Güte, wenn sie es der Welt vergönnt hätten, sich an dem Zauber dieses herrlichen Wesens weiter das Herz zu erwärmen und in ihr das Abbild ihrer eigenen, ewigen Schönheit mit frommer Andacht zu ehren. Aber sie haben ihr eigenes Meisterwerk frevlerisch vernichtet, die kaum erschlossene Blume zertreten, den Stern schon beim Aufgang verlöscht! Wenn das ein Mensch gethan hätte, Melissa, ein Mensch, was wäre sein Schicksal! Wenn das . . .“

Hier schlug Alexander in leidenschaftlicher Erregung die Hände vor das Antlitz; doch als er den Arm der Schwester auf seiner Schulter fühlte, gewann er die Fassung zurück und fuhr ruhiger fort: „Du hast ja gehört, daß sie tot ist. In Deinem Alter stand sie; achtzehn Jahre alt ist sie gestorben, und ihr Vater gab mir den Auftrag, das Bild ihrer Leiche zu malen. Füll mir

den Becher. Ich will so gelassen fortfahren wie ein Ausrufer, der den Leuten einen ausgebrochenen Sklaven beschreibt."

Nun trank er in langen Zügen und wandelte ruhelos vor der Schwester auf und nieder, während er berichtete, was ihm in den letzten Tagen begegnet.

Vorgestern mittag war er von dem Wirtshause aus, wo er mit Freunden munter und sorglos gezecht hatte, dem Rufe des Seleukus gefolgt. Noch kurz bevor er den Thürklopfer hob, hatte ihm ein lustiges Lied auf den Lippen geschwebt. Daseinsfreudiger war ihm, dem Frohesten der Frohen, nie zu Sinne gewesen. Einer der ersten Männer der Stadt, ein Kenner, hatte ihn mit einer schönen Bestellung beehrt, und die Aussicht, etwas Totes zu malen, gefiel ihm. Sein alter Meister hatte oftmals den reizvoll feinen Ton der Fleischfarben an frischen Leichen gerühmt. Wie sein Blick auf das Gerät gefallen war, das der Sklave ihm nachtrug, hatte er sich höher aufgerichtet im stolzen Gefühl, vor einer schönen Aufgabe zu stehen, der er gewachsen. Dann hatte der Thürhüter ihm das Haus geöffnet, ein graubärtiger Gallier, und wie er ihm in das verhärmte Antlitz geschaut und von ihm durch eine stumme Bewegung die Weisung erhalten, vorwärts zu schreiten, war er schon ernster geworden.

Er hatte Wunderdinge von der Pracht des Hauses vernommen, das er nun betrat, und der hohe Säulensaal, der ihn aufnahm, der Mosaikboden, über den er schritt, die Marmorbilder und Hautreliefs an dem oberen Teil der Wände wären wohl wert gewesen, sie aufmerksam zu bewundern, doch er, dessen Auge sich sonst alles, was

er einmal gesehen, so fest einprägte, daß er es nachzeichnen konnte, hatte nichts einzelnes von dem vielen, das es dort zu bewundern gab, näher betrachtet; denn schon im Vorsaal war es ihm ganz seltsam zu Mute geworden. Grabesstille hatte in den hohen Hallen geherrscht, die ein beklemmender Duft von Ambra und Weihrauch erfüllte. Es war ihm auch gewesen, als sei die Sonne, die doch eben noch mit vollem Glanz am azurblauen Himmel strahlte, hinter Wolken verschwunden; denn ein befremdliches Dämmerlicht, wie es noch keinem begegnet war, hatte ihn umgeben. Jetzt wußte er, daß es durch die schwarzen Velarien gedrungen war, womit man die offenen Decken der Räume verschlossen hielt, durch die man ihn führte.

Ein junger Freigelassener hatte sich schon im Vorsaal an ihm vorbeigedrängt und war lautlos wie ein Schatten durch dämmerige Räume geeilt. Seine Aufgabe war wohl gewesen, der Mutter der Verstorbenen die Ankunft des Malers zu melden; denn bevor Alexander noch Zeit gefunden hatte, das Auge an den üppig blühenden Pflanzenmassen zu weiden, die den Springbrunnen in der Mitte des Impluviums umgaben, war ihm eine hohe Matrone in lang wallenden Trauergewändern entgegengetreten: die Mutter Korinnas.

Ohne den schwarzen Schleier zu lüften, der ihr vom Scheitel bis auf die Füße herabfloß, hatte sie ihm stumm gewinkt, ihr zu folgen.

Bis dahin war in diesem von Tod und Kummer heimgesuchten Hause noch kein Laut aus dem Mund eines Menschen an sein Ohr gedrungen, und diese Stille hatte den lebensfrohen Künstler so schwer bedrückt, daß er, um

nur den Ton der eigenen Stimme zu vernehmen, der Matrone mitgeteilt hatte, wer er sei und wozu er komme.

Doch die Antwort war wieder nur eine stumme, zustimmende Neigung des Hauptes gewesen.

Die Wanderung mit seiner hohen Führerin hatte übrigens nicht lange gedauert und in einem weiten Gemache ein Ende genommen. Durch hundert und aberhundert der herrlichsten Pflanzen, vor denen eine Menge von Kränzen ruhte, war es in einen Blumengarten verwandelt worden, und in seiner Mitte hatte das Lager der Verstorbenen gestanden. Auch diese Halle war von dem schwärzlichen Dämmerlicht erfüllt gewesen, das ihn schon im Vorsaale befremdet.

Der dunkle und verhüllte regungslose Körper dort auf dem Lager, das ein dichter Kranz von Lotusblumen und weißen Rosen umrahmte, war sein Modell Hier sollte er malen, und er konnte kaum eine Pflanze von der andern unterscheiden, kaum die Form der Vasen erkennen, die das Totenbett umstanden. Nur die weißen Blütenblätter schimmerten wie eine Reihe von Lichtern durch das unheimliche Halbdunkel und außer ihnen in ähnlichem Glanz mitten auf dem Lager ein sanft gerundetes Etwas, der unverhüllte Arm der Verstorbenen.

Da hatte das Herz ihm höher zu schlagen begonnen, die Schaffenslust des Künstlers war wieder in ihm erwacht, und er hatte sich zusammengerafft und der Matrone eröffnet, daß es unmöglich sei, in solchem Lichte zu malen.

Wiederum war nur eine Neigung des Hauptes die Antwort gewesen, — doch die wortkarge Frau hatte nach dem Lager hingewinkt, und zwei dienende Jungfrauen, die hinter ihm am Boden gekauert, waren plötzlich, als

entstiegen sie der Erde, aus dem Dunkel emporgetaucht, und ihrer Gebieterin näher getreten.

Da hatte ein neuer Schauer das Blut des Malers durchrieselt, aber gleich darauf war die Stimme der Matrone beinah männlich tief, doch wohllautend ihm ans Ohr geklungen, und sie hatte den Mädchen geboten, den Vorhang zurückzuziehen, so weit es der Maler begehre.

Nun meinte er, sei der Zauber gebrochen, und statt der frommen Todesschauer werde Neugier und Schaffenslust seine Seele beherrschen. Gelassen hatte er die nötigen Anordnungen getroffen, den Dienerinnen thatkräftig geholfen, sein Gerät geordnet und dann die Matrone gebeten, die Verstorbene zu entschleiern, damit er sehe, von welcher Seite her er am besten ans Werk gehen könne.

Doch nun war die Fassung ihm wieder ins Wanken geraten; denn die hohe Frau hatte die Hand auf den Schleier gelegt und ihn mit einem Blicke gemessen, als habe er etwas Unerhörtes, Empörendes gefordert.

So mächtige Augen waren ihm noch unter der Stirn keines andern Weibes begegnet, und doch waren sie vom Weinen gerötet und schwammen in Thränen. Bitteres Weh sprach auch aus jedem Zuge ihres wohlerhaltenen Antlitzes, dessen strenge, majestätische Schönheit wohl zu dem tiefen Klang der Stimme paßte. Wem es vergönnt gewesen war, dies Weib in der Blütezeit jungfräulicher Schönheit zu schauen!

Aber sie hatte seiner staunenden Bewunderung nicht geachtet, und bevor sie seiner Forderung nachkam, war ihre fürstliche Gestalt erzittert, und laut aufschluchzend hatte sie die Hand erhoben, um die Hülle von dem Haupt

der Tochter zu heben. Dann war sie stöhnend neben dem Lager zusammengesunken, um die Wange an das Antlitz der Verstorbenen zu schmiegen. Endlich war sie aufgestanden und hatte dem Maler zugeraunt, daß, wenn das Werk ihm gelinge, ihr Dank keine Grenzen kennen werde.

„Was sie weiter sagte," fuhr Alexander fort, „verstand ich nur halb; denn sie weinte dabei, und ich konnte die Gedanken nicht sammeln. Später erst hörte ich von ihrer Zofe — es war eine Christin — sie habe mir eröffnet, daß am nächsten Morgen die Verwandten und die Klagefrauen kommen würden. Bis in die Nacht hinein dürfe ich hier den Pinsel führen, nicht länger. Man habe gerade mir diesen Auftrag erteilt, weil Seleukus von meinem alten Meister Bion vernommen, es gelinge mir schneller als anderen, die Züge des Vorbildes treu wiederzugeben. Vielleicht sagte sie auch noch ganz anderes; ich aber, ich hörte nichts; denn ich sah nur. Es war mir, wie der Schleier dies Antlitz nicht länger den Blicken entzog, als hätten mir die Götter ein Geheimnis offenbart, das sie sonst nur den Himmlischen zu teilen gestatten. So andächtig war mir die Seele nie vorher und nachher gestimmt, in so feierlicher Glückseligkeit wie in jenen Augenblicken hat mir das Herz nimmer geschlagen.

„Was ich da schauen und nachbilden durfte, das war kein menschliches und auch kein göttliches Wesen, das war die Schönheit selbst, von der ich schon manchmal im seligsten Rausche geträumt.

„Und — versteh' mich aber nicht falsch — es kam mir nicht in den Sinn, um diese Verstorbene zu trauern und ihren frühen Tod zu beklagen. Sie schlummerte ja

nur. — Es war mir, als belausche ich den Schlaf der Geliebten. Wie schlug mir das Herz! O Kind, Kind, und das Schaffen, das nun folgte, das waren Wonnen, wie sie sonst wohl nur die Olympischen an ihren goldenen Tafeln empfinden. Jeder Zug, jede Farbe das vollendet Schönste, was des Künstlers Seele nicht auszudenken, nein, nur zu ahnen vermag. Die köstliche Freudigkeit blieb, doch die Unruhe wich einem unbeschreiblichen, stillen Genügen. Und während ich den Rotstift gebrauchte und die Farben mit dem Cestrum verschmolz, blieb mir nach wie vor die traurige Empfindung weltenfern, eine Leiche zu malen. Schlummerte sie, so war sie unter glückseligen Erinnerungen entschlafen. Oft war es mir auch, als regten sich die Lippen des wundervoll geschnittenen Mundes und als spiele ein leiser Hauch mit dem wie das Deine verschwenderisch reich gewellten, braunen, glänzenden Haar. Die Muse half mir, und das Bildnis — Meister Bion und andere, denk' ich, werden es loben, wenn es auch dem unerreichbaren Vorbild nur gleicht wie die Lampe dort dem glänzenden Abendstern drüben."

„Und bekommen wir es zu sehen?" fiel Melissa dem Bruder, dem sie mit angehaltenem Atem gelauscht hatte, eifrig ins Wort.

Da war es dem Künstler, als werde er aus dem Traume gerissen, und er mußte sich besinnen, wo er war und zu wem er sprach. Mit einer raschen Handbewegung strich er sich das Lockenhaar von der perlenden Stirn und frug hastig: „Ich verstand Dich nicht recht, was begehrst Du?"

„Ich fragte nur, ob wir das Bildnis zu sehen bekämen," versetzte sie schüchtern. „Es war nicht recht,

Dich zu stören. Und doch! Wie das Haupt Dir glüht! Trinke noch einmal, bevor Du fortfährst. Bist Du wirklich vor Sonnenuntergang fertig geworden?"

Da schüttelte Alexander verneinend das Haupt, leerte den Becher und fuhr dann ruhiger fort: „Nein, nein! Schade, daß Du mich unterbrachst. Ich war im Geiste mitten im Malen. Da ist der Mond ja schon! Ich muß mich beeilen; denn nicht um meinet-, um Philipps willen erzähl' ich das alles."

„Ich störe Dich gewiß nicht wieder," versicherte Melissa.

„Gut, gut," entgegnete der Maler. „Es gibt übrigens auch nicht viel Freundliches mehr zu berichten. Wo bin ich nur stehen geblieben?"

„Beim Malen, so lang es noch Tag war."

„Ganz recht; ich erinnere mich! Es begann also zu dunkeln. Dann brachte man Lampen, helle, prächtige, und so viel ich begehrte. Kurz vor Sonnenuntergang kam auch Seleukus, der Vater Korinnas, um die verstorbene Tochter noch einmal zu sehen. Der stattliche Mann trug sein Leid mit maßvoller Ruhe; vor der Leiche seines Kindes faßte es ihn aber dennoch hart genug an. Aber das kannst Du Dir denken ... Er lud mich auch zu einem Imbisse, und was man da auftrug, hätte einen Satten zum Zugreifen gereizt; ich aber konnte nur wenige Bissen genießen. Berenike, so heißt die Mutter, netzte nicht einmal die Lippen, doch Seleukus griff zu für uns beide, und das verdroß — man sah es ihr an — seine Gattin. Während der Mahlzeit fragte der Kaufherr mancherlei nach mir und dem Vater. Den Philipp hatte er von seinem Bruder Theophilus, dem Oberpriester, rühmen

hören. Von ihm erfuhr ich auch, Korinna sei von den kranken Sklavinnen, die sie gepflegt, angesteckt worden und schon am dritten Tage an einem hitzigen Fieber gestorben. Während ich aber dem redenden und schmausenden Lebemanne zuhörte, mußt' ich sein Weib, das mir stumm und regungslos gegenüber lag, fortwährend betrachten; denn die Götter hatten in Korinna ihr verjüngtes Ebenbild geschaffen. Frau Berenikes Augen glühten freilich in einem düsteren, ich möchte sagen Furcht erregenden Glanz, — und doch waren sie wie die Korinnas geschnitten. Das sprach ich aus und fragte, ob sie von der gleichen Farbe gewesen; wegen des Bildnisses liege mir daran, es zu wissen. Da verwies mich Seleukus auf das Gemälde, das der alte Sosibius malte, der neulich nach Rom ging zur Arbeit in den neuen Bädern des Kaisers. Im vorigen Jahr bemalte er die Wand eines Saales im Landhause des Kaufherrn zu Kanopus. Eine Galatea bildet den Mittelpunkt des Werkes, und sie ist — jetzt weiß ich's — ein gutes, recht ähnliches Bildnis.

„Was ich in dieser Nacht vollende, erklärte Seleukus weiter, solle an dem Hauptende des Sarges der Tochter angebracht werden; doch dürfe ich es noch zwei Tage behalten, um in meiner Werkstatt bei größerer Ruhe und mit Hilfe der Galatea zu Kanopus ein zweites Bildnis der Verstorbenen für das Stadthaus zu malen.

„Darauf ließ er mich wieder mit der Gattin allein.

„Welch ein herrlicher neuer Auftrag! Und mit wachsender Lust und ruhiger als vorher bin ich auch wieder an die Arbeit gegangen. Es galt ja nicht mehr zu eilen; denn das erste Bild kam in die Gruft, und auf das zweite konnte ich alle Sorgfalt verwenden. Uebrigens

standen mir auch schon damals Korinnas Züge unauslöschlich deutlich vor Augen.

„Bei Lampenlicht malen ist sonst nicht meine Sache; doch diesmal sagte es mir zu, und bald überkam mich wieder die glückselig feierliche Stimmung, die mich vor der Leiche beherrschte. Nur bisweilen ward sie durch einen Seufzer oder den leisen Ruf der Mutter getrübt: ‚Dahin, dahin, kein Trost, auch nicht der ärmste.‘

„Und was gab es darauf zu erwidern? Wem gäbe der Tod wohl zurück, was er raubte?

„‚Und ich kann mir nichts Abwesendes vorstellen,‘ murmelte sie einmal dumpf vor sich hin. Aber gegen diesen Mangel konnte meine Kunst Abhilfe schaffen, und so malte ich mit feurigem Eifer weiter und weiter, und zuletzt störte sie mich auch nicht mehr mit Klagen; denn der Schlaf übermannte sie, und das schöne Haupt sank ihr auf die Brust. Auch die Dienerinnen hinter dem Lager waren entschlummert, und nur ihre tiefen Atemzüge unterbrachen die Stille.

„Da überkam mich plötzlich der Gedanke, daß ich mit Korinna allein sei, und er wurde immer mächtiger in mir, und dabei war es mir, als bewegten sich ihre lieblichen Lippen und als umschwebe sie ein Lächeln, und sie lade mich ein, sie zu küssen. Und so oft ich entzückt nach ihr hinsah, immer sah und empfand ich das Gleiche, und zuletzt zog mich alles, was in mir ist, zu ihr hin, und ich konnte nicht mehr widerstehen, und meine Lippen vereinten sich in einem Kuß mit den ihren.“

Da seufzte Melissa leise auf; der Künstler aber hörte es nicht und fuhr wie außer sich fort: „Und mit diesem Kusse ward ich ihr eigen, mit ihm nahm sie mir Herz

und Sinn gefangen. Ich kann nicht mehr von ihr lassen; denn im Wachen und Schlaf steht mir ihr Bild vor Augen und hält mir Geist und Seele gefangen."

Dabei ergriff er wieder den Becher, leerte ihn mit einem raschen Zuge und rief dann: „Sei es drum! Wer einen Gott geschaut hat, sagen sie, der müsse sterben, und es ist recht so; denn ihm ist etwas Herrlicheres widerfahren als den anderen allen. Auch unserem Bruder Philipp hat die Einzige das Herz in Banden geschagen, wenn ihm nicht ein Dämon in ihrer Gestalt die Sinne verwirrte. Ich ängstige mich um ihn, und Du mußt mir helfen."

Nun sprang er auf, um das Zimmer wieder mit langen Schritten zu durchmessen, die Schwester aber hing sich ihm an den Arm und flehte ihn an, von dem bestrickenden Wahnbilde zu lassen.

Wie warm klang diese Bitte, wie zärtliche Besorgnis aus jedem Worte Melissas, da sie zu wissen verlangte, wo und wie auch ihr älterer Bruder Philipp mit der Tochter des Seleukus zusammen gekommen.

Dem Künstler wurde das leicht bewegte Herz weich, und während er dem geliebten, sonst immer hilfreichen und jetzt so ratlosen Wesen an seiner Seite das Haar streichelte, suchte er Melissa zu beruhigen, indem er den leichten Ton wieder zu finden strebte, der ihm sonst eigen, und lächelnd zu wiederholen, daß der alte frohe Mut bald wieder bei ihm einkehren werde. Sie wisse ja, rief er heiter, daß jede seiner lebenden Geliebten schnell eine Nachfolgerin gefunden, und es müsse doch seltsam zugehen, wenn eine verstorbene ihn länger zu fesseln verstehe. Mit dem Kuß nehme übrigens seine Geschichte,

so weit sie im Hause des Seleukus spiele, ein Ende; denn Frau Berenike sei bald darauf erwacht und in ihn gedrungen, das Bildnis daheim zu vollenden. Am nächsten Morgen habe er die Arbeit mit Hilfe der Galatea in der Villa zu Kanopus weiter ausgeführt, und dort sei ihm auch mancherlei über die Verstorbene zu Ohren gekommen. Ein junges Weibchen habe die Villa gehütet und ihm zur Verfügung gestellt, was er brauchte. Ihr hübsches Gesicht sei geschwollen gewesen vom Weinen, und sie habe unter Thränen gerufen, ihr Mann, der als Centurio unter den Prätorianern des Kaisers diene, werde morgen oder übermorgen mit dem Cäsar nach Alexandria kommen. Sie habe ihn lang nicht gesehen und ihm ein Kindchen zu zeigen, das er noch gar nicht kenne, und doch könne sie sich nicht freuen; denn mit der jungen Herrin sei alle Fröhlichkeit in ihr wie erloschen.

„Die Liebe, die mir aus jedem Wort der Centurionenfrau entgegenklang,“ schloß er, „half mir übrigens beim Malen, und ich konnte mit meinem Werk zufrieden sein. Das Bild war so gut geraten, daß ich es für den Seleukus in aller Ruhe vollenden, für den Sarg aber, so gut oder schlecht die vergönnte Zeit es gestattete, eine neue Kopie herstellen wollte. Solche Leichenbilder verschwinden ja in der halbdunklen Gruft, und wie wenige bekommen sie zu sehen! Es gehört auch ein Seleukus dazu, den — Dank der Muse — recht teuren Pinsel Deines Bruders für dergleichen in Bewegung zu setzen! Aber auf das zweite Bildnis kommt etwas an; denn dem kann es begegnen, neben einer Tafel von der Hand des Apelles aufgestellt zu werden, und es sollte auch den Eltern so viel von ihrem verlorenen Kinde wieder geben,

wie nur immer in meiner Macht stand. Unterwegs nahm ich mir vor, gleich nach der Heimkehr bei Licht mit der Kopie zu beginnen; denn spätestens am nächsten Abend mußte sie abgeliefert werden.

„So betrete ich denn eifrig die Werkstatt, und der Sklave stellt das verhängte Bild auf die Staffelei, während ich meinen Besucher, den Philipp, begrüße, der die Lampe angesteckt und sich natürlich ein Buch mitgebracht hat. Er war so vertieft in die Stelle, daß er mein Kommen erst merkte, wie ich ihn anrief. Da erzähle ich ihm denn, woher ich komme und was mir begegnet ist, und er findet das sehr eigentümlich und fesselnd.

„Etwas hastig und suchend war er wie immer, sonst aber klar und verständig. Dann begann er mir zu erzählen, was er von einem neu aufgetauchten Philosophen, einem früheren Sackträger, Wundersames vernommen, und erst als mein Syrus Austern brachte — denn für Kräftigeres fehlte mir noch immer die Eßlust — verlangte er das Bild der Verstorbenen zu sehen.

„Da weise ich ihn auf die Staffelei und schaue ihm nach; denn je schwerer er zu befriedigen ist, desto höher schätz' ich sein Urteil. Diesmal glaubte ich sicher auf unbedingtes Lob, ja auf einige Bewunderung zählen zu dürfen; schon um des Vorbildes willen.

„Mit einer etwas hastigen Bewegung wirft er denn auch das Tuch von dem Bilde; aber statt wie sonst erst ruhig zu schauen und dann seine scharfen Bemerkungen hervorzuschnellen, prallt er vor dem Bildnisse zurück, als habe die blendende Mittagssonne ihm ins Auge geschienen. Dann starrt er, weit vorgebeugt, auf mein Werk, und dabei fliegt ihm der Atem wie nach einem stürmischen

Wettlauf. Lautlos und als schaue er der Meduse ins Antlitz, bleibt er, ich weiß nicht wie lange, stehen, und als er endlich gar die Faust erhebt und sie an die Stirn preßt, rufe ich ihn an. Doch er erwidert nichts als ein ungeduldiges ‚Laß mich!‘ und dann, — dann fuhr er fort, das Bildnis stumm mit dem Blick zu verschlingen.

„Ich störte ihn nicht; denn auch ihn, dachte ich, habe die unsagbare Schönheit dieses Jungfrauenantlitzes bezaubert. So blieben wir beide still, bis er endlich mit heiserer Stimme fragte: ‚Das hast Du gemacht? Das, sagst Du, sei des Seleukus verstorbene Tochter?‘

„Ich bejahte dies natürlich, und nicht ganz ohne Stolz; er aber brauste plötzlich unwillig auf und warf mir in bitteren Worten vor, daß ich ihm nachgehe, ihn belauere und mit Dingen Scherz treibe, die ihm heilig seien, wenn ich es auch vorziehe, damit zu spielen.

„Ich versicherte dagegen, daß meine Antwort so ernst wie zutreffend gewesen und meine Erzählung von vorhin in jedem Worte der Wahrheit entspreche.

„Da fuhr er noch heftiger auf mich los. Auch ich begann ärgerlich zu werden, und wie er, bis ins Innerste erregt, hartnäckig auf seiner Meinung beharrte, das Vorbild meines Gemäldes könne die verstorbene Korinna nicht sein, schwur ich ihm mit der feierlichsten Würde, die ich aufbringen konnte, einen großen Eid, daß es sich doch so verhalte.

„Da stellte er mir in so weichen, rührenden Worten, wie ich sie nie aus seinem Munde vernahm, dringend vor, daß wenn ich ihn hinters Licht führe, es um seine Ruhe geschehen sei, ja daß er fürchte, den Verstand zu verlieren, — und wie ich nun zum andernmale und

beim Andenken an unsere verstorbene Mutter beteuere, es sei mir nicht eingefallen, Spaß mit ihm zu treiben, schüttelt er mehrmals das Haupt, greift sich an die Stirn und schickt sich an, die Werkstätte ohne Gruß zu verlassen."

„Und Du ließest ihn gehen?" fragte Melissa in angstvoller Spannung.

„Gewiß nicht," versetzte der Maler. „Ich vertrat ihm vielmehr den Weg und verlangte zu wissen, ob er Korinna gekannt, und was das alles bedeute; er aber verweigerte mir die Antwort und machte den Versuch, sich an mir vorbei über die Schwelle zu drängen. Da mag es denn ein sonderbares Schauspiel gegeben haben, wie wir großen, ausgewachsenen Menschen uns miteinander balgten, als wären wir noch auf dem Spielplatz. Aber ich zwänge ihn ja mit einer Hand in die Kniee, und so mußte er bleiben, und nachdem ich ihm gelobt, ihn dann ungehindert gehen zu lassen, bekannte er, daß er Korinna im Hause ihres Oheims, des Oberpriesters, gesehen habe, ohne zu wissen, wer sie sei, und ohne auch nur ein Wort mit ihr zu reden. Aber er, der sonst allem aus dem Wege geht, was ein langes Gewand trägt, hatte diese Jungfrau und ihre herrliche Schönheit nicht vergessen und — er sprach es nicht aus, doch aus jedem seiner Worte ging es hervor — war wie von Sinnen vor Liebe. Ihre Augen hatten ihn überall hin verfolgt, und das war ihm wie ein großes Unglück erschienen, weil es ihm beim Denken die Ruhe störte. Vor vier Wochen war er über den mareotischen See zum Polybius gefahren, um den Andreas zu sprechen, und wie er bei der Heimkehr am Ufer stand, hatte er sie zum andern-

male an der Seite eines älteren Mannes in weißen Gewändern getroffen. Das letzte Zusammentreffen soll aber am Morgen des Tages, an dem dies alles vorging, stattgefunden haben, und darf man ihm glauben, so sah er sie nicht nur, sondern berührte sogar ihre Hand. Es war wieder an unserem See gewesen, und sie hatte sich angeschickt, aus dem Fährboot zu steigen. Der Obolus, womit sie den Schiffsherrn bezahlen wollte, war zu Boden gefallen, und er hatte ihn aufgehoben und ihr zurückgegeben. Dabei waren seine Finger mit den ihren in Berührung gekommen. Das, sagte er, fühle er noch, und doch sollte sie nicht mehr unter den Lebenden wandeln!

„Nun war die Reihe an mir, seinen Bericht zu bezweifeln, er aber bestand auf jedem seiner Worte, wollte von Aehnlichkeiten und dergleichen nichts wissen und sprach von Dämonen, die ihm Trugbilder zeigten, um ihn zu verwirren und ihn zu verhindern, die Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge zu einem glücklichen Ende zu führen. Das steht ja im geraden Gegensatz zu seiner Anschauung von den Dämonen, und wie er endlich ins Freie stürzte, sah er aus wie von bösen Geistern besessen.

„Ich eilte ihm nach, doch in einer dunklen Gasse verschwand er. Dann hatt' ich mit der Kopie alle Hände voll zu thun, und gestern übergab ich sie dem Seleukus.

„Nun ging es ans Suchen; doch weder in seiner Wohnung, noch im Museum konnte man mir Auskunft erteilen. Heute nun war ich von früh an hinter ihm her. Selbst wie sonst bei den Nekysien*) Blumen aufs

*) Die νεκύσια oder das Totenfest.

Grab der Mutter zu bringen, hab' ich um seinetwillen vergessen. Aber gerade in der Totenstadt wird er sein; denn als ich, bevor ich hieher kam, auf dem Blumenmarkt einen Kranz bestellte, zeigte mir die hübsche Doxion zwei ganz wunderschöne, die sie für ihn gewunden und die er später abholen wollte. Er ist also jetzt in der Nekropole, und ich weiß auch, was er mit dem zweiten Kranze vorhat; denn der Thorhüter des Seleukus sagte mir, ein Mann, der sich mein Bruder genannt, sei zweimal bei ihm gewesen und habe sich lebhaft erkundigt, ob mein Bildnis schon an die Leichenhülle Korinnas befestigt. Das hatte der Alte verneint, weil die Balsamirung natürlich nicht fertig sein könne; das Gemälde werde aber heute, als am Totenfeste, in der Halle der Taricheuten ausgestellt sein. So ward es auch wirklich bestimmt. Nun aber, Kind, nimm Du Deinen klugen Mädchenkopf recht fest zusammen und ersinne etwas, wodurch man ihn wieder zu sich selbst bringt und ihn von seinem thörichten Wahne befreit."

Da rief Melissa eifrig: „Erst gilt es, ihm nachgehen und mit ihm reden. Warte einen Augenblick. Ich muß noch schnell mit den Sklaven sprechen. Der Nachttrunk des Vaters ist rasch gemischt. Vielleicht kehrt er vor uns heim, und da muß ich ihm jetzt schon das Lager . . . Im Augenblick bin ich zurück."

Drittes Kapitel.

Die Geschwister hatten einen weiten Weg zurückzulegen. Die Straßen waren voller Menschen, und je näher sie der Totenstadt kamen, desto dichter war das Gedränge.

Während sie der Stadtmauer folgten, hielten sie Rat. Nachdem sie übereingekommen waren, das Mädchen, dessen Hand Philipp ja berührt hatte, könne kein Dämon sein, der die Gestalt Korinnas angenommen habe, neigten sie sich der Annahme zu, eine Aehnlichkeit täusche den Bruder. Alexander, beschlossen sie endlich, solle diejenige suchen, welche der schönen Verstorbenen so wunderbar gleiche. Und der Künstler übernahm dies gerne; denn er brauchte zum Schaffen ein freies Herz, und das seine war noch nie so schwer belastet gewesen. Die Hoffnung, ein lebendes Wesen zu finden, das der entschlafenen Jungfrau gleiche, vereinte sich jetzt in ihm mit dem Wunsch, den hochbegabten Bruder vor der Verwirrung zu retten, in die er zu geraten drohte, und Melissa sah mit frohem Erstaunen, wie schnell dies neue Lebensziel dem Jüngling die getrübte Daseinsfreude zurückgab.

Diesmal führte sie das Wort, und Alexander, dem

nichts Schönes entging, weidete das Ohr an dem reinen Wohllaut ihrer Stimme. So, dachte er, während sie durch das Dunkel hinschritten, ist auch ihr Antlitz, und die Charitinnen, die sie mit all dem Zauber schmückten, mögen es dem Vater vergeben, daß er sie vergräbt wie sein Gold.

In Gesellschaft eines andern etwas, was ihn bewegte, still für sich auszudenken, lag nicht in seiner Weise, und so raunte er der Schwester zu: „'s ist auch gut, daß die makedonische Jugend dieser Stadt einmal zu sehen bekommt, welches Kleinod das Haus unseres Alten verbirgt. Sieh nur, wie hell Selene scheint und wie prächtig die Sterne über uns funkeln. In leuchtenderen Farben blaut der Himmel wohl nirgends! Sind wir nur erst aus dem Schatten heraus, den die Stadtmauer auf den Weg wirft, so kommen wir ins Helle. Da taucht das Serapeum aus dem Dunkel hervor. Sie versuchen wohl schon die Beleuchtung, mit der dem Kaiser, wenn er kommt, die Augen geblendet werden sollen. Aber sie müssen auch zeigen, daß in dieser Nacht die Götter der Unterwelt und des Todes allesamt wach sind. Zu so später Stunde bist Du wohl noch nie in die Nekropole gekommen."

„Wie sollt' ich?" versetzte das Mädchen; er aber gab der Freude Ausdruck, ihr zum erstenmal das wunderbare nächtliche Treiben an diesem Feste zu zeigen, und als er das laute „Ah!" vernahm, das sich ihrer Brust beim Anblick des größten aller Tempel entrang, der, mit Pechpfannen, Fackeln und zahllosen Lampen erhellt, aus dem Dunkel vor ihnen aufstieg, rief er ihr so stolz und froh bewegt ein fragendes „Nun?" zu, als schulde sie ihm diesen Anblick.

Von dem gewaltigen steinernen Unterbau, der sie trug, ragte die Kuppel des Serapeums hoch auf und schien mit der Spitze das Firmament zu berühren.

So edel waren die Formen dieses Riesenbaues dem Mädchen, das ihn immer nur bei Tage geschaut, noch nie erschienen; denn durch die von Künstlerhand angeordnete Beleuchtung trat jede seiner Linien heller und deutlicher hervor als im Lichte der Sonne, und Melittas empfängliches junges Herz vergaß bei diesem wunderbaren Anblick den Kummer, der es eben noch bedrückte, und begann schneller zu schlagen.

Das einsame Leben mit dem Vater war ihr bis dahin nach dem Sinne gewesen, und auch jetzt noch hätte sie sich für die Zukunft nichts Besseres gewünscht, als still und zurückgezogen für ihn und die Brüder zu sorgen; doch nun empfand sie dankbar die Lust, auch einmal etwas Großes und Herrliches zu schauen, und freute sich, dem Einerlei der Tage und Stunden auf kurze Zeit zu entrinnen.

Einmal hatte sie mit den Brüdern und dem Diodor, dem liebsten Freund des Alexander, einer Tierhetze, die einem Gladiatorenkampf gefolgt war, zugeschaut; doch sie war beängstigt und traurig nach Hause gekommen; denn was sie gesehen, hatte sie mehr entsetzt als erfreut. Einige der Erschlagenen und Zerrissenen kamen ihr nicht aus dem Sinn, und da sie auf den Plätzen des reichen Vaters des Diodor, auf dem untersten vornehmsten Range, gesessen, war sie von dem jungen, leichtfertigen Herrn ihr gegenüber, sobald sie nur die Augen aufschlug, so frech und herausfordernd angeschaut worden, daß es sie verletzt und beleidigt, ja mit dem Wunsche erfüllt hatte,

bald nach Hause zu kommen. Und doch war sie dem Diodor gut von Kind an, und sie hatte sich mehr darauf gefreut, so lange ganz still in seiner Nähe weilen, als der Vorstellung zuschauen zu dürfen.

Diesmal ward ihre Neugier befriedigt, und dazu erfüllte sie der Wunsch, einem teuren Menschen zu helfen, mit stiller Freude. Es that ihr auch wohl, mit Alexander, der ihr besonders lieb war, nach langer Zeit einmal wieder am Grabe der Mutter beisammen zu sein. Das konnte sie nicht oft genug besuchen, und der Segen, der — davon war sie fest überzeugt — von ihm ausging, würde gewiß auch dem Bruder zu gut kommen und von ihm abwälzen, was ihn bedrückte.

Während sie zwischen dem alles hoch überragenden Serapeum und dem lang hingestreckten Stadium dahinschritten, verdichtete sich die Menge, und auf der Brücke, die sie über den Drakokanal führte, ward das Fortkommen schwer.

Jetzt, wo der Vollmond höher stand, begannen die den unterirdischen Göttern geweihten Opfer und Schauspiele, jetzt erst hatten sich die Fabriken und Werkstätten in der auch an den Nekysien rastlos thätigen Stadt entleert, und so füllte der Weg sich immer dichter mit Menschen.

Ihrer zurückgezogenen Natur war sonst jedes Gedränge zuwider, jetzt aber kam sie sich vor wie ein Tropfen in einem kräftig fließenden Strom, in dem alles das Verlangen teilte, das sie selbst ihrem Ziel entgegentrieb.

Der Wunsch, den Verstorbenen zu zeigen, daß man ihrer gedenke und bestrebt sei, sich ihrer Gunst zu vergewissern, beseelte Mann und Weib, Alt und Jung.

Da waren wenige, die nicht ein Kränzlein oder einen Strauß selbst in der Hand gehalten, oder ihn sich von den Sklaven hätten nachtragen lassen. Vor den Geschwistern her ging eine große, kinderreiche Familie. Die schwarze Wärterin hatte sich das Jüngste auf die Schulter gesetzt, und ein Esel trug zwei Körbe, aus denen Blumen für das Grab, ein Weinkrug und Eßwaren hervorlugten. Man wollte am Grabe der Großeltern ein Gedächtnismahl halten, und die Kleine, deren hübscher blonder Lockenkopf das Wollhaupt der Negerin hoch überragte, antwortete mit fröhlichem Nicken den Winken der Geschwister. Die Kinder freuten sich auf den Schmaus zu so ungewohnter Zeit, und die Eltern an ihnen und auf das Heitere und Erhebende, das ihnen bevorstand.

Viele begehrten in dieser Nacht am Grabe der Lieben nur der guten Stunden zu gedenken, in denen sie mit ihnen glücklich gewesen, andere hofften Leid und Sorge in der Totenstadt zurückzulassen und dort frischen Lebensmut und neues Wohlsein zu finden; denn die Unterwelt stand heute weit offen, und wenn irgendwo, so nahmen in dieser Nacht die „Unterirdischen“ die Opfer der Frommen an und erhörten ihre Gebete.

Die hageren Aegypter, die sich dort stummen und gesenkten Hauptes an den Geschwistern vorbeidrängten, waren sicherlich willens, dem Osiris und dem Anubis — denn mit den Nekysien fiel das Fest aller Götter der Toten und der Auferstehung zusammen — Spenden darzubringen und sie durch magische Sprüche und Mittel zur Willfährigkeit zu zwingen.

Alles ringsum ließ sich deutlich erkennen; denn das wüste Gebiet der Totenstadt, wo sonst zu dieser Stunde

tiefes Dunkel und lautlose Stille herrschten, war heute erleuchtet, und doch vermochte das Licht die Schauer, welche diese Stätte sonst bei Nacht umschwebten, nicht völlig zu bannen; denn die ungewohnte Helligkeit blendete und verwirrte die Fledermäuse und andere Nachtvögel, und sie flatterten jetzt in dunklen, gespenstischen Scharen über den Wanderern hin. Manche hielten sie für die ruhelosen Seelen verdammter Sünder und schauten beängstigt zu ihnen in die Höhe.

Melissa zog das Kopftuch zusammen und schmiegte sich fester an den Bruder; denn auch der Gesang und das wüste Geschrei, das sie längst hinter sich vernahm, kamen ihnen nahe.

Sie schritten nicht mehr auf einer gepflasterten Straße, sondern auf hartem Wüstenboden hin. Das Gedränge hatte aufgehört, weil es sich hier in die Breite entfalten konnte, und doch eilte die unbändige Schar, nach der sie sich nicht umzuschauen wagte, ganz dicht an ihr vorüber.

Es waren Griechen von jedem Alter und beiden Geschlechtern. Die Männer schwangen Fackeln und sangen sich in zügellosem Ungestüm heiser, die Weiber stürmten bekränzt neben ihnen her. Was sie in Körben auf dem Haupte trugen, war nicht zu erkennen, und auch Alexander wußte es nicht; gab es hier doch so viele religiöse Genossenschaften und Mysterienkreise, daß er nicht einmal sagen konnte, welchem diese laute Schar angehöre.

Kaum hatten die Geschwister dann einen Zug weißgekleideter Männer, der sich gemessenen Schrittes fortbewegte und in dem der Künstler die philosophisch-religiöse Brüderschaft der Neupythagoräer erkannte, überholt, als ein kleinerer Menschenhaufen in leidenschaftlicher Erregung,

ja wie von Sinnen dahergerast kam. Die Männer trugen die roten, sackartigen Mützen ihrer phrygischen Heimat, die Weiber mit Früchten gefüllte Schüsseln. Etliche schlugen die Handpauke, andere die Cymbel, und mit sinnverwirrendem Geheul drängte der eine den andern zu immer schnellerem Vorwärtsjagen, bis der Staub sie den Blicken und neues wildes Getöse dem Gehöre entzog. Dann stürmten die Mysten des Dionysos heran und wetteiferten in tollem Ungestüm selbst mit den Phrygern.

Doch dieser rasende Zug blieb hinter den Geschwistern zurück; denn einer der schön ausgeputzten hellfarbigen Stiere, welche Männer und Jünglinge dem Zuge nachgetrieben hatten, um sie zu opfern, hatte sich, außer sich gebracht durch Geschrei und Fackellicht, losgerissen, und es galt, ihn von neuem zu fesseln.

Endlich erreichten die Geschwister den Friedhof.

Zu den lang hingestreckten Häusern der Totenbestatter konnten sie sich den Weg noch nicht bahnen. Eine undurchdringliche Menschenschar hatte sich vor ihnen gestaut, und Melissa bat aufatmend den Bruder, sie einen Augenblick ausruhen zu lassen.

Was sie auf dem Wege hierher gesehen und gehört, hatte sie aufs tiefste erregt, und doch war ihr nur selten aus dem Gedächtnis geschwunden, was sie in die Nacht hinausführte, wen sie hier suchte, und daß sie alles aufbieten müsse, ihn von dem Wahn zu befreien, der ihn bethörte.

In diesem Menschengedränge, diesem tobenden Gewühl war kaum an jene ruhige Sammlung zu denken, die sie heute morgen beim Grabe der Mutter mit dem Vater gefunden. Daran war nicht zu zweifeln, und das schöne Freiheitsgefühl, das vorhin so hell in ihr aufgeleuchtet

war, trat tief vor einer wachsenden Beängstigung und der Sehnsucht nach der gewohnten Ruhe in den Schatten.

Wenn der Vater sie hier fände!

Als sie eine hohe Gestalt, die der seinen glich, durch das vom Staub gedämpfte Fackellicht schreiten sah, zog sie den Bruder hinter den Stand eines Krämers, der Fruchtwasser und andere Erfrischungen feilbot. Der Vater wenigstens sollte noch verschont bleiben von der Unruhe, die sie um den Philipp, seinen Liebling, empfanden. Außerdem wußte sie, daß der Alte sie, wenn er sie hier fände, ungesäumt nach Hause führen würde.

Es galt jetzt, zu überlegen, wo sie dem Philipp begegnen könnten.

Hart neben ihnen standen die Buden der Händler, die Speisen und Getränke jeder Art, Blumen und Kränze, Amulette und Papyrusblätter mit seltsamen Beschwörungen für die Gesundheit des Körpers und das Heil der Seele verstorbener Menschen feilboten. Ein Sternseher, der aus dem Stand der Planeten den Lauf des künftigen Lebens voraussagte, hatte auf einer erhöhten Estrade große Tafeln und das Instrument aufgestellt, womit er wie mit einem Bogen nach den Gestirnen zielte, und sein syrischer Sklave schrie, begleitet vom Wirbel einer buntbemalten Trommel, laut aus, was er vermöge. In verschlossenen Zelten gab es allerlei magische Mittel zu kaufen, welche die Obrigkeit feilzubieten verbot: vom Liebestrank bis zu der Flüssigkeit, welche, recht angewandt, Blei, Silber und Kupfer in Gold verwandeln sollte. Hier luden alte Weiber ein, thrakische und andere Zauber zu versuchen, dort schritten Wunderthäter mit spitzen Mützen und in langen bunten Talaren, von denen die

meisten sich Priester einer unterirdischen Gottheit nannten, gravitätisch auf und nieder.

Menschen aller Stämme und Zungen, welche die Ufer des Mittelmeers und das nördliche Afrika bewohnten, drängten sich lärmend durcheinander.

Hinter den Häusern der Totenbestatter war das größte Gedränge. Hier wurde auf den Altären des Serapis, der Isis und des Anubis geopfert, dort gab es das heilige Sistrum der Isis zu küssen, da vollbrachten hunderte von Priestern feierliche Zeremonien, und die Hälfte derer, welche das Totenfest in die Nekropole zog, versammelte sich um sie her. Vor Mitternacht begannen hier auch die Mysterien, und man konnte der dramatischen Aufführung der Klagen der Isis und der Neubelebung ihres erschlagenen Gatten Osiris zuschauen. Aber weder hier, noch bei den Buden, noch auch im Bereich der Gräber, wo viele Familien bei Fackellicht schmausten und Libationen für die Seelen der Verstorbenen in den Staub gossen, meinte Alexander, sei der Bruder zu finden. Auch die Mysterienfeiern der verschiedenen Genossenschaften konnten den Philipp nicht anziehen. Er hatte ihnen oft genug mit seinem Freunde Diodor beigewohnt, der bei dem Zuge nach Eleusis nie fehlte, weil er versicherte, daß man allein durch die Mysterien der Demeter Sicherheit über die Fortdauer der Seele erlange.

Das wüste Treiben der Syrer, die in religiöser Ekstase sich selbst verstümmelten, und was ihm verwandt war, stieß den Philipp ab als roh und barbarisch.

Melissa drängte sich in diesem Durcheinander der Kulte, dieser Feier so verschiedenartiger Götter, von denen der eine dem andern feind war oder noch öfter mit ihm

verschmolz, die Frage auf, an wen sie sich in ihrer inneren Bedrängnis zu wenden habe.

Die Mutter hatte am liebsten dem Serapis und der Isis geopfert. Seitdem Melissa aber während der Krankheit derselben diesen Heilungsgöttern alles, was ihr eigen, vergeblich geopfert und ihr im Serapeum selbst Dinge widerfahren waren, die ihr jetzt noch das Schamrot in die Wangen trieben, hatte sie sich von dem großen Gott der Alexandriner abgewandt. War derjenige, welcher sie durch empörende Anträge verletzt, auch nur ein Priester in geringer Stellung gewesen, hatte sie sich doch gescheut, ihm, der übrigens seitdem gestorben war, wieder zu begegnen, und das Heiligtum, dem er gedient hatte, gemieden.

Sie war ein echt alexandrinisches Mädchen und den philosophischen Streitigkeiten der Männer von früh auf zu folgen gewohnt. So verstand sie auch sehr wohl die Versicherung ihres Bruders Philipp, des Skeptikers, er leugne das Dasein der Himmlischen mit nichten, doch dürfe er auch nicht daran glauben; denn das Denken führe ihn zu der Ueberzeugung, daß der Mensch überhaupt nichts Gewisses und also auch nicht von der Gottheit zu wissen vermöge.

Mit bestechlichen Gründen hatte er auch die Güte und Allmacht der Himmlischen, die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit des Weltganzen geleugnet; Melissa aber freute sich zwar an dem Scharfsinn des Bruders, doch was nur den Geist gefangen nimmt und nicht auch das Herz, bestimmt das Weib zu nichts Großem und am wenigsten zu einer einschneidenden Wandlung im Leben des Gemütes.

So blieb die Jungfrau dem mütterlichen Glauben treu, daß es gewaltige Mächte außer ihr gebe, die das Leben der Natur und der Menschen leiteten. Sie meinte nur weder im Serapis noch in der Isis die rechten Götter gefunden zu haben und hatte darum nach anderen gesucht. Dabei war sie zu einem Ahnenkult gelangt, der, das wußte sie von der Sklavin ihrer Freundin Ino, auch den Aegyptern nicht fremd war.

In Alexandrien gab es für jeden Gott Altäre und Verehrungswesen in jeder Gestalt. Das ihre war nicht darunter; denn sie hatte dazu den Genius, die von der Last des vergänglichen Leibes befreite Seele der verstorbenen Mutter gemacht.

Von ihr war ihr nichts als Gutes und Liebes zu teil geworden, und sie wußte, daß die Mutter, wenn es ihr nur vergönnt sei, auch in anderer als der menschlichen Gestalt es sich nicht nehmen lassen werde, freundlich und sorgend ihrer zu walten.

Auch die in die eleusinischen Mysterien Eingeweihten — Diodor hatte es ihr gesagt — wünschten sich die Unsterblichkeit der Seele, um an dem Leben derer, die sie zurückließen, auch fürder teilnehmen zu können, und was führte so viele zu jeder Zeit mit Gaben in die Nekropole hinaus als das Bewußtsein, mit den Verstorbenen zusammenzustehen und von ihnen beachtet zu werden, so lange sie selbst ihrer nicht vergaßen?

War es dem verklärten Geist der Mutter aber auch versagt, ihr Flehen zu hören, so brauchte sie darum doch nicht aufzuhören, sich an sie zu wenden; denn es that ihr selbst unsagbar wohl, im Geist bei ihr zu verweilen und ihr anzuvertrauen, was ihr die Seele bewegte.

So war ihr das Grab der Mutter zur Lieblingsstätte geworden.

Dort hoffte sie auch diesmal, wenn irgendwo, Trost, eine gute Eingebung und vielleicht sogar Hilfe zu finden.

Jetzt bat sie den Alexander, sie dahin zu begleiten, und er that ihr den Willen, obgleich er meinte, Philipp sei schon in den Bestattungshäusern bei dem Bilde Korinnas.

Die Geschwister hatten es nicht leicht, sich durch die der großen Schaustellung in dieser Nacht zuströmenden Tausende zu drängen; dafür aber waren die meisten Friedhofbesucher durch die Mysterien von den Gräbern der Makedonier fortgezogen worden, und in der Umgebung des schönen marmornen Denkmals, das Alexander, um den Vater zu erfreuen, von dem ersten größeren Verdienste für die Mutter errichtet, störte nur wenig die Ruhe. Es war mit verschiedenen Kränzen behängt und belegt, und bevor Melissa zu beten und den Stein zu salben begann, prüfte sie dieselben mit Auge und Hand.

Diejenigen, welche von ihr und dem Vater kamen, erkannte sie sogleich. Der schlichte Schilfkranz, an dem zwei Lotusblumen hingen, war eine Liebesgabe ihres alten Sklaven Argutis und seiner Gefährtin Dido. Die hübsche Blumenkrone dort stammte aus dem Garten ihrer Nachbarn, denen die Mutter teuer gewesen. Dieser herrliche, mit den prächtigsten Rosen gefüllte Korb endlich, der ihr am Morgen noch nicht begegnet war, ihn hatte auch diesmal Andreas, der Verwalter des Vaters ihres jungen Freundes Diodor, obgleich er sich zu den Christen hielt, hieher gestellt. — Das war alles.

Philipp konnte noch nicht hier gewesen sein, und doch war Mitternacht nahe.

Er hatte — zum erstenmal geschah es — diesen Tag vorüber gehen lassen, ohne der Verstorbenen zu gedenken.

Wie das Melissa weh that! Und es steigerte auch ihre Besorgnis.

Bekümmert und schweren Herzens salbten die Geschwister den Stein, und während Melissa dann die Arme hoch hob, um zu beten, blickte der Maler stumm und sinnend zu Boden; kaum aber hatte sie die Hände wieder gesenkt, als er lebhaft ausrief: „Er ist doch hier und im Hause des Totenbestatters. Daß er zwei Kränze bestellte, steht ja fest, und wenn er für das Bild der Korinna den einen bestimmte, sollte die Mutter doch gewiß den andern haben. Hat er der Jungfrau trotzdem beide gespendet . . ."

„Nein, nein," unterbrach ihn Melissa. „Er bringt seine Gabe. Laß uns hier noch ein wenig bleiben, und bete auch Du zu den Manen der Mutter. Thu es mir zu Gefallen!"

Da fiel ihr der Bruder lebhaft ins Wort: „Ich gedenke ihrer, wo es auch sei; denn wer ein anderes recht liebt, dem bleibt es lebendig. Es gab keinen Tag und, kam ich nüchtern nach Hause, auch keine Nacht, da ich ihr liebes Antlitz nicht schaute, sei es wachend, sei es im Traume. Von allem Heiligen ist mir ihr Angedenken das höchste, und hätte man sie vergöttert wie die verstorbenen Kaiser, von denen doch viele den Fluch der Welt auf sich luden . . ."

„Sprich leiser," bat Melissa dringlich; denn zwischen den benachbarten Gräbern bewegten sich menschliche Gestalten, und römische Wachen zogen hin und her; doch der leichtblütige Künstler fuhr unbeirrt fort: „Zu ihr

könnt' ich die Hände mit Freuden erheben, wenn ich auch sonst das Beten verlernte. Wer weiß denn hier überhaupt noch, wenn er nicht der Herde nachläuft und dem Serapis huldigt, an welchen Gott von den vielen er sich wenden soll, wird er einmal nicht mehr selbst mit sich fertig? Bei Lebzeiten der Mutter konnt' ich willig wie Du die Unsterblichen anbeten und ihnen opfern; doch der Philipp hat mir das alles verleidet. Ueber die vergötterten Kaiser denkt wohl jeder wie wir. Die Mutter würde lieber ein Pesthaus betreten haben als den Festsaal auf dem Olymp, wo sie schmausen. Auch Caracalla kommt unter die Götter. Und er! Vater Zeus warf seinen Sohn Hephästos aus der Höhe des Olympos zu Boden und hat ihm dabei nur den Schenkel zerbrochen, unser Kaiser that einen kräftigeren Wurf; denn durch die Erde hindurch hat er den leiblichen Bruder in die Unterwelt geschleudert — eine kaiserliche That! — und ihn nicht nur gelähmt, sondern gemordet."

„Vorzüglich!" unterbrach hier eine tiefe Stimme den Jüngling. „Du bist es, Alexander! Hört, welchen neuen Ruhmestitel der Sohn des Heron für den kaiserlichen Gast entdeckte, der morgen hier einzieht."

„Laß das!" bat Melissa besorgt und erhob das Antlitz zu dem bärtigen Manne, dessen Arm nun die Schulter Alexanders umfing. Es war der Bildhauer Glaukias, der Mietsmann des Heron; denn seine Werkstätte stand auf dem Grundstück bei den Gärten des Hermes, das der Steinschneider von seinem Schwiegervater ererbt.

Das männlich kecke Gesicht des Glaukias war hochgerötet von Wein und Vergnügen. Die lebhaften Augen

glühten ihm, und in dem gelockerten Haar hingen noch Epheublätter und bewiesen, daß er an dem Zug der Mysten des Dionysos teilgenommen habe; doch das hellenische Blut, das ihm jede Ader erfüllte, half ihm auch im Rausche anmutig bleiben.

Heiter verneigte er sich vor der Jungfrau und rief den anderen zu: „Die jüngste Perle im Schönheitsdiadem unserer Stadt!“ und Bion, der alternde erste Meister des Alexander, schlug den Jüngling auf den Arm und fügte eifrig hinzu: „Ja, was ist aus dem kleinen Dinge geworden! Weißt Du noch, schönes Kind, wie Du Dir einmal — wie viel Jahr ist's her? — in meiner Werkstatt das weiße Kleidchen mit roten Punkten betupftest? Ich sehe das Fingerchen noch vor mir, wie es sich gelassen in den Farbentopf senkte und dann fein bedächtig das helle Gewand mit dem runden Muster versah. Aus der kleinen Färberin ward nun eine Hebe, eine Charis, oder besser noch die anmutig sinnende Psyche.“

„Ja, ja,“ nahm Glaukias wieder das Wort, „mein wackerer Mietsherr Heron schuf sich gute Modelle! Er braucht nicht lange nach passenden Köpfen für seine Gemmen zu suchen. Der Sohn ein Helios oder der große Makedonier, dem er den Namen verdankt, die Tochter — Du hast recht, Bion — die holde Geliebte des Eros. Kannst Du dichten, junger Musenfreund, so bring Dein Epigramm von vorhin in ein paar Verse, die man unserem kaiserlichen Gast zu Ehren im Gedächtnis behält.“

„Nicht hier, nicht hier auf dem Friedhof,“ bat Melissa zum andernmal.

Unter den Begleitern des Glaukias befand sich aber der schöne Argeios, ein eitler junger Poet, mit weithin

duftenden langen Locken, der die Schnelligkeit seines dichterischen Vermögens gern sehen ließ und schon während der Rede der älteren Künstler das Scherzwort des Alexander in Verse gebracht hatte. Es wäre ihm auch einer größeren Gefahr gegenüber unmöglich gewesen, mit dem so schnell zusammengeschmiedeten Distichon zurückzuhalten und einen so wohlberechtigten Anspruch auf Beifall sich entgehen zu lassen. Darum warf er, ohne Melissas zu achten, den himmelblauen Umwurf in neue Falten und deklamirte mit komischem Pathos:

„Zeus warf zur Erde den Sohn, doch kräftiger schleudert den Bruder
Jüngst noch ein Zwerg durch das Land tief in den Hades herab.“

Lautes zustimmendes Gelächter belohnte den Dichter, der, angestachelt von dem Beifall der Freunde, auch die Weise für sein Distichon gefunden zu haben versicherte, und es ihnen mit wohllautender Stimme vorsang.

Aber auch der Dichter Mentor befand sich unter den Begleitern des Glaukias, und da ihm der Erfolg seines Rivalen keine Ruhe ließ, rief er: „Der große Färber — ihr wißt schon — der Blut an die Stelle der Purpurschnecke setzt, hat meines Wissens nichts mit dem Vater Zeus zu schaffen, um so mehr aber mit dem großen Alexander, dem Gründer unserer Stadt, dessen Grab er morgen besucht. Wollt ihr nun wissen, worin es der kleine Sohn des Sever dem makedonischen Riesen zuvorthut, sollt ihr es hören.“

Damit ließ er den Finger über den Thyrsusstab gleiten, als schlage er die Saiten einer Leier, und nachdem er das stumme Vorspiel munter beendet, sang er:

„Was Caracalla, der Knirps, zuvorthat dem Held Alexander?
Dieser stieß zornig den Freund, jener den Bruder ins Grab.“

Doch diese Spottverse fanden keine günstige Aufnahme; denn sie waren nicht wie die ersten von ungefähr entstanden, und es erschien geschmacklos, plump und gefährlich, bei solchen Scherzen den Namen des Mächtigen frei auszusprechen, auf den sie zielten.

Und die Besorgnis der fröhlichen Schar war nur zu wohl begründet; denn wie dem Boden entstiegen stand plötzlich ein hochgewachsener, hagerer Aegypter unter den Griechen. Da verflog ihr Rausch, und wie ein Taubenschwarm, auf den der Habicht niederschießt, zerstreuten sie sich nach allen Seiten.

Auch Melissa winkte dem Bruder, ihr zu folgen; der Störenfried aber hatte dem Alexander blitzschnell den Mantel von der Schulter gerissen und eilte mit ihm bis zu der nächsten Pechpfanne. Dort warf er dem Jüngling, der dem vermeinten Dieb rasch gefolgt war, den Umwurf wieder zu und rief gebieterisch, doch mit gedämpfter Stimme — denn es weilten noch viele unter den Gräbern: „Keine Hand gerührt, Sohn des Heron, wenn Du nicht willst, daß ich die Wache dort rufe. Habe Dein Antlitz bei Lichte gesehen, und das genügt wohl für heute. Wir kennen einander! An einer anderen Stelle sprechen wir uns wieder."

Damit verschwand der Aegypter im Dunkel; Melissa aber frug entsetzt: „Um aller Götter willen, wer war das?"

„Wahrscheinlich ein unverschämter Tischler oder Schreiber, der dem Nachtstrategen Spionendienste leistet. Wenigstens haben diese wackeren Leute oft eine so schiefe rechte Schulter wie dieser Prahlhans," versetzte Alexander leichthin.

Doch er kannte den Aegypter nur zu wohl. Es war Zminis, das Haupt der Späher des Nachtstrategen, ein Mann, der dem Heron besonders übel gesinnt war und dessen Feindschaft auch der Sohn sich zugezogen, da er ihn bei manchem tollen Streich mit den Genossen überlistet und irre geführt hatte. Dieser Späher, dessen Tücke und Grausamkeit allgemein gefürchtet ward, konnte ihn in ernstlichen Schaden stürzen, und er verschwieg darum der Schwester, die den Namen des Zminis oft genug gehört hatte, wer der Lauscher gewesen.

Eine neue Frage Melissas schnitt er mit der Aufforderung ab, ihm nun ungesäumt in die Bestattungshallen zu folgen.

„Finden wir ihn aber auch dort nicht," bat das Mädchen, „dann — mir ist so bang — gehen wir ungesäumt nach Hause."

„Recht, recht," entgegnete Alexander zerstreut. „Wenn wir nur irgend jemand träfen, dem Du Dich anschließen könntest."

„Nein, wir bleiben zusammen," erwiderte Melissa bestimmt, und nach einem beipflichtenden „Auch gut" zog der Jüngling den Arm der Schwester durch den seinen und zerteilte mit ihr die sich lichtende Menge.

Viertes Kapitel.

Die Bestattungshäuser, die beim Einbruch der Nacht strahlend hell aus dem Dunkel hervorgeleuchtet hatten, boten jetzt einen weniger glänzenden Anblick.

Der von der Menge aufgewirbelte Staub verschleierte die Lampen und Fackeln, die noch nicht heruntergebrannt oder erloschen waren, und ein schwer zu atmender Duft von Balsamharzen und anderen Spezereien wogte den Geschwistern schon vor der Schwelle entgegen. Die große Halle, die sie nun aufnahm, gehörte zu einem unabsehbar langen einstöckigen Gebäude aus ungebrannten Ziegeln; doch der Grieche verlangte auch an den schlichtesten Bauwerken, die dem allgemeinen Gebrauch dienten, einige Zier, und so hatte man auch die Balsamirungshäuser vorn mit einem Säulengang versehen und ihre Mauern mit Stuck beworfen, auf dem mancherlei buntes Bildwerk hier in ägyptischer, dort in griechischer Darstellungsweise angebracht war. Da gab es Scenen aus dem Totenreich der Aegypter, dort andere aus der hellenischen Mythe zu sehen; denn dem Maler war die Aufgabe geworden, den Anschauungen und Bedürfnissen aller Besucher der Nekropole gerecht zu werden.

Was diese heute nacht am stärksten anzog, befand sich in den inneren Räumen; denn die Totenbestatter hatten hier das Schönste und Beste ausgestellt, was sie den Kunden anzubieten vermochten.

Die althellenische Sitte der Totenverbrennung hatte schon unter den Antoninen ein Ende genommen. Früher war hier auch zu finden gewesen, was zur Ausschmückung des Scheiterhaufens gehörte. Jetzt gab es nur noch Dinge zu sehen, die zur Beerdigung oder Beisetzung gehörten.

Neben Sarkophagen in Marmor und gröberem Gestein mit plastischem Bildwerk und ohne solches standen Holzsärge und Mumienhüllen, an deren Kopfende das Bildnis eines Verstorbenen angebracht war. Vasen und Krüge jeder Art, Amulette in verschiedenen Formen, Spezereien und Balsame in Phiolen und Büchsen, kleine Götterfiguren und Püppchen aus gebranntem Thon, deren allegorische Bedeutung nur die Aegypter kannten, standen in langen Reihen auf hölzernen niedrigen Regalen. Auf höheren waren Mumienbinden und Leichentücher, hier von gröberem, dort von allerfeinstem Gewebe, Perrücken für das kahle Haupt geschorener Leichen, sowie Wollkränze und einfache oder kunstvoll gestickte Tänien *) für hellenische Tote ausgestellt.

Es fehlte hier keines von den zahlreichen Dingen, womit man die Leichen der Alexandriner jeden Stammes und Glaubensbekenntnisses versah und schmückte.

Einige Mumien standen auch zur Versendung in andere Städte bereit. Die kostbarsten waren mit rosenrotem feinem Linnen bekleidet, mit einem Netz von Perlenschnüren

*) Binden.

und goldenem Zierat umsponnen und auf der Vorderseite mit dem Namen der zu verschickenden Leiche versehen.

In einem schmalen, sehr langen Raume waren die Bildnisse ausgestellt, welche an das Kopfende der Mumien Jüngstverstorbener, mit deren Herstellung die Balsamirer noch zu thun hatten, befestigt werden sollten.

Auch hier waren die meisten Lampen erloschen, und das Ende des Saales lag schon im Dunkeln. Nur in seiner Mitte, wo man die besten Kunstwerke ausstellte, hatte man die Lichter erneut.

Die Bildnisse waren auf dünne Tafeln von Sykomoren- oder Cypressenholz gemalt, und man sah den meisten die Bestimmung an, in den Räumen einer Gruft zu verschwinden.

Alexanders Bildnis der Korinna stand in der Mitte der Hinterwand des langen Saales in guter Beleuchtung, und wie der echte Smaragd von falschen aus grünem Glasfluß stach es von den Gemälden ab, die es umgaben. Es war auch noch immer von Neugierigen und Kunstfreunden umringt.

Der eine wies den andern auf dies herrliche Werk; aber wenn auch die meisten das Können des Meisters, der es geschaffen, anerkannten, schrieben doch viele sein Hauptverdienst dem zauberhaften Liebreiz des Modells zu. Aus diesen wundervoll harmonischen Zügen wollte der eine erkennen, daß Aristoteles recht habe, wenn er das Hauptmerkmal des Schönen in der Ordnung und dem Ebenmaß erblicke, während ein anderer versicherte, aus diesem Antlitz erkenne er die Wahrheit der platonischen Lehre von der Einheit des Guten und Schönen. Dies Antlitz sei so unsagbar schön als Spiegelbild einer Seele,

die im Vollbesitz jungfräulicher Reinheit und Tugend, unberührt von jeder Disharmonie, wieder körperlos geworden. Daran schloß sich ein heftiger Streit über das Wesen der Schönheit und Tugend.

Andere begehrten Näheres über das jung verstorbene Vorbild dieses herzergreifenden Bildnisses zu wissen.

Korinnas reicher Vater und seine Brüder gehörten zu den bekanntesten Männern der Stadt. Der eine, Theophilus, war der Oberpriester des Serapis, und Zeno, der jüngste, hatte die Zungen in Bewegung gesetzt, als er, der in der Jugend besonders ausgelassen gewesen war, sich von dem Korngeschäft seines Hauses, vielleicht dem größten der Welt, zurückgezogen und — dies war ein öffentliches Geheimnis — die Taufe empfangen hatte.

Der balsamirte und mit dem Bildnis geschmückte Körper der Jungfrau sollte dem Erbbegräbnis der Familie im arsinoïtischen Gau, wo sie großen Grundbesitz besaß, übergeben werden, und man hörte dem Leichenbestatter gern zu, als er erzählte, mit welchem Prunk der freigebige Vater die Leiche der geliebten Tochter zu versenden gedenke.

Schon vor dem Beginn dieses Berichts betraten die Geschwister den Saal und hörten ihn in der letzten Reihe der vielen mit an, die zwischen ihnen und dem Bildnisse standen.

Als der Erzähler schloß, die Neugierigen sich verliefen und es Melissa endlich vergönnt war, das Werk des Bruders aus der Nähe zu betrachten, blieb sie lange sprachlos; dann aber wandte sie das Antlitz dem Künstler zu, und aus dem tiefsten Herzensgrunde drang ihr der Ausruf: „Vielleicht ist die Schönheit dennoch das Höchste!"

„Sie ist es," versetzte Alexander, wie gewiß seiner Sache. Dann blickte er, neu ergriffen von dem Zauber, der sich seiner am Sterbelager Korinnas bemächtigt, dem eigenen Werk in die tiefen dunklen Augen, deren Blick dem seinen niemals begegnet war, und den er doch treu wiedergegeben, als er die Sehnsucht eines reinen Herzens nach allem, was schön und gut, hineingelegt hatte.

Die Künstlertochter begriff diesem Bildnisse gegenüber, was den Bruder, während er es malte, so mächtig aufgeregt hatte; doch hier war nicht der Ort, es ihm zu bekennen. Sie riß sich auch bald davon los, um noch einmal nach Philipp Ausschau zu halten und sich dann nach Hause führen zu lassen.

Auch Alexander suchte den Bruder; aber so scharf sein Künstlerauge war, das Melissas schien dennoch heller zu sehen; denn als er sie, schon entmutigt, zum Aufbruch mahnte, wies sie in eine dunkle Ecke des Saales und sagte leise: „Da ist er."

Und in der That saß Philipp dort in Gesellschaft eines großen und eines kleineren Mannes, mit der Stirn in der Hand, tief beschattet auf einem Sarge zwischen der Wand und einem aufgerichteten Mumienkasten, der ihn bis dahin den Blicken der Geschwister entzogen hatte.

Ohr und Herz waren Melissas Führer gewesen, und jetzt erkannte auch Alexander den Bruder.

Wer mochte der Mann sein, der den in seinem Wissensstolze schwer zugänglichen Philosophen in der halbdunklen Ecke dort so lange festhielt?

Zu den Mitgliedern des Museums, die Alexander sämtlich kannte, gehörte er nicht. Außerdem war er nicht griechisch gekleidet wie jene, sondern in dem langen

Talar eines Magiers. Ein geringer Mann war der Fremde gewiß nicht; denn er trug sein kostbares Gewand mit vornehmer Würde, und als Alexander ihm näher trat, erinnerte er sich, diesem hochgewachsenen Langbart mit dem mächtigen, von wohlgesalbtem, schwarzem Lockenhaar umwallten Haupte schon begegnet zu sein.

Ein so schön und scharf gezeichnetes Antlitz, solches Augenpaar und ein so herrlich gewellter dunkler Bart ließen sich nicht vergessen, und plötzlich erwachte die Erinnerung und zeigte ihm greifbar deutlich die Gestalt dieses Mannes, die das Halbdunkel jetzt noch verschleierte, und mit ihr die Umgebung, in der er ihm zum erstenmale begegnet.

Es war am Dionysosfeste gewesen.

Unter der Menge, welche die Straßen trunken durchtobte und der Alexander sich als einer der Ausgelassensten angeschlossen hatte, war dieser Mann in einem ähnlichen langen Gewande wie heute würdevoll und nüchtern dahingeschritten. Das hatte die Feiernden, die trunken und des Gottes voll durch nichts an den Ernst des Lebens erinnert werden wollten, verdrossen. Für eine Beleidigung des heiteren Spenders der Erdenfrüchte und des sorgenbrechenden Weines mußte solche mürrische Abgeschlossenheit an diesem Tage der Festlust angesehen werden, und die tolle Künstlerschar, die sich als Satyrn, Silene, Faune und Pane verkleidet hatte, war auf den Fremden eingedrungen, um ihn zu nötigen, ihrem Zuge zu folgen und den Weinkrug zu leeren, den ein dicker Silen auf seinem Eselchen vor sich her trug.

Anfänglich hatte der stille Mann die Neckereien der Jünglinge widerstandslos über sich ergehen lassen; wie

diese aber immer kecker wurden, war er plötzlich stehen geblieben, hatte beide Arme des langen Faunes, der ihm den Weinkrug aufzudringen versuchte, festgehalten und ihm mit ernsten, finsteren Blicken in die Augen gestarrt. Dem Alexander war dieser halb drollige, halb beängstigende Vorgang im Gedächtnis geblieben, deutlicher aber noch, was sich später Unvergeßliches begeben hatte.

Denn nachdem der Magier seinen Feind losgelassen, hatte er ihm geboten, den Krug dem Silen zurück zu bringen und wie der Esel, den dieser ritt, auf allen Vieren den Weg fortzusetzen. Und der Lange, ein eigenwilliger, jähzorniger Lesbier, hatte dem majestätischen Prahlhans wahrhaftig Gehorsam geleistet und war neben dem Grautier des Silen auf Händen und Füßen fortgekrochen. — Durch keine Mahnung und Drohung der Freunde hatte er sich davon abbringen lassen. Da war der ausgelassenen Schar der Uebermut vergangen, und bevor sie den Zauberer hatte anhalten können, war er verschwunden gewesen.

Später vernahm Alexander, der Langbart sei der Sternseher und Wunderthäter Serapion, dem alle Dämonen im Himmel und auf Erden gehorchten.

Als der Maler damals diesen Vorgang dem Philipp berichtet hatte, war er verlacht worden, obgleich der Künstler dem Philosophen vorhalten konnte, daß schon Plato von den Dämonen als von Schutzgeistern der Menschen rede, daß Groß und Klein in Alexandria an sie glaube und mit ihnen rechne, und daß er, Philipp, selbst ihm mitgeteilt habe, sie spielten gerade in den Systemen der neuesten Philosophie eine hervorragende Rolle.

Aber für den Skeptiker gab es überhaupt nichts Gewisses, und da er die Existenz der Gottheit leugnete, so bezweifelte er auch folgerecht das Dasein von Wesen, die zwischen dem übersinnlichen Göttlichen und dem Sinnlichen ständen. Daß ein Mensch, der Schwächere, über Dämonen, die, wenn sie existirten, der Gottheit näher verwandt waren und also die Stärkeren sein mußten, Macht haben könne, wußte er mit schlagenden Gründen zu widerlegen, und wenn er andere Weißdornblätter kauen oder beim Ausgang die Schwelle mit Pech bestreichen sah, um sich selbst und das Haus vor bösen Geistern zu bewahren, zuckte er verächtlich die Achseln, obgleich es der Vater oft genug that.

Jetzt fand Alexander den Bruder im tiefsten Gespräch mit dem Manne, den er verspottet, und es schmeichelte dem Künstler, daß der weise, berühmte Serapion, an dessen Macht über die Geister er selbst glaubte, mit seinem Philipp wie mit einem ihm Uebergeordneten beinahe demütig verkehrte.

Der Magier stand, während der Philosoph, als sei dies sein Recht, sich zu sitzen erlaubte.

Was sie wohl verhandeln mochten?

Auch den Maler drängte es fort aus der Nekropole, und nur der Wunsch, wenigstens einige Sätze aus dem Gespräche so bedeutender Männer mit anzuhören, hielt ihn fest.

Seiner Erwartung gemäß betraf es die magische Kunst des Serapion; doch sprach der Langbart sehr leise, und wenn Alexander sich weiter vorwagte, mußte man ihn bemerken. So verstand er denn nur abgerissene Worte, bis Philipp mit erhobener Stimme ausrief: „Das alles

ist wohlbegründet. Eher aber kannst Du, was es auch sei, mit dauernder Schrift auf eine verrinnende Woge schreiben, als mich meiner Ueberzeugung abwendig machen, daß es für unsern Geist, wie er nun einmal beschaffen ist, nichts Untrügliches gibt und Gewisses!"

Diesen Satz kannte der Maler, und er war auf die Antwort des Magiers begierig; doch vermochte er seinen Darlegungen erst zu folgen, wie er sie, vernehmlicher als vorher, mit den Worten schloß: „Auch Du leugnest nicht den physischen Zusammenhang der Dinge; ich aber kenne die Kraft, die ihn bewirkt. Es ist die magische Sympathie, die sich im All und unter den Menschen gewaltiger erweist als jede andere Macht."

„Das eben gilt es zu beweisen," lautete die Antwort; doch als der andere selbstbewußt versicherte: „Ich kann es," und sich anschickte fortzufahren, bemerkte der Begleiter des Serapion, ein Syrer von kleinem Wuchs und mit scharfen Zügen, den Jüngling.

Das Gespräch kam zum Stillstand, und Alexander wies auf Melissa und ersuchte den Bruder, ihm und ihr kurzes Gehör zu schenken.

Doch der Philosoph nahm sich kaum Zeit, die Geschwister zu begrüßen, und als sie auf seine Bitte, ihm schnell mitzuteilen, was sie begehrten, erwiderten, das sei in kurzen Worten unthunlich, vertröstete Philipp sie auf morgen, weil er sich jetzt nicht stören lassen wolle.

Da faßte Melissa sich ein Herz, und indem sie sich an Serapion wandte, bat sie bescheiden: „Du siehst aus wie ein ernster und freundlicher Herr und scheinst etwas auf unsern Bruder zu halten. Darum wirst Du uns gern beistehen, ihn von einem Wahne zu befreien, der uns

ängstigt. Einer Verstorbenen, meint er, sei er begegnet und seine Hand habe die ihre berührt."

„Und das meinst Du, liebliches Kind, sei unmöglich?" frug der Magier mit mildem Ernst. „Sollten die Tausende, die für die Seelen ihrer Verstorbenen nicht nur Früchte, Wein und Honig darbringen, sondern auch ein schwarzes Schaf verbrennen — habt ihr nicht selbst dergleichen geopfert? — dies seit so langer Zeit ganz vergeblich thun? Ich glaube es nicht; ja, ich weiß von den Geistern selbst, daß ihnen dies Genuß bereitet; und so sind ihnen doch wohl Sinneswerkzeuge eigen."

„Daß man die Seelen durch Speise und Trank erfreuen kann," versetzte Melissa eifrig, „und daß sich Dämonen bisweilen unter uns Sterbliche mischen, glaubt ja wohl jeder; doch wer hätte jemals gehört, daß warmes Blut sie erfülle? Und wie könnte es ihnen gegeben sein, einen Dienst mit Geld zu bezahlen, das doch gewiß nicht in ihrem luftigen Reiche, sondern in der Münze geprägt wird?"

„Nicht zu schnell, schöne Jungfrau," entgegnete der Magier und erhob warnend die Rechte. „Es gibt eben keine Gestalt, welche diese Mittelwesen nicht annehmen könnten. Ueber alles und jedes, dessen der Sterbliche sich bedient, verfügen auch sie, und so war es der zur Erde zurückgekehrten Seele Korinnas auch möglich, dem Fährmann einen Obolus zu reichen."

„So ist Dir bekannt? . . ." fragte Melissa erstaunt; der Magier aber unterbrach sie mit der Versicherung: „Von diesen Dingen bleibt dem Wissenden wenig verborgen, und strebt er darnach, nicht das Kleinste."

Dabei schaute er dem Mädchen mit einem Blick in

die Augen, der es zwang, die Lider zu senken, und fuhr eifriger fort: „Es würden weniger Thränen an den Sterbebetten vergossen werden, Mädchen, wenn es anginge, der Menge die Brücke zu zeigen, die den Wissenden mit den Seelen der Verstorbenen verbindet.“

Da schüttelte Melissa betrübt den lieblichen Kopf, der Magier aber strich ihr mit väterlichem Wohlwollen über die Locken, schaute ihr fest in die Augen und sagte: „Die Toten leben. Was einmal war, kann nie und nimmer dem Nichtsein verfallen, so wenig wie aus dem Nichts etwas, was es auch sei, hervorzugehen vermag. Das ist so einfach, und das Gleiche gilt von den Wirkungen der Magie, die ihr anstaunt. — Was Du, wenn ich es übe, Zauberei nennst, hat der große Liebesgott, hat der Eros in Deiner eigenen Brust tausendmal gewirkt. Wenn Dir bei der Liebkosung der Mutter das Herz aufgeht, wenn der Pfeil des Gottes auch Dich trifft, und der Blick des Geliebten Dich mit Wonne erfüllt, — wenn die süße Harmonie schöner Musik Deinen Geist der Welt entrückt oder die Klage eines Kindes Dein Mitleid weckt, so hast Du die Wirkung der magischen Kraft in der eigenen Seele empfunden. Du kennst sie, wenn Dich je eine geheimnisvolle Macht, ohne daß Du den Willen aufgerufen hättest, antrieb, zu was es auch sei. Und nun noch ein anderes. Fliegt ein Blatt vom Tische, ohne von einer sichtbaren Hand berührt worden zu sein, so zweifelst Du nicht, daß der Zugwind, den Du weder hörtest noch schautest, Einlaß fand in das Zimmer. Verdunkelt sich um Mittag die Welt um Dich her, so weißt Du, auch wenn Du nicht zum Himmel aufschautest, daß ihn eine Wolke bedeckte. Ganz ebenso fühlst Du

die Nähe einer Seele, mit der Du in Liebe verbunden warst, ohne sie zu erblicken. Es gilt nur das Organ, das ihre Anwesenheit erkannte, zu kräftigen und ihm die nötigen Anweisungen zu geben, — und Du siehst sie und hörst sie; die Magie aber führt den Schlüssel, der den menschlichen Sinnen die Thore des Geisterreiches aufthut. Euer edler Bruder, in dem die Anforderungen des Geistes längst über die der Sinne triumphirten, hatte diesen Schlüssel, ohne ihn zu suchen, gefunden, als es ihm vergönnt war, die Seele Korinnas zu schauen. Folgt er jetzt dem kundigen Führer, wird er ihr wieder begegnen."

„Und wozu? Was kann es ihm frommen?" fragte Melissa und blickte besorgt und vorwurfsvoll zu dem Manne auf, von dem sie ahnte, daß sein Einfluß, trotz seiner Weisheit, verderblich auf den Bruder wirken werde. Da zuckte der Magier mitleidig die Achseln, und aus dem Blick, den er dem Philosophen zuwarf, war die Frage zu lesen: „Was gilt diesen da das Höchste?"

Ungeduldig nickte Philipp ihm bestätigend zu und ersuchte ihn, ohne der Geschwister weiter zu achten, zum Beweise des Satzes zu schreiten, daß der physische Zusammenhang der Erscheinungen schwächer sei als die magische Sympathie, die sie verbinde.

Nun wußte Melissa, daß jeder Versuch, den Philipp jetzt von dem Magier zu trennen, vergeblich sein werde, aber trotzdem ließ sie auch das Letzte nicht unversucht und fragte ihn ernst, ob er des Grabes der Mutter vergessen.

Da versicherte er hastig, daß er es nachher ganz gewiß zu besuchen gedenke. Während der ganzen Nacht seien hier Früchte und Salböl zu haben.

„Und Deine beiden Kränze?" fragte sie mit leisem

Vorwurf; denn sie hatte sie unter dem Bildnis Korinnas gewahrt.

„Sie fanden eine andere Bestimmung," lautete die abweisende Antwort; doch fügte er begütigend hinzu: „Für Blumen habt ihr wohl genügend gesorgt. Find' ich Zeit, so sprech' ich morgen vor bei dem Vater."

Dann nickte er den Geschwistern zu, wandte sich wieder an den Magier und fuhr lebhaft fort: „Die magische Sympathie also . . ."

Dem weiteren Verlaufe dieses Gesprächs folgten die Seinen nicht mehr; denn Alexander hatte der Schwester gewinkt, ihm zu folgen.

Auch er wußte, daß das Ohr des Bruders ihnen jetzt verschlossen sei. Was er aus dem Munde des Serapion vernommen, hatte auch ihn gefesselt, und die Frage, ob es sterblichen Menschen wirklich vergönnt sein könne, die Seelen der Abgeschiedenen zu schauen und ihre Stimme zu vernehmen, beschäftigte ihn so lebhaft, daß er auch die Meinung der Schwester über diese Dinge zu ergründen versuchte.

Doch Melissas gerader Sinn fühlte, daß etwas nicht richtig sei an den Darlegungen des Magiers, auch hielt sie nicht zurück mit der Meinung, der sonst so schwer zu überzeugende Philipp stimme dem Serapion keineswegs zu, weil er sich der Wucht seiner Gründe beuge, sondern nur, weil er — und Alexander mit ihm — durch ihn der schönen Korinna wieder zu begegnen hoffe.

Der Künstler gab dies auch zu, doch als er scherzend von der Gefahr sprach, sich mit Philipp um einer Verstorbenen willen eifersüchtig zu entzweien, lag etwas Hartes, ihr sonst Fremdes in seiner Stimme, das Melissa mißfiel.

Aufatmend traten die Geschwister endlich ins Freie, und dort fand ihr Bestreben, den Gegenstand des Gesprächs zu ändern, willkommene Unterstützung; denn sie trafen vor dem Bestattungshause mit der Familie des Steinbruchbesitzers Skopas zusammen, dessen Grundstück an das ihre stieß, und Melissa beruhigte sich schnell, als sie den Bruder mit den hübschen Nachbarstöchtern so munter lachen hörte wie je.

Bei ihm, dem leichtlebigen Künstler, ging der Wahn nicht so tief wie bei dem grübelnden, schwerlebigen Philipp, und es that ihr wohl, als sie den Alexander von ihrer Freundin Ino einen treulosen Schmetterling nennen hörte, dem man aber doch, um der alten Freundschaft willen, manches zu gute halten könne.

Fünftes Kapitel.

Der Weg wimmelte jetzt von Heimkehrenden, und es herrschte unter ihnen so übermütige Fröhlichkeit, daß man ihnen am letzten ansehen und hören konnte, von einer wie ernsten Stätte sie kamen.

In der herrlichen Vollmondnacht folgten die Heimkehrenden dem Weg am Meer, der von der Totenstadt nach Eleusis führte.

Dorthin hatte ein großer Zug von Griechen sich begeben, um die Mysterien ähnlich wie in dem attischen Eleusis zu feiern, dem das alexandrinische nachgebildet war.

Die neu eingeführten und die alten Adepten, die ihre Aufnahme in die Mysterien zu leiten hatten, waren im Tempel zurückgeblieben; die übrigen Mysten aber stießen jetzt zu denen, die aus der Totenstadt kamen.

Wohl vertrat hier der Serapis den Pluton, viel Hellenisches hatte neue, ägyptische Formen gewonnen; selbst die Folge der Gebräuche war von Grund aus verändert worden, doch wie am attischen Meeresufer erscholl auch am afrikanischen hell und daseinsfroh das griechische: „An die See, ihr Mysten!“ und der zur Festfreude ladende Ruf: „Jakchos, geleite uns Jakchos!“

Schon von weitem ließ er sich vernehmen, doch die Stimmen der Rufenden waren bereits müde und die meisten Fackeln niedergebrannt.

Die Epheu- und Myrtenkränze im Haar der Mysten hatten den Halt verloren, die Hymnensänger waren auseinander gelaufen, und selbst die Jambe, deren Scherze die trauernde Demeter erheitert hatten, und deren Mund zu Eleusis von köstlichen Späßen übergeflossen war, zeigte sich jetzt müde und schweigsam. Sie hielt noch den Krug in der Hand, aus dem sie die beraubte Gottesmutter mit wohlthätigem Mischtrunk gekräftigt, doch war er leer, und sie sehnte sich nach einem Trunke.

Eigentlich war „sie“ ein „er“; denn ein Jüngling hatte in Frauenkleidern die lustige Rolle der Jambe zu spielen, und diesmal stellte Alexanders Freund und Jugendgespiele Diodor die Tochter des Pan und der Echo dar, die der eleusischen Königin Metaneira, bei der die klagende Demeter Aufnahme fand, als Sklavin gedient haben sollte. Seine kräftigen Beine hatten allen Grund, so müde zu sein wie die Zunge, die seit fünf Stunden nicht zur Ruhe gelangt war.

Da fiel ihm der große vierspännige Wagen ins Auge, auf dem der gewaltige Getreidescheffel, der Kalathos, der den Gott Serapis als Wahrzeichen auf dem Haupte trug, nach Eleusis geführt worden war. Jetzt war er leer; denn sein Inhalt wurde geopfert, und die vier Rappen vor dem großen Fuhrwerke hatten es nicht schwer. Noch keiner war auf den Gedanken gekommen, sich von ihnen in die Stadt ziehen zu lassen; doch der findige, aber müde Diodor eilte dem Wagen nach und schwang sich hinauf. Andere wollten ihm folgen; er aber wehrte sie

ab, ja, stieß sie mit der frisch angezündeten Fackel zurück; denn ruhig konnte er trotz der Müdigkeit nicht bleiben.

Da erblickte er mitten im Kampf den Freund und Melissa.

Sein Herz gehörte der lieblichen Jungfrau seit ihren gemeinsamen Kinderspielen in den Gärten seines Vaters, und wie er sie neben dem Bruder, der mit den Nachbarstöchtern tändelte, gesenkten Hauptes daherschreiten sah, rief er sie an, und da sie sich weigerte, ihm auf das Fuhrwerk zu folgen, sprang er behend zu Boden, schwang sie mit den in der Palästra gestählten Armen in die Höhe, ließ die Widerstrebende sanft auf der breiten Fläche des Wagens neben dem Kalathos nieder und rief: „Der Raub der Persephone. Zum zweitenmal dargestellt in dieser Nacht!"

Da überkommt auch den Alexander die alte Daseinslust.

Voll frohen Uebermutes, als sei er bar und ledig jeder Sorge und habe eben mit dem Glück ein Bündnis geschlossen, umfaßt er die hübsche Ino, schwingt sie auf den Wagen, wie Diodor es mit seiner Schwester gethan, und nimmt lachend und mit dem Rufe: „Der gleiche Raub zum drittenmal!" neben ihr Platz.

Im Nu thun es andere den kecken Vorgängern nach: „zum vierten-, zum fünftenmal," schallt es unter munterem Gekreisch, hellem Gelächter und lauten Jakchosrufen.

Den Rappen wird die Arbeit sauer; denn auf dem Rande des flachen Wagens sitzt rings um den Kalathos des ernsten Serapis her ein junges, heiteres Pärchen neben dem andern.

Um die Häupter der Geschwister schlingt sich bald Myrte und Epheu. Auf dem Fuhrwerk und unter

denen, die es umgeben, gibt es nichts mehr zu sehen als vor Lust und Mutwillen strahlende Gesichter, nichts zu hören als jauchzenden Frohsinn.

Die Müdigkeit ist vergessen; man sollte denken, die finsteren Schwestern Kummer und Sorge seien von der Erde verbannt.

Auch Melissas liebes, stilles Gesicht lächelt.

Anfänglich hat der übermütige Anfall des Freundes ihre jungfräuliche Sprödigkeit verletzt; doch wie der fröhliche Diodor ihr, so ist sie ihm von Kind an gut, und da auch andere sittsame Mädchen sich heiter gefallen lassen, was ihr geschah, und ihr Entführer sie so traut und schalkhaft um Verzeihung bittet, lächelt sie ihm in einer Weise zu, die ihm das Herz mit Wonne erfüllt und mehr sagt als Worte.

Es thut ihr auch so gut, zu sitzen und auszuruhen.

Sie spricht nur wenig, doch auch sie vergißt, was sie ängstigt, wenn sie die Hand des Freundes auf der ihren fühlt und er ihr zuflüstert, daß dies die schönste der Nächte und daß sie von allem Holdseligen, das die Götter geschaffen, das Holdseligste sei.

Neben ihr dehnt sich das blaue Meer aus, der Vollmond ruht auf seinem leicht bewegten Spiegel wie eine zitternde Säule von lauterem, blankem Silber. Es rauscht vom Strande her so sanft und herzbestrickend zu ihr herüber, wie der Nereïden Gesang; wenn sich auf dem Haupte einer Woge weiße Schaumstreifen zeigen, meint sie den Arm der Thetis oder Galatea zu schauen. Wo die See am tiefsten blaut, muß wohl der Meergott Glaukos ruhen und seine Freude haben an dem fröhlichen Treiben am Strande.

Die Natur ist so groß, und als der Gedanke ihr kommt, daß ihr Herz nicht zu klein sei, um sie ganz und bis an die fernsten Grenzen in sich aufzunehmen, überkommt sie ein frohes Erstaunen.

Und wie schön die Natur ist!

Aus jeder ihrer Erscheinungen schaut ihr ein heiteres, anmutsvolles Götterantlitz entgegen. Die Unsterblichen die ihr so wehe gethan, und die sie oft grausam gescholten, sind doch freundlich und gut.

Das Meer, in dessen blanker Fläche das blaue Himmelsgewölbe mit Mond und Sternen sich zitternd spiegelt, der Lufthauch, der ihr die Stirn kühlt, ja die neue, sehnsüchtige Wonne, die das Herz ihr erfüllt, alles, was sie wahrnimmt und fühlt, ist eine Gottheit oder geht doch aus von einem Gotte. Den gewaltigen Poseidon und den hohen Zeus, die freundliche Selene und die spielenden Kinder des Windgottes fühlt sie sich nahe auf dieser Fahrt, und der mächtige Knabe der Kypris ist es doch wohl, der ihr Herz zwingt, so hoch zu schlagen wie nie zuvor.

Vielleicht auch hat der Besuch am Grabe der Mutter, ihr Gebet und was sie ihr an Gaben gebracht, den Genius der teuren Verstorbenen gerührt, und er umschwebt sie jetzt als ihr Schutzgeist.

Nur manchmal streift ihr wie ein flüchtiger Schatten die Erinnerung an etwas Schreckliches die Seele; doch was es ist, das sie und die Ihren bedroht, wird sie jetzt nicht gewahr und will es nicht sehen. Was morgen sein wird, soll ihr den Zauber dieser Stunde nicht trüben. Wie schön doch die Welt ist, wie selig doch auch schon der Sterbliche sein kann!

„Jakchos, Jakchos!" erschallt es rings um sie her, und das klingt so überfroh, als quelle die Brust der Rufenden über von seliger Lust, und wie das duftende Lockenhaupt des Diodor sich ihrem Köpfchen nähert, seine Hand die ihre drückt und sein Liebesgeflüster ihr Ohr trifft, raunt sie ihm zu: „Mein Alexander hat doch recht: die Welt ist ein Festsaal und das Leben so schön!"

„So schön!" wiederholt der Jüngling nachdenklich. Dann jauchzt er laut auf und ruft den Genossen zu: „Die Welt ist ein Festsaal! Rosen und Wein her, daß wir dem Eros opfern und dem Dionysos libiren. Laß auflohen die flammenden Fackeln, Jakchos! Komm, Jakchos, und weihe die selige Festlust!"

„Komm, Jakchos, komm!" ruft es hier und dort und bald überall dem begeisterten Jüngling nach. Doch die Krüge und Schläuche sind längst geleert. Aber dort hinter der Klippe liegt hart am Meere das Weinhaus „Zum Hahne". Da gibt es frischen Trank, da können die Rappen ausruhen, deren Führer schon über die schwere Last, womit man den Wagen auf dem sandigen Wege überbürdet, gemurrt hat, da gibt es unter der breitästigen Sykomore auch einen ebenen Platz, der schon oft genug zum Chortanz benutzt ward.

Bald hält denn auch das Fuhrwerk vor dem weißgetünchten Wirtshaus, welches ein Spalier auf drei Seiten umgibt, um das sich Feigengeäste hinzieht und Weinreben ranken.

Die jungen Paare springen vom Wagen, und während der Hahnwirt, unterstützt von seinem Sklaven, einen gewaltigen Henkelkrug mit rotem Rebensaft heranschleppt, befestigt man frisch entzündete Fackeln an Pfähle und die

Aeste der Sykomore, ordnet sich die auf Tanz begierige Jugend, und plötzlich stimmen helle Kehlen, unaufgefordert und als zwinge sie eine geheimnisvolle Macht, den Festgesang an:

„Jakchos, komm, o komm, Jakchos!
Komm hieher auf den Rasen zum Chortanz,
Zur festlichen Schar deiner Treuen.
Laß den üppigen, beerenreichen
Myrtenkranz, dein Haupt umschwellend,
Duftig sich schütteln!
Stampfe den Takt mit keckem Fuß
Zur ungezügelten, wonnetrunkenen,
Seligen Feier!
Tanz ihn mit, den holdseligen,
Anmutreichen, dreimal heiligen
Mystischen Reigen!

Und der Reigen beginnt.

In anmutigen Bewegungen schreiten Tänzer und Tänzerinnen einander entgegen. Schön muß jeder Schritt sein, jede Neigung und Hebung, wenn die Doppelflöten auch in schnellerem Takt erklingen und die gemessene Bewegung zum ausgelassenen Sprung wird. Jedes Paar weiß im voraus und die Musik lehrt, welche Empfindungen zum Ausdruck gebracht werden sollen, und es gilt, dem entsprechend zu tanzen. Jede Geste ist ein Farbenstrich, der dem zu gestaltenden Gemälde frommen oder es schädigen kann. Geist und Leib stellen in voller Harmonie, einer den andern ergänzend, treulich dar, was die Brust bewegt.

Ein Kunstwerk ist es, das Arm und Fuß hier vollenden. Selbst wenn die Leidenschaft den höchsten Grad erreicht, erkennt man das Gesetz, das sie leitet. — Ja,

wirbelt die tanzende Schar auch wild auseinander, sie findet sich sicher nicht nur wieder zusammen, sondern bildet, neu vereint, ein neues, ansprechendes, in all seinen Gliedern harmonisch zusammenstimmendes Gemälde.

„Suchen und finden“ könnte dieser Tanz heißen, der zunächst zur Darstellung bringen soll, wie Demeter der Persephone, ihrer Tochter, die Pluton in die Unterwelt entführte, nachirrt, bis sie die Verlorene wieder mit den mütterlichen Armen umfängt. So trauert die Erde um die gemähte Feldfrucht, die bei der Wintersaat in den Boden versenkt wird, um im Frühling aufzuerstehen, so sehnt sich ein treues Herz in der Zeit der Trennung, bis es mit der Geliebten wieder vereint ist, so beklagen wir unsere Toten, bis sich die Seele ihrer Auferstehung — an sie zu glauben ist der Zweck des Mysteriums — vergewissert.

Dies Klagen und Bangen, dies Zurückbegehren und Rufen, dies endliche Finden und die Wonne des neu gewährten Besitzes stellt Jüngling und Jungfrau bald in gemessenen, bald in leidenschaftlichen, aber immer in anmutsvollen Bewegungen dar.

Auch Melissa legt die ganze Seele in den Tanz, und so lang sie als Demeter die geraubte Persephone sucht, denkt sie der gefährdeten Brüder, und bei den die Bekümmerte tröstenden Scherzen der Baubo lacht sie so herzlich wie eine. Als es gilt, die Wonne des Wiederfindens zum Ausdruck zu bringen, braucht sie an nichts zu denken, als daß derjenige, welcher hier die Hand nach ihr ausstreckt, sie liebt und ihrer begehrt. Darin liegt für sie zu dieser Stunde das Ende alles Bangens und Suchens, die Erfüllung jedes Wunsches, und als nun

wieder der Chor den Jakchos ruft und wieder ruft, ist es, als habe ihre Seele Flügel gewonnen. Die Zurückhaltung ihrer jungfräulich stillen Natur schmilzt hier dahin, und in ekstatischem Aufschwung reißt sie sich die Epheuranke, mit der Diodor sie umschlang, von der Schulter und schwingt sie hoch in die Luft. Das im Tanze gelöste volle Haar umflattert sie wild, und ihr Jakchosruf durchschmettert hell und jubelfroh die Nachtluft.

Der Jüngling, der ihr teuer, schaut sie mit entzückten Blicken an, wie ein Wunder; sie aber schlingt ihm, ohne der anderen zu achten, die Arme um den Hals, und als er sie küßt, ruft sie wiederum, aber diesmal laut und auch den Entfernteren vernehmbar: „Die Welt ist ein Festsaal!“ und stimmt dann abermals mit funkelnden Augen in das Jakchosgeschrei der anderen ein.

Volle Pokale kreisen jetzt unter den begeisterten Mysten, und auch Melissa stärkt sich und reicht dann dem Geliebten den Becher, Diodor aber führt die Stelle des Randes zum Munde, die sie mit den Lippen berührt.

„O Leben, du Freudenquell!“ ruft Diodor, küßt sie und zieht sie fester an sich. „Komm, Jakchos, und schaue neidisch zu, wie zwei Sterbliche die Wonne des Daseins dankerfüllt segnen. Wo ist nur Dein Alexander? Keinem, außer unserem Andreas, hab' ich vertraut, was ich seit dem Gang in den Zirkus im Herzen trage. Aber jetzt! Es ist zu viel der Glückseligkeit für zwei Herzen. Auch der Freund soll seinen Teil daran haben!“

Da faßte Melissa sich an die Stirn, als erwache sie aus einem Traume.

Wie heiß sie war vom Tanz und der ungewohnt starken Mischung des Weines!

Die Gefahr, in der ihre beiden Brüder schwebten, kam ihr in den Sinn. Von Kind an war sie gewöhnt, mehr an andere als an sich selbst zu denken, und plötzlich fiel die jubelnde Festfreude von ihr ab wie ein Mantel, an dem die Spange entzwei brach.

Mit kräftiger Entschiedenheit befreite sie sich vom Arme des Geliebten, und ihr Blick flog suchend vom einen zum andern.

Da stand die hübsche Ino, mit der Alexander den Reigen geschlungen. Tief atmend lehnte sie den müden Kopf mit dem wirren Haar an den Stamm der Sykomore und hielt einen Becher umgekehrt in der Rechten. Er mußte leer sein; doch wo war derjenige, welcher ihn austrank?

Das Nachbarskind mußte es wissen.

Ob der ungestüme Geselle sich mit dem Mädchen entzweite?

Aber nein!

Ein Sklave des Wirtes, berichtete Ino, habe ihm etwas zugeflüstert, worauf er ihm ungesäumt gefolgt und im Hause verschwunden sei.

Melissa wußte, daß es nichts Geringfügiges sein könne, das ihn dort zurückhielt, und sie eilte ihm nach in die Schenke.

Der griechische Wirt und sein rundes Weib stellten sich, als wüßten sie nicht, wen sie meine, doch als sie die Angst gewahrten, die der Fremden aus jedem Zuge des schönen Antlitzes sprach, und sie sich als die Schwester Alexanders zu erkennen gab, schauten Mann und Weib sich erst unschlüssig an, dann aber siegte in der Wirtin, die selbst Kinder hatte, die fest an einander hingen, das

gute Herz, und mit dem Finger auf dem Munde flüsterte sie dem Mädchen zu: „Du darfst unbesorgt sein, schöne Jungfrau, mein Mann hilft ihm schon durch.“

Um weniges später wußte Melissa, der Aegypter, der sie auf dem Friedhofe erschreckt, sei der Sicherheitswächter Zminis, derselbe, von dem einmal ihre alte Sklavin Dido erzählte, die Mutter habe seine Werbung abgewiesen, bevor sie dem Vater die Hand gereicht, und darum freue es ihn, alles, was zum Hause des Heron gehöre, in Schaden zu bringen. Wie oft hatte sie von Widerwärtigkeiten gehört, die dieser Mann dem Vater und dem Alexander bereitet, bei denen der Aegypter aber stets den kürzern gezogen.

Dieser Angeber, der jetzt nach dem Nachtstrategen die höchste Stelle im Sicherheitsdienste inne hatte, war der am meisten gehaßte und gefürchtete Mann in der Stadt, und er hatte aus Alexanders Munde den Kaiser in einer Weise verspotten hören, die den Bruder ins Gefängnis, in die Steinbrüche, in den Tod führen konnte.

Der Bildhauer Glaukias war dem Aegypter an der Brücke des Drakonkanales begegnet, wo er die aus der Totenstadt Heimkehrenden aufgehalten hatte. Dem Dichter Argeios war er mit seinen Bütteln schon in den Weg getreten, doch die Thyrsusstäbe des Dionysischen Zuges hatten ihm und seinen Leuten das Spiel verdorben.

Wahrscheinlich stand er immer noch an der Brücke.

Glaukias selbst war auf jede Gefahr hin hieher geeilt, um den Alexander zu warnen. Jetzt hatte man ihn mit jenem versteckt, und beide konnten getrost, bis die Luft wieder rein war, im Weinspeicher des Hahnes, was kommen würde, erwarten. Der Wirt wollte niemand

raten — sich zu seinen Krügen und Schläuchen zu drängen!

„Auch nicht dem ägyptischen Hunde!" rief die Hausfrau und hob die geballte Faust, als halte sie sie jetzt schon dem verhaßten Unheilstifter unter die Augen.

„Armes, hilfloses Lamm!" murmelte sie dann vor sich hin und schaute das zarte Stadtkind mitleidig an, das wie vom Blitze getroffen ratlos und verwirrt zu Boden schaute. Dabei kam ihr in den Sinn, wie hart sie selbst es in der Jugend gehabt, und blickte nun stolz auf die eigenen kräftigen Arme, die auch zuzugreifen und zu handeln verstanden.

Aber was war das?

Wie von einer Feder aufgeschnellt richtete die gebeugte Blume sich plötzlich in die Höhe und rief: „Dank, herzlichen Dank! Aber so wird es nicht gehen. Wenn Zminis euer Anwesen durchsucht, so dringt er auch in den Speicher; denn wozu könnte er euch im Namen des Kaisers nicht zwingen? Ich trenne mich jetzt auch nicht von dem Bruder."

„So sei der willkommene Gast des Hahnes," unterbrach sie die Wirtin, und ihr Mann verneigte sich höflich mit der Versicherung, der Hahn sei ihr Haus wie das seine.

Aber das hilflose Stadtkind lehnte auch diese freundliche Einladung ab; denn sein kluger Kopf hatte einen neuen Weg zur Rettung des Bruders gefunden; und die Wirtsleute, denen sie ihren Anschlag leise vertraute, lachten einander kopfschüttelnd an.

Vor der Thür des Hauses wartete Diodor mit ungeduldiger Sorge. Er liebte sie und war der beste

Freund Alexanders. Was er für die Rettung des Bruders thun könne, wußte sie, würde geschehen. Zudem gab es auf dem Gute, das ihm einmal zufallen sollte, Raum genug, den Verfolgten zu verbergen, besaß doch der Vater des Diodor die größten Gärten der Stadt. Seine weitausgedehnten Ländereien waren ihr von Kind an vertraut; denn die verstorbene Mutter des Geliebten und die ihrige waren Freundinnen gewesen, und der umsichtige Verwalter der Gärten und Pflanzungen des Polybius, der freigelassene Andreas, stand ihr und den Brüdern näher als irgend ein Alexandriner.

Sie hatte sich auch nicht getäuscht; denn in der ihm eigenen feurig eifrigen Weise machte Diodor die Sache Alexanders zu der seinen, und der Rettungsplan erschien ihm doppelt vortrefflich, weil Melissa ihn ersann.

Kurz darauf war Alexander mit dem Bildhauer aus dem Versteck befreit, und die weitere Sorge für sie wurde dem Diodor überlassen.

Beide hatten sich vortrefflich verkleidet. In den Matrosen, deren Haar eine phrygische Mütze verbarg und um deren Lenden sich ein grober Schifferschurz schlang, hätte niemand die Künstler erkannt, noch weniger aber wäre den lachenden Gesichtern anzusehen gewesen, daß ihnen Gefangenschaft, ja vielleicht noch Schwereres drohe. Bei der Verkleidung hatte es so viel Drolliges gegeben, und nun sie erfuhren, wie sie in die Stadt geschmuggelt werden sollten, wuchs ihre Heiterkeit und teilte sich denen mit, die ins Vertrauen gezogen wurden.

Melissa war die einzige, die trotz des eifrigen Zuspruchs des Geliebten von banger Sorge bedrückt blieb.

Der kaum mittelgroße Glaukias war sicher, nicht

erkannt zu werden, und er wie die anderen betrachteten, was nun kommen sollte, als einen vergnüglichen Spaß. Galt es doch, dem verhaßten Anführer der Häscher und seinen Trabanten, denen man schon manchen Streich gespielt hatte, einen Fang zu vereiteln. Dem Alexander konnte eher Schlimmes begegnen, doch gelang es nur, ihn bis zum Besuche des Kaisers zu verbergen, dann war er gerettet; denn der nahm sicherlich die Thätigkeit des Nachtstrategen und seines obersten Beamten voll in Anspruch. Man vergaß ja so schnell in Alexandria, was der Gegenwart nicht mehr angehörte! War Caracalla erst fort — und lange würde er hoffentlich nicht bleiben — so fragte kein Mensch mehr nach einem bissigen Wort, das vor seiner Ankunft gefallen.

Mochte der morgende Tag bringen, was er wollte, wenn der heutige nur froh blieb!

Neu gestärkt und ermuntert von der Rast und dem genossenen Weine, bereiteten die Mysten sich zum Aufbruch, und wie der Zug sich in Bewegung setzte, hatte keiner außer den Beteiligten bemerkt, daß die beiden als Matrosen verkleideten Künstler in dem mächtigen Kalathos des Serapis, der Raum für sechs Männer geboten hätte und dem hochgewachsenen Alexander bis an die Brust reichte, auf Melissas Rat untergekommen waren.

Mit einem Kruge Wein hatten sie sich in dem weiten Gefäß niedergelassen und lugten bisweilen lachend nach den Jungfrauen aus, die man wieder eingeladen, sich auf den Rand des Wagens zu setzen.

Nachdem die Räder ins Rollen gekommen waren, ging der Uebermut Alexanders und seines Schicksalsgenossen so weit, daß sie, sobald es unbemerkt geschehen

konnte, die schönen Kinder mit den Kornresten, die sie auf dem Boden des Kalathos fanden, bewarfen oder mit Weintropfen bespritzten. Glaukias verstand es, das Rauschen des Regens und das Summen einer Fliege mit den Lippen täuschend nachzuahmen, und wenn die Mädchen sich über die lästigen Insekten beklagten, die ihnen ins Gesicht flögen, oder, hatte sie ein Weintropfen getroffen, versicherten, daß es, obgleich kein Wölkchen den azurblauen Himmel trübte, zu regnen beginne, mußten die ausgelassenen Künstler die Hand vor den Mund pressen, damit sie ihr Lachen nicht verrate.

Melissa, welche die hübsche Ino durch die Versicherung, daß Alexander unerwartet fortgerufen worden sei, getröstet hatte, und die auf dem Wagenrand neben ihr saß, bemerkte wohl, was die gefährdeten Männer im Kalathos trieben, und es beängstigte sie, statt sie zu erheitern.

Rings um sie her wurde gelacht und gescherzt, doch mit ihrer Fröhlichkeit war es vorbei, ja, die Angst bedrückte sie wie ein Alp, als der Wagen die Brücke erreichte und rasselnd über sie hinwegfuhr.

Da standen Soldaten und Liktoren und schauten den einzelnen und auch ihr forschend ins Antlitz. Aber keiner redete sie an, und wie das Wasser hinter ihr lag, atmete sie erleichtert auf. Doch nur einen kurzen Augenblick; denn nun kam ihr in den Sinn, daß sie bald das Thor zu passiren hätten, welches durch die westliche Hadriansmauer in die Stadt führte.

Wenn Zminis ihnen dort statt an der Brücke auflauerte und den Wagen untersuchte, dann war alles verloren; denn er hatte auch ihr mit dem wunderlich starren Auge ins Antlitz geschaut, und daß er, wo er die Schwester

gewahrte, nach dem Bruder suchen werde, schien ihr gewiß. So brachte ihre Anwesenheit dem Alexander Gefahr, und damit mußte ein Ende gemacht werden.

Ungesäumt reichte sie darum dem Diodor, der neben ihr herging, die Hand und ließ sich auf die Straße gleiten. Dann raunte sie ihm zu, was sie befürchtete, und bat ihn, sich mit ihr von den anderen zu trennen und sie nach Hause zu führen.

Das war für den Liebenden ein überraschend köstlicher Befehl. Wie zum Scherz schwang er sich auf das Fuhrwerk, und dort gelang es ihm auch, unbemerkt in den Kalathos zu flüstern, daß Melissa sich unter seinen Schutz gestellt habe. Daheim möchten sie den Vater und den Andreas grüßen, die sie gut verstecken würden. Morgen früh könnten sie ihm erzählen, was ihnen weiter begegnet.

Dann zog er den Arm Melissas durch den seinen, ließ den Jakchosruf laut erschallen und eilte in schnellem Tanzschritt mit ihr dem Wagen voran.

Kaum fünfzig Schritte vor ihnen schlugen helle Flammen aus großen Pechpfannen gen Himmel, und ihr Licht zeigte dem Mädchen erst das gefürchtete Thor mit den Bildsäulen des Hadrian und der Sabina, und dann vor demselben, mitten auf der Straße, einen Reiter, der den Nahenden auf einem großen Rosse entgegen getrabt kam. Sein Haupt überragte alles, was sich auf der Straße bewegte, und wie sie zu ihm aufschaute, war es ihr, als höre ihr das Herz auf zu schlagen; denn ihr Blick traf die Augen des gefürchteten Aegypters, deren weiße Sterne so grell von dem Braun des hageren Antlitzes abstachen, und deren böses, bedrohliches Flackern sich ihrem Gedächtnis fest genug eingeprägt hatte.

Zu ihrer Rechten öffnete sich eine Gasse, und mit dem leisen Ruf: „Hier hinein!“ zog sie den überraschten Diodor sich nach in das Dunkel.

Wie ihm das Herz schlug!

Verlangte es nun auch sie, deren jungfräulich keusche Strenge ihm früher und seit der selige Tanzrausch verflogen war, kaum einen freundlichen Blick und einen Händedruck vergönnt hatte, nach zärtlicher Hingabe in einsamem Dunkel? Sehnte die stille, bescheidene, die ihm, seit sie kein Kind mehr war, nur selten einige arme Worte vergönnt hatte, sich nun auch, ihm endlich, ungehört von den anderen, zu sagen, was ihm vorhin nur der Glanz ihrer Augen und der Kuß ihrer reinen jungen Lippen verraten?

In seliger Erwartung zog er sie fester an sich, doch sie entwand sich scheu seinen Armen, und bevor er ihr noch die ersten zärtlichen Worte zuflüstern konnte, rief sie ihm so angstvoll zu, als strecke die Hand des Verfolgers sich schon nach ihr aus: „Fort, fort! Das Haus dort verbirgt uns!“

Damit zog sie ihn sich nach in die offene Thür eines großen Gebäudes, und kaum hatten beide den dunklen Vorraum betreten, als sich Hufschlag vernehmen ließ und Fackelschein die Finsternis draußen erhellte.

„Zminis — da ist er, — er folgt uns nach,“ raunte sie hastig und kaum der Rede mächtig dem Diodor zu, und ihre Besorgnis war wohl begründet; denn der Aegypter hatte sie erkannt und ihren Begleiter für den Alexander gehalten. Mit seinen Fackelträgern war er in die Gasse geritten, doch wohin sie sich verborgen, mußte seinem

scharfen Auge entgangen sein; denn der Hufschlag verriet den atemlos Lauschenden, daß der Verfolger ihr Versteck schon hinter sich gelassen. Erst als das Pflaster zum andernmal dicht vor dem Hause, das sie verbarg, von Hufschlag erdröhnte, der nach dem Hadriansthore hin allmälich verhallte, entfernte Melissa die Hand von dem angstvoll pochenden Herzen.

Aber der Aegypter hatte gewiß Späher in der Gasse zurückgelassen, und Diodor trat hinaus, um sich zu überzeugen, ob der Weg nun frei sei.

Melissa blieb allein in dem dunklen Vorraum, und es drängte sich ihr die Sorge auf, wie sie ihr Hiersein erklären solle, wenn die Hausbewohner sie bemerkten; denn in dem großen Gebäude, das sie aufgenommen hatte, war man trotz der späten Nachtstunde noch nicht zur Ruhe gegangen.

Sie hatte längst ein murmelndes Geräusch vernommen, das aus einem der inneren Räume drang; doch erst allmälich gewann sie die nötige Ruhe, näher hinzuhören, woher es komme und was es bedeute.

Eine zahlreiche Gesellschaft mußte sich hier versammelt haben; denn sie unterschied verschiedene männliche Stimmen, unter die sich bisweilen auch eine weibliche mischte.

Jetzt ging eine Thür.

Erschrocken drängte sie sich fester an die Wand, aber aus dem Augenblick wurden Minuten, und niemand kam.

Endlich war es ihr, als vernähme sie das Rücken von Bänken oder Stühlen, und als riefen viele Stimmen durcheinander, sie wußte nicht was. Wieder drehte sich dann eine Thür in den Angeln, und darnach wurde es

so still, daß sie eine Nadel hätte zu Boden fallen hören, und dies beängstigende Schweigen dauerte fort, bis eine tiefe, klangvolle Männerstimme vernehmbar wurde.

Die sonderbare Art, womit diese Stimme jedem Worte gleichförmig sein Recht widerfahren ließ, brachte sie auf die Vermutung, daß da drin etwas vorgelesen werde. Sie verstand den Satz auch deutlich, womit der Vortrag begann. Nach einer kurzen Pause ward er wiederholt und zwar schneller und als komme er diesmal dem Redner aus dem eigenen Innern.

Die sechs Worte: „Da aber die Zeit sich erfüllet,"*) bildeten seinen schlichten Inhalt, und Melissa hörte nicht mehr auf die leiser gesprochene Rede, die ihm bald folgte; denn der erste Satz tönte wie vom Echo wiederholt in ihr fort.

Zwar verstand sie nicht, was er bedeute, es war ihr aber, als müsse ihm ein tiefer Sinn innewohnen. Wie eine Melodie, die sich auch gegen unsern Willen wieder und wieder vor unserem inneren Ohre vernehmen läßt, ließ er nicht von ihr, und ihr nachdenklicher Geist bemühte sich noch ihn zu deuten, als Diodor zurückkehrte, um zu melden, daß die Gasse ganz leer sei. Er wisse nun, wo sie sich befänden, und wenn es ihr recht sei, wolle er sie so führen, daß sie nicht wieder durch das Thor brauchten. Es wohnten hier herum zwar nur Christen, Aegypter und anderes Gesindel, doch heute beginne ja sein Amt, sie zu beschützen, und er wolle seiner aufs beste walten.

Jetzt trat sie mit ihm in die Gasse, und wie sie

---

*) Galater IV, 4.

wieder fortschritten, zog er sie an sich und küßte ihr den Scheitel.

Das Herz war ihm so voll.

Er wußte nun, daß diejenige, deren er schon liebend begehrt, als sie noch im Kinderkleidchen an der Hand der Mutter durch die Gärten seines Vaters gesprungen war, seine Gefühle erwidere. Nun war auch die Zeit gekommen, zu fragen, ob sie ihm gestatte, bei dem Vater um sie zu werben.

So blieb er denn im Schatten des nächsten Hauses stehen, und wie er dort, hingerissen von zärtlicher Leidenschaft, alles vor ihr ausströmte, was ihm die Brust bewegte, und in seiner feurigen Weise schilderte, wie groß und tief seine Liebe, da empfand sie trotz der Mattigkeit, die ihr längst nach so großen Erregungen Leib und Seele beschwerte, mit stiller Dankbarkeit das große Glück, einem teuren, guten Menschen mehr zu gelten als allen anderen auf Erden. Die Liebe, die so lange als Knospe in ihr geschlummert und die vorhin so schnell den Kelch geöffnet, um sich dann wieder ängstlich zu schließen, entfaltete sich von neuem und blühte ihm entgegen. Aber es geschah nicht mehr wie vorhin in leidenschaftlicher Ekstase, sondern, angemessen ihrem stillen, klaren Wesen, mit maßvoller Freude, der es doch nicht an der rechten Wärme und herzgewinnenden Anmut fehlte.

Eine Glückseligkeit ohne gleichen kam über sie beide, und sie gestattete ihm, seine Schwüre mit Küssen zu bestätigen, und bot ihm selbst die Lippen, wenn das Herz ihr höher schlug vor heißem Dank für so viel Glück und solche Fülle der Liebe.

Sie war sein köstlichstes Kleinod, und in die Leiden-

schaft seines stürmischen Herzens mischte sich so aufrichtige Ehrfurcht, daß er sich willig in den Schranken hielt, mit denen die Jungfrau sich sittig umgab.

Und was hatten sie einander nicht alles bei dieser ersten Hingabe der Herzen zu bekennen, wie vielen Hoffnungen für die Zukunft galt es, Worte zu leihen! So einten sich im Fluge die Minuten zur Stunde, bis Melissa ihn bat, die Marmorbank, die ihnen schon längst Ruhe bot, mit ihr zu verlassen, wenn die Füße sie überhaupt noch nach Hause tragen sollten.

Wohl ward es ihm sauer, ihr den Willen zu thun, doch er gehorchte. Als er aber wieder mit ihr vorwärts schritt, fühlte er, daß sie schwer an seinem Arm hing und es sie Mühe koste, die kleinen Füße zu heben.

Die Gasse war zu dunkel, als daß er hätte wahrnehmen können, wie bleich sie geworden; und dennoch verwandte er keinen Blick von dem lieben, kaum in den Umrissen erkennbaren Antlitz. Da hörte er sie wie aus dem Traum ein leises: „Ich kann nicht mehr!“ rufen, und sogleich führte er sie zu der Marmorbank zurück.

Sorgsam breitete er zuerst den Mantel über den steinernen Sitz und hüllte sie dann so vorsichtig ein, wie eine Mutter das frierende Kind; denn ein kühler Lufthauch deutete auf das Nahen des Morgens. Er selbst drängte sich an die Wand ihr zur Seite, um ungesehen zu bleiben; denn ein langer Zug von Menschen, denen Laternen vorangetragen wurden, kam eben aus dem Hause, das sie vorhin verlassen, die Gasse herauf.

Wer da zu dieser späten Stunde in so feierlicher Stille einherschritt, wußten sie sich beide nicht zu erklären. Sicherlich ließ sich kein froher Jakchosruf, keine wilde

Klage, kein heiteres Gelächter und kein Klageton aus dem Munde der Vielen vernehmen, die dort paarweise und gemessenen Schrittes in die Gasse strömten. Sobald aber der letzte das Gebäude verlassen hatte, stimmten die Männer und Weiber, die den Zug bildeten, einen Gesang an, den kein Chorführer leitete, zu dem kein Saitenspiel erscholl, und der dennoch wie aus einer Brust zu kommen schien.

Diodor wie Melissa kannten jede Weise, die in Alexandria Hellenen und Aegypter in dieser Nacht und an anderen Festen sangen; diese aber war beiden fremd, und als der Jüngling dem Mädchen die Frage zuflüsterte: „Was ist es nur, das sie singen?“ versetzte sie wie aus dem Schlafe geschreckt: „Es sind keine sterblichen Menschen.“

Da schauerte es dem Diodor kalt über den Rücken; denn es war ihm, als schwebe dieser Zug über den Boden hin und als müsse man den Schritt der einzelnen deutlicher von dem Pflaster widerhallen hören, wenn sie Menschen von Fleisch und Blut wären. Etliche schienen ihm auch größer als andere Sterbliche, und ihr Gesang kam doch wohl aus einer andern Welt als der, wo er heimisch. Vielleicht waren es Dämonen, waren es die Seelen der verstorbenen Aegypter, die nach einem mitternächtlichen Besuch derer, die sie auf Erden zurückgelassen, in die Felsengrüfte zurückkehrten, von denen es genug in den steinigen Hügeln gab, zu denen die Gasse führte. Sie strebten auch den Gräbern zu, nicht dem Thore, und Diodor that der Geliebten in leisem Flüsterton kund, was er vermute, und schloß die Hand um das Amulet in Gestalt eines Auges, das ihm seine

ägyptische Kinderwärterin an einem anubischen Faden um den Hals gehängt hatte, um ihn vor dem bösen Blick und vor Verzauberung zu schützen.

Aber Melissa lauschte mit so aufmerksamer Hingabe dem Gesange, daß sie ihn nicht hörte. Die Mattigkeit, unter der sie schmerzlich gelitten, hatte sich während dieser stummen Rast in ein stilles, wohliges Selbstvergessen verwandelt. Sie empfand es wie ein Glück, die Last des ermüdeten Körpers nicht mehr zu fühlen, und der Sang der nächtigen Wanderer kam ihr vor wie ein Schlummerlied, das schöne Träume erweckte. Es stimmte sie froh, und doch jubelte es nicht und war nicht einmal heiter. Es griff ihr ins Herz und war doch nicht traurig und glich in nichts der leidenschaftlichen Klage der Isis um den Osiris, dem Jammer der Demeter um die verschwundene Tochter. Was es in ihr erweckte, war ein bitter süßes Mitleid, das ihr selbst galt, den Brüdern, dem Vater, dem Geliebten und zugleich mit ihnen auch allem, was dem Leid und Tod erlesen, auch dem Fremdesten, wofür sie noch nie Teilnahme empfunden.

Und dies Mitleid barg ein Wohlgefühl in seinem Schoße, das sie sich nicht zu erklären wußte oder auch nur zu deuten versuchte.

Bisweilen war es ihr auch, als ob dies Lied eine Danksagung enthalte. Sie galt wohl den Göttern, und darum gefiel sie ihr, und sie hätte mit anstimmen mögen; denn auch sie mußte ja den Himmlischen und allen voran dem Eros erkenntlich sein für die Liebe, die in ihrem Herzen erwacht war und so innige Erwiderung fand.

Tief atmend folgte sie jedem Ton dieses Gesanges, der gleich einer heilsamen Arznei auf sie wirkte.

Der Kampf der Willenskraft gegen die Erschöpfung des Leibes am Schlusse des seligen Beisammenseins mit dem Geliebten war so peinlich, das Bewußtsein, mit den bleischweren Füßen vielleicht nicht nach Hause zu kommen und irgendwo eine Unterkunft suchen zu müssen, so beunruhigend gewesen. Jetzt fühlte sie sich wieder still und in schönem Gleichgewicht wie daheim, wenn sie bei dem Vater saß und stickte und von der Mutter und der vergangenen Kindheit träumte.

Dieser Gesang war auf ihre bewegte Seele ausgegossen worden wie das Oel, das die Schiffer ins Meer rinnen lassen, um den stürmischen Wogenschwall zu sänftigen. Das fühlte sie. Sie mußte der Stunden gedenken, in denen sie an der Brust der Mutter entschlummert war in dem sichern Gefühl, daß zärtliche Liebe sie auf Händen trage.

Das Glück der Kinderzeit, wo sie alles geliebt, was sie kannte: die Ihren, die Sklaven, die Vögel des Vaters, die Blumen im Gärtchen, den Altar der Göttin, den sie salbte, und die Sterne am Himmel, kehrte zu ihr zurück, und so ruhte sie in wohliger, träumerischer Schlaffheit, mit dem Haupt auf der Schulter des Geliebten, bis die letzten Glieder des Zuges, die aus Weibern bestanden, von denen viele kleine Lampen in der Hand trugen, bis auf wenige an ihr vorbei gewallt waren.

Da fühlte sie plötzlich, wie Diodors Schulter, an der ihr Haupt lehnte, in die Höhe schnellte.

„Sieh dorthin," flüsterte er ihr dabei dringlich zu, und wie ihr Blick seinem weisenden Finger folgte, schrak sie zusammen und rief: „Die verstorbene Korinna. Hast Du sie gekannt?"

„Sie kam manchmal in den Garten des Vaters," lautete die Antwort, „und ich sah ihr Bild bei Alexander. Die Seelen der Hadesbewohner sind uns begegnet. Wir müssen opfern; denn wem sie sich zeigen, den ziehen sie sich nach."

Da schauderte auch das Mädchen zusammen und rief angstvoll: „O Diodor! Nur nicht sterben! Fragen wir morgen den Priester, mit welchem Opfer wir uns loskaufen können. Nur nicht das Grab und der finstere Hades! Ich bin wieder stark genug. Laß uns fort von hier und nach Hause."

„Aber jetzt durch das Thor," entgegnete der Jüngling. „Es thut nicht gut, den Verstorbenen zu folgen."

Doch Melissa bestand darauf, den Weg durch die Gasse zu nehmen. So sehr sie die der Unterwelt entflohenen Seelen auch fürchtete, wollte sie doch um keinen Preis dem schrecklichen Aegypter in die Hände fallen, der sie zwingen konnte, über das Verbleiben des Bruders Auskunft zu erteilen, und Diodor, der sich schämte, die Bangigkeit, die ihn noch immer beherrschte, der Geliebten zu zeigen, fügte sich ihrem Verlangen.

Aber es that ihm wohl bei den Todesschauern, die ihn zum erstenmale im Leben beschlichen, den Mund der Geliebten noch einmal zu küssen und ihre warme Hand in der seinen zu halten, während er mit ihr dahinschritt; ihr aber tönte der wundersame Gesang des nächtlichen Zuges vor dem innern Ohre fort, und bisweilen kam ihr der Satz in den Sinn, den sie in dem Hause gehört, worin sich die abgeschiedenen Seelen versammelt.

„Da aber die Zeit sich erfüllet," hatte er gelautet.

Ob er sich auf die Stunde bezog, in welcher der Verstorbene den Abschluß des Erdenlebens erreichte, ob ihrer Stadt und ihren Bewohnern etwas Großes bevorstand, wozu die Zeit nunmehr gekommen? Hing dies Wort mit dem Besuch des Kaisers zusammen? Kehrten die Verstorbenen zu den Lebenden zurück, um den Ereignissen beizuwohnen, die sie mit helleren als menschlichen Augen herannahen sahen?

Dann erinnerte sie sich der Korinna, deren bleiches, schönes Antlitz das Licht in ihrer Hand wunderbar beleuchtet hatte, und dazu der Versicherung des Magiers, daß die Seelen der Verstorbenen mit allen Eigenschaften ausgestattet seien, die sie als Lebende besessen, und daß der Wissende sie zu erblicken und mit ihnen zu verkehren vermöge.

So war Serapion also doch mit dieser Behauptung im Rechte, und ihre Hand zuckte in der des Geliebten, als sie sich sagte, daß ihrem Bruder Philipp nun die Gefahr drohe, im Verkehr mit der Toten den Lebenden sich zu entfremden. Vielleicht war auch ihre verstorbene Mutter unter den wandernden Seelen dahingewallt, und es reute sie, es versäumt zu haben, nach ihr auszuschauen und ihr liebevoll zu winken.

Auch Diodor, dem es sonst nicht gegeben war, lange stillschweigend zu grübeln, hing den eigenen Gedanken nach, und so schritten sie stumm vorwärts, bis sie plötzlich dumpfes Gemurmel vernahmen.

Da erschraken sie wieder, und wie sie aufschauten, sahen sie die felsigen Klippen vor sich, in die vor langer Zeit Aegypter und später auch Christen Grüfte in den Felsen gehauen.

Aus dem Thor des einen, dem sie sich auf wenige Schritte genähert, schimmerte Licht, und als sie daran vorüberziehen wollten, schlug ein großer Hund an. Gleich darauf trat eine menschliche Gestalt auf sie zu und fragte sie in rauhen Kehllauten nach dem Worte.

Da hob Diodor, von jähem Schrecken vor der dunklen Erscheinung erfaßt, in der er eine andere auferstandene Seele vermutete, die Füße zum schnellen Entlaufen und zog die Geliebte sich nach. Die Dogge aber überholte sie bellend, und als der Jüngling sich nach einem Stein bückte, um sie zu verscheuchen, sprang das wütende Tier auf ihn ein und riß ihn zu Boden.

Da schrie Melissa laut um Hilfe, doch die rauhe Stimme gebot ihr wütend, zu schweigen.

Weit entfernt, ihr zu gehorchen, ließ die Jungfrau den Hilferuf nur lauter erschallen, und nun drangen aus dem Grufttthor, dicht hinter dem Schauplatz dieses Ueberfalls, mehrere Männergestalten mit Lampen und Kerzen hervor.

Es waren die Dämonen, auf deren Gesang sie in der Gasse gelauscht; sie konnte nicht irren. Auf den Knieen, neben dem am Boden liegenden Jüngling, starrte sie ihnen entgegen.

Da flog ein Stein auf den Hund, um ihn von dem Niedergeworfenen zu entfernen, und ein zweiter, größerer sauste dicht an ihr vorbei und traf — sie hörte deutlich den dumpfen Aufschlag — das Haupt des Geliebten.

Da war es, als lege eine kalte Hand sich ihr aufs Herz; was sie umgab, verschmolz zu einem sie umkreisenden, farblosen Bilde, totenbleich streckte sie die Arme abwehrend

aus und sank dann mit einem leisen Angstschrei, überwältigt von Schrecken und Mattigkeit, bewußtlos zusammen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag ihr Haupt im Schoß einer freundlichen Matrone, während Männer sich anschickten, eine Bahre mit dem regungslosen Körper des Diodor von dannen zu tragen.

Sechstes Kapitel.

Die Sonne war vor einer Stunde aufgegangen. Der Steinschneider Heron hatte pfeifend die Werkstätte betreten, und in der Küche stand der alte Sklave Argutis vor dem Herde und bereitete die Morgensuppe für seinen Herrn. Nachdenklich warf er einige Fingerspitzen Kümmel in den Gerstenbrei und schüttelte dabei das ergraute Haupt.

Als seine Genossin Dido, eine Syrerin, mit krausem weißem Haar, das von ihrer dunklen Haut wunderlich abstach, in die Küche trat, fuhr er auf und fragte hastig: „Noch nicht zurück?"

„Nein," versetzte die Alte mit nassen Augen. „Du weißt ja schon, was mir träumte. Ganz gewiß ist ihr ein Unglück begegnet, und wenn der Herr es erfährt . . ."

Hier brach sie in lautes Schluchzen aus; der Sklave aber verwies ihr das unnütze Weinen.

„Du hast sie nicht auf den Armen getragen," wimmerte die Sklavin.

„Aber wie oft hier auf der Schulter," stieß der Gallier — denn Argutis stammte aus der Gegend von Augusta Trevirorum an der Mosella — seufzend hervor.

„Sobald der Brei fertig ist, bringst Du ihn dem Herrn und bereitest ihn vor.“

„Damit seine Wut mich zuerst trifft,“ klagte die Alte. „Es ward mir nicht an der Wiege gesungen.“

„Dies Holz,“ unterbrach sie Argutis, „haben die Würmer schon lange gefressen, und die Wut des Herrn kennen wir ja beide. Ich wäre schon längst fort, wenn Du den Brei zu bereiten verstündest, wie er ihn mag. Aber sobald ich ihn in die Schale geschüttet — nichts hält mich auf — seh' ich nach dem Alexander; denn mit ihm ging sie doch aus dem Hause.“

Da trocknete die Alte die Thränen und rief: „Geh nur und tummle Dich. Ich nehme das andere auf mich. Ewige Götter, wenn sie tot ins Haus zurückgebracht würde! Ich bleibe dabei! Sie mochte die Launen des Alten und die Einsperrung nicht länger ertragen und ist ins Wasser gegangen. Mein Traum, mein Traum! Da hast Du die Schale, und dann fort zu dem Jungen! Aber der Philipp ist doch der ältere.“

„Der!“ rief der Sklave in wegwerfendem Ton. „Ja, wenn es auszuhorchen gäbe, was die Fliegen einander erzählen! Ich lobe mir den Alexander. Der hat den Kopf auf dem rechten Fleck, und wenn einer in Aegypten, bringt er sie uns wieder, tot oder lebendig.“

„Tot,“ schluchzte die Alte von neuem auf, und ihre Thränen fielen hart an dem Brei vorüber, den Argutis in seiner Herzensnot zu salzen vergessen.

Während dieses Gespräches seiner Dienerschaft fütterte der Steinschneider die Vögel.

Ist der Mann, der dort mit zärtlichen Worten, mit lockenden Pfiffen und Leckerbissen seine Lieblinge wie ein

kosendes Mädchen zu sich heranzieht, wirklich der grimme Polterer von gestern abend? Es gibt kein Schmeichelwort, das er ihnen nicht gönnt, während er ihnen die Näpfchen behutsam mit frischem Wasser und Futter füllt. Und wie vorsichtig rührt er die große Hand, während er den Sand in den kleinen Käfigen erneuert! Er darf die armen, gefangenen Schelme, denen er so gute Stunden verdankt, ja nicht ängstigen, und sie haben schon längst die Scheu vor ihm verloren.

Jetzt pickt ihm eine Turteltaube Erbsen, jetzt eine Baumnachtigall längliche Ameiseneier von den Lippen, jetzt hüpft ihm ein Kehlfink auf den Finger der Linken und schnappt nach den Raupen in seiner Rechten. Die hat der riesengroße Mann bald nach Sonnenaufgang von taufeuchten Blättern im eigenen Gärtchen für die gefiederten Freunde abgelesen. Am längsten und innigsten verkehrt er mit dem alten Glanzstar, den seine verstorbene Frau ihm geschenkt hat. Sie kaufte ihn damals heimlich von dem Beduinen, der ihm schon seit vielen Jahren Muscheln vom Strande des roten Meeres brachte, um den Gatten damit zu überraschen. Der kluge Vogel hat zuerst ihren Namen Olympias zu sagen und dann von selbst und ohne Unterweisung den häufigen Klageruf seines Herrn „Meine Kraft“ nachzuplappern gelernt.

Heron hält ihn für einen Freund, der ihn versteht und sich mit ihm der Unvergeßlichen erinnert. Drei Jahre schon ist der Steinschneider Witwer, und doch beschäftigt er sich immer noch lebhafter mit der Dahingegangenen als mit den Kindern, die sie ihm schenkte.

Jetzt kraut er dem Star vorsichtig das kluge Köpfchen und redet ihn an in einem Tone, dem man das

Mitleid anhört, das er mit ihm wie mit sich selbst empfindet: „Nicht wahr, mein Alter, es hat wohler gethan, wenn sie dir mit den zarten weißen Fingern die Federn glatt strich? O, ich weiß auch noch, wie das klang, wenn sie dir zurief: ‚Mein Mätzchen‘ oder ‚mein Tierchen‘. So sanfte, liebliche Töne gibt's für uns beide nicht mehr zu hören. Weißt du noch, wie sie dir mit dem lieben Antlitz — war es nicht schön? — freundlich zunickte, wenn du ihren Namen ‚Olympias‘ riefst? Wie oft hat sie dir dann mit den roten Lippen in das Gefieder geblasen und dir zugerufen: ‚Brav so, mein Kerlchen!‘ Auch mir ward ihr ‚brav‘ vergönnt, wenn ich etwas Rechtes vollendete. O, und welche Augen sie hatte, auch für die Kunst! Aber nun, jetzt . . . Die Kinder geben mir ja auch gute Worte, seit ihre Lippen verstummten."

„Olympias!" unterbrach hier der Vogel den Künstler laut und verständlich, und sogleich verteilten sich die Wolken, die sein Antlitz wieder beschatteten, und mit einem freundlichen Lächeln fuhr er fort: „Ja, ja, du wolltest auch, daß du sie noch hättest. Auch du rufst sie, wie ich es gestern abend that bei ihrem Grabe, und sie läßt dich schön grüßen. Hörst du es, Mätzchen? Pick dem Alten nur immerzu in die Finger, er weiß, wie du's meinst, und es thut ihm nicht weh. Ganz allein war ich draußen, und Selene schaute still auf uns nieder. Rings umher tobte und schrie es, ich aber hörte doch die Stimme unserer Verstorbenen. Sie war mir ganz nahe, und ihre arme Seele zeigte mir, daß sie mir immer noch günstig gesinnt sei. Von unserem besten Bybloswein hatt' ich ein Krüglein unter dem Mantel mit hinausgenommen,

und sobald ich ihr den Stein gesalbt und den edlen Trank ausgegossen, schlürfte der Boden ihn ein, als sei er durstig. Kein Tropfen blieb übrig. Ja, Mätzchen, angenommen hat sie die Gabe, und wie ich mich dann niederließ, um an sie zu denken, da gönnte sie mir manche Antwort auf meine Fragen. Wie damals — du weißt ja — haben wir mit einander geplaudert. Auch deiner gedachten wir; ich bestellte dir ja schon den Gruß. Nicht wahr, du verstehst mich? Und, ich sage dir, Mätzchen, es kommen jetzt bessere Tage."

Hier wandte er sich mit einer schnellen, unwilligen Bewegung von dem Vogel ab; denn die Sklavin trat mit dem Gerstenbrei in die Werkstatt.

„Du?" fragte der Steinschneider erstaunt; „wo ist Melissa?"

„Sie wird ja schon kommen," versetzte die Alte leise und zaghaft.

„Schönen Dank für das Orakel," lachte der Künstler.

„Wie Du spassen kannst!" stammelte die Alte. „Ich wollte . . . Aber iß nur erst, iß. Aerger und Sorge sind schädlich bei nüchternem Magen."

Da setzte sich Heron an den Tisch und begann den Brei zu genießen; doch sehr bald warf er den Löffel aus der Hand und rief: „Es schmeckt nicht so allein!"

Dann warf er einen erstaunten Blick auf Dido und fuhr ärgerlich fort: „Was hast Du noch hier zu suchen, und was soll das Ziehen und Zupfen am Kleide? Wieder eine Schüssel zerbrochen? Nicht? So laß doch das verwünschte Kopfschütteln, und komm heraus mit der Sprache!"

„Iß nur, iß!" wiederholte die Sklavin und zog sich an die Thür zurück; Heron aber rief sie mit kräftigen

Scheltworten zu sich heran, und als sie darauf weinerlich mit dem gewohnten: „Es ward mir nicht an der Wiege gesungen," begann, fand Heron die gute Laune, deren er sich an diesem Morgen erfreute, wieder und rief: „Ja, ja, die Tochter eines großen Herrn wartet mir auf; und wenn es dem Kaiser in Syrien eingefallen wäre, Deine Schwester zu freien, hätte ich jetzt seine Schwägerin im Dienste. Das Heulen verbitt' ich mir übrigens. In dreißig Jahren könntet ihr erfahren haben, daß ich kein Menschenfresser bin, und so bekenne denn erst, was in der Küche fehlt, und dann geh und rufe das Mädchen!"

Der Unfreie hat vielleicht recht, das Uebel so lang hinauszuschieben, wie es nur angeht; denn jeder Augenblick kann die Sachlage ändern, und das Gute und Schlimme kommt ihm ja nur von außen her zu. So klammerte sich denn auch die Sklavin an den Wortlaut der Frage des Heron, und da sich in der Küche wirklich etwas Bemerkenswertes begeben hatte, atmete sie auf und erzählte, ein Bediensteter des Nachtstrategen sei vorhin gekommen und habe gefragt, ob der Alexander nicht hier sei, und wo er seine Werkstatt habe.

„Und Du hast ihm das Haus gut beschrieben?" fragte Heron.

Da schüttelte die Sklavin verneinend den Kopf, machte sich wieder mit dem Kleide zu schaffen und versetzte schüchtern: „Der Argutis war dabei, und er meinte, von dem Nachtstrategen komme nichts Gutes. Da hat er denn dem Manne etwas aufgebunden und ihn vor das Thor der Sonne geschickt."

Hier unterbrach Heron die Alte mit einem so kräftigen Schlag auf den Tisch, daß der Brei in der Schüssel

Wogen schlug, und rief zornig: „So geht es, wenn man die Sklaven wie seinesgleichen behandelt, und sie selbst zu denken beginnen! Den guten Morgen kann einem die Dummheit verderben. Der Nachtstratege, daß Du's weißt, ist ein ansehnlicher Herr, und vielleicht bekannt mit dem Seleukus, dessen verstorbene Tochter der Alexander gemalt hat. Das Bild macht Aufsehen. Aufsehen? Was sag' ich! Wie toll sind die Leute, denen es vergönnt ist, dies Werk zu bewundern. Was es sonst noch im Hause der Totenbestatter zu schauen gab, war ihnen Luft. Hab' oft genug über den Jungen gebrummt, der überall lieber ist als hier. Aber diesmal! Man hätte stolz sein dürfen, sein Vater zu sein! Nun sendet der Nachtstratege seinen Epistolographen oder dergleichen, gewiß, um sich selbst, seine Gattin oder Tochter — wenn er eine hat — von dem Meister malen zu lassen, der das Bildnis der Korinna schuf, und der Sklave seines eigenen Vaters — 's ist um den Verstand zu verlieren — dreht dem Glücksboten eine Nase und schickt ihn in die Irre. Ich will den Argutis lehren! Doch vielleicht ließe sich jetzt noch . . . Fort erst und hol ihn!"

Bei den letzten Worten warf Heron den Löffel wieder von sich, wischte sich den Bart, und als er sah, daß Dido immer noch wie gebannt vor ihm dastand und an ihrem grauen Sklavenkleide zupfte, da herrschte er sie, der er sonst freundlich und mit größerer Schonung als den eigenen Kindern begegnete, so zornig an, daß die Alte sich in sich zusammenzog und mit lautem Gewinsel tief gebückt die Thür zu erreichen suchte.

Da that dem weichmütigen Polterer die greise, treue Dienerin leid, die er vor einem Menschenalter für das

Haus gekauft, in das er als Neuvermählter sein schönes junges Weib geführt hatte, und wie vorhin den Vögeln, begann er nun, ihr gute Worte zu geben.

Das that der Alten so wohl, daß sie wiederum weinen mußte; doch trotz der Aufrichtigkeit ihrer Thränen fühlte sie, die sich längst gewöhnt hatte, auf die guten Stunden bei ihrem Herrn zu achten, daß nun die Zeit für ihre Mitteilung gekommen sei. Erst freilich wollte sie noch einmal nachsehen, ob Melissa nicht doch endlich heimgekehrt sei, und so küßte sie dem Gebieter, dankbar für so viel Güte, den Saum des Rockes und enteilte der Werkstatt.

„Du schickst mir den Argutis," rief Heron ihr dringlich nach, und sprach dem Frühmahle mit erneutem Eifer zu.

Erst dachte er dabei des schönen Werkes seines Sohnes und der thörichten Eigenmächtigkeit des sonst so treuen und — ja, das war er — auch klugen Sklaven. Dann fiel sein Blick auf den leeren Platz Melissas ihm gegenüber, und plötzlich stieß er die Schale von sich und stand auf, um nach der Tochter zu sehen.

Da rief der Star gerade wieder recht hell und freundlich „Olympias," und das that ihm wohl und erinnerte ihn an die guten Stunden am Grabe seines Weibes und die günstigen Vorzeichen, die ihm dort zu teil geworden waren. Der Glaube an die bessere Zeit, von der er dem Vogel geredet, bemächtigte sich wieder seiner hoffnungsarmen Seele, und in der festen Zuversicht, daß Melissa durch irgend einen bedeutungslosen Umstand in ihrer Kammer oder sonstwo zurückgehalten werde, trat er ans Fenster und rief ihren Namen hinaus; denn ihr Stübchen schaute in den Garten.

Und es war, als gehorche die stets Gehorsame auch diesmal; denn wie er sich in die Werkstatt zurückwandte, stand Melissa in der offenen Thür.

Nach dem schönen Griechengruße: „Freue Dich", den sie leise erwiderte, fragte er sie so mürrisch, als lägen hinter ihm die übelsten Stunden, wo sie so lange bleibe. Doch er verstummte bald; denn überrascht nahm er wahr, daß sie nicht aus ihrer Kammer, sondern — die Kleidung verriet es — von einem Ausgange komme. Dabei fehlte es ihrer Erscheinung an der zierlichen Ordnung, die ihr sonst so gut stand, und überhaupt ... Wie sie aussah! Woher kam sie so früh?

Jetzt legte sie das Kopftuch ab, jetzt strich sie sich, leise aufstöhnend, das wirre Haar mit beiden Händen aus den Schläfen, jetzt endlich wandte sie ihm das Antlitz zu, und ihrer vollen, schnell auf und nieder wogenden Brust entrang sich der dumpfe Ruf: „Da bin ich! Doch welche Nacht liegt hinter mir, Vater!"

Aber Heron bedurfte längerer Zeit, um ein Wort der Erwiderung zu finden.

Was war dem Mädchen begegnet?

Was konnte es sein, das ihm an ihr so beängstigend und fremd schien?

Stumm und von hundert schauerlichen Befürchtungen beunruhigt, starrte er sie an. Es war ihm wie einer Mutter, die dem Kinde den Nachtkuß auf die gesunden Lippen drückte und es am Morgen in heißer Fieberglut wieder findet.

Seit Melissa das Licht erblickt, war sie gesund gewesen, seit sie den Gürtel der Jungfrauen trug, hatte sich nichts an ihr verändert, war sie Tag für Tag und zu jeder

Stunde sich gleich geblieben in ihrer stillen, dienstlichen, geduldigen Weise, hatte sie immer eher an ihn und die Brüder gedacht und für sie gesorgt, als für sich selbst.

Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß es je anders mit ihr werden könne, und nun schaute ihm statt des friedvollen, gelassen heiteren Gesichtes mit den rosig angehauchten Wangen ein bleiches Antlitz mit zuckenden Lippen entgegen. Die sonst so hellen Augen, die Alexander oft mit denen der Gazelle verglichen, welche unheimliche Glut hatte diese Nacht in ihnen entzündet! Wie tief sie lagen, und wie der Schatten, der sie dunkel umgab, sein Künstlerauge erschreckte! So sahen die Mädchen am Morgen aus, welche die Nacht als Mänaden durchschwärmten. Hatte auch sie nicht in der Kammer gerastet, sondern mit dem wilden Alexander im Gefolge des Gottes getobt? Oder war einem seiner Söhne etwas Furchtbares begegnet? Hundert Fragen schwebten ihm auf den Lippen, doch eine große Angst hemmte ihm immer noch die Zunge.

Nichts hätte ihn mehr erleichtert, als sie wie sonst mit rauhem Gepolter anzufahren, — und es drängte ihn auch dazu — aber es war etwas an ihr, das ihn, er wußte selbst nicht, ob mit Scheu oder Mitleid erfüllte und ihn davon abhielt.

So folgte er ihr denn nur stumm mit den Augen, während sie in ihrer ordentlichen Weise das Kopftuch und den Mantel zusammenfaltete und die wirren, gelockerten Strähnen des vollen Haares mit schnellen Griffen glättete und um das Haupt schlang.

Aber eines mußte das Schweigen doch brechen, und er atmete auf, als das Mädchen ihm zuvorkam und mit einer Stimme, deren ungewohnt verschleierter Klang ihn

von neuem erschreckte, mit der Frage begann: „Ist es wahr, daß ein Scythe des Nachtstrategen schon hier war?"

Da fuhr er auf, und es that seinem gepreßten Herzen wohl, sich mit dem unwilligen Rufe Luft zu machen: „Noch einmal die Sklavenweisheit! Der vermeinte Scythe kam als Bote seines Herrn. Der Nachtstratege — ihr werdet ja sehen — will den Alexander mit einem Auftrag beehren."

„Nein, nein," unterbrach sie eifrig den Vater. „Sie fahnden nach dem Bruder. Den Göttern sei Dank, daß der Scythe kam. Es beweist, daß Alexander noch frei ist."

Da griff sich der Künstler an das buschige Haupt; denn es war ihm, als drehe sich die Werkstatt im Kreise um ihn her. Zu gleicher Zeit verlangte die alte Angewöhnung ihr Recht, und wild aufbrausend stieß er mit der ganzen Kraft seiner gewaltigen Lungen hervor: „Was ist das? Was soll das? Was hat Alexander begangen? Wo bist Du, — wo seid ihr gewesen?"

Zwei lange Schritte führten den wütenden Mann dicht vor das erschrockene Mädchen; die Vögel alle regten sich in den Bauern, und der Glanzstar rief laut und ängstlich: „Meine Kraft" und dann den Namen „Olympias".

Da blieb Heron stehen, fuhr sich mit den Händen in das dichte, ergraute Gelock, lachte schrill auf und rief: „Mit grünender Hoffnung auf bessere Tage bin ich von ihrem Grabe geschieden, und so wird sie erfüllt! Wo man Ruhm erhofft, Schande! Und Du, Dirne! Wo hast Du die Nacht verbracht? Wo kommst Du her? frag' ich noch einmal!"

Dabei hob er die geballte Faust und schwenkte sie drohend vor den Augen Melissas.

Regungslos stand sie vor ihm, totenbleich und mit weit geöffneten Augen, von denen schwere Thränen einzeln, langsam, wie müde ihr über die Wangen rannen. Heron sah sie, und sie zerschmolzen seinen Ingrimm.

Wie ein Trunkener schwankte er dem nächsten Sessel zu, warf sich darauf nieder und wimmerte, das Haupt in den Händen: „Ich Armer, ich Armer!“, bis sich die weiche Hand seines Kindes ihm auf den Scheitel legte, ein Kuß warmer Mädchenlippen seine Stirn berührte und Melissa ihm bittend zuflüsterte: „Höre auf, Vater; vielleicht wird noch alles gut. Ich habe auch etwas erlebt, das Dich freuen wird, ja gewiß aufrichtig freuen.“

Da zuckte Heron ungläubig die Achseln und wollte sogleich erfahren, wie das Wunder heiße, das ihm heute die Stirn glätten könne; sie aber blieb dabei, es ihm erst mitzuteilen, wenn die Reihe daran komme.

Endlich fügte er sich, rückte den Sessel an den Tisch und nahm ein Stück Modellwachs zur Hand, um die unruhigen Finger beim Hören zu beschäftigen.

Auch sie mußte sich setzen; denn die Füße trugen sie kaum mehr.

Anfänglich folgte er ruhig ihrem Berichte, ja wie sie ihm den gegen den Kaiser gerichteten Scherz Alexanders wiederholte, hellte sein Antlitz sich auf. Das alexandrinische Blut und sein Gefallen an bissigen Scherzen forderten ihr Recht, und mit einem derben Schlag auf seinen gewaltigen Schenkel rief er: „Ein verwünschter Gedanke! Aber der Junge vergaß, daß wenn Zeus den Sohn nur lähmte, dieser unsterblich ist, während der Bruder des Kaisers ein so gebrechliches Menschenkind war, wie Caracalla es heute noch sein soll.“

Dabei lachte er hell auf; doch es war zum letztenmal an diesem Morgen; denn kaum hatte er den Namen „Zminis“ vernommen und gehört, daß er es gewesen, der den Alexander belauscht, als er das Wachs aus der Hand warf, entsetzt in die Höhe schnellte und ausrief: „Der Hund, der sein Auge auf die Mutter warf und ihr noch nachschlich, nachdem sie ihm längst den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte! Der tückische Unglücksstifter, der uns schon oft genug Fußangeln in den Weg warf. Wenn es dem gelingt, die Schlinge zuzuziehen, in die der Junge den Hals so unvorsichtig steckte! . . . Doch vor allem: Hat er ihn schon, oder ist Alexander noch frei?“

Aber niemand, auch nicht der Sklave, der noch unterwegs war, konnte ihm diese Frage beantworten, und das steigerte seine Unruhe so sehr, daß er bei dem weiteren Berichte Melissas die Werkstatt hastig durchmaß und die Erzählerin nicht selten mit Fragen oder kurzen Ausbrüchen des Unwillens unterbrach. Dabei leuchtete es ihm ein, daß er selbst nach dem Sohne sehen müsse, und er benutzte die Zeit, um sich zum Ausgang zu rüsten.

Als er von dem Magier und seiner Versicherung hörte, der Wissende sei im stande, mit den Seelen der Verstorbenen zu verkehren, zuckte er nur ungläubig die Achseln und fuhr fort, sich die Sandalen an die Füße zu schnüren. Wie Melissa aber versicherte, daß nicht sie allein, sondern auch Diodor die wandernde Seele der verstorbenen Korinna unter dem Zuge der Geister erblickt habe, ließ er die Riemen sinken, die er eben um die Knöchel legte, und verlangte zu wissen, wer der Magier sei, und wo er zu finden. — Sie aber wußte nur, daß er Serapion heiße, und beschrieb kurz sein stattliches Aussehen.

Heron war diesem Manne schon begegnet, und sein Geist schien sich noch mit ihm zu beschäftigen, als die Wangen der Jungfrau sich röteten und sie mit niedergeschlagenen Augen leise bekannte, Diodor werde, sobald er genesen sei, kommen und sie von ihm zum Weibe begehren.

Es hatte lange gedauert, bis sie endlich auf die eigenen Angelegenheiten einging; doch es war nun einmal ihre Art, erst wenn den anderen ihr Recht widerfahren war, an das eigene zu denken.

Doch der Vater?

Hatte sie zu leise gesprochen, war er heute wirklich nicht im stande, sich zu freuen, oder was ging in ihm vor, daß er diese, doch auch für ihn nicht bedeutungslose Kunde überhörte und, statt seiner Zustimmung oder Mißbilligung Ausdruck zu geben, sie nur drängte, weiter zu erzählen?

Da rief sie ihn an, wie man einen Schlafenden weckt, und fragte ihn, ob es denn möglich sei, daß ihm das Gute, das sie ihm in Aussicht gestellt und nun anvertraut habe, wirklich nicht zur Freude gereiche.

Und diesmal lieh ihr Heron das Ohr und gab ihr die Befriedigung seines väterlichen Herzens zu erkennen, indem er sie küßte.

Diese Nachricht machte allerdings manches andere gut; denn Diodor war ein Schwiegersohn nach seinem Herzen, und zwar nicht nur weil er reich und seine Mutter der verstorbenen Olympias so lieb gewesen war. Nein, der Vater des jungen Freiers gehörte auch wie er selbst zu den „alten Makedoniern", er hatte den Verlobten seiner Tochter aufwachsen sehen, und es gab keinen Jüngling in der Stadt, der ihm angenehmer gewesen wäre. Das bekannte er auch frei; nur bedauerte er, daß, wenn

sie erst mit dem Gatten jenseits des Sees hause, er verlassen dastehen werde wie ein Standbild auf seiner Säule. Die Söhne hätten ohnehin schon begonnen, ihn wie einen Aussätzigen zu meiden.

Als er dann erfuhr, was dem Diodor begegnet war, und Melissa weiter erzählte, die Leute, die den Stein nach dem Hund geworfen hätten, seien Christen; sie hätten den Verwundeten aber in ein großes, sauberes Haus getragen, wo er sorgsam gepflegt worden sei, bis sie ihn verlassen, brach Heron in harte Schmähungen gegen die vaterlandslosen Anbeter des gekreuzigten Juden aus, die wie Ungeziefer zunähmen und die alte gute Ordnung der Dinge auf den Kopf zu stellen trachteten. Diesmal indes solle den Gleisnern, welche die Sanftmütigen spielten und doch wilde Hunde auf friedliche Leute hetzten, gezeigt werden, daß man sich nicht straflos an makedonischen Bürgern vergreife.

Melissas Versicherung, keiner der Christen habe die Dogge auf ihren Verlobten gehetzt, wies er ärgerlich zurück; sie aber bestand darauf, daß es nur einem unseligen Zufall zuzuschreiben sei, daß der Stein den Diodor getroffen und ihn so schwer gerade am Kopf verwundet habe. Sie wäre gewiß nicht von seiner Seite gewichen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, ihr langes Ausbleiben werde den Vater beunruhigen.

Endlich blieb Heron kurze Zeit nachdenklich stehen und holte sodann aus der Truhe ein Kästchen, dem er etliche geschnittene Steine entnahm.

Während er sie noch mit aller Vorsicht prüfend ans Licht hielt, fragte er die Tochter: „Ob ich, wenn ich beim Polybius, zu dem ich hinüber will, erfahre, daß

sie den Alexander schon festsetzten, es wohl wagen darf, dem Präfekten Titianus zwei schöne Gemmen anzubieten, damit er ihn losläßt? Er ist ein feiner Kenner, und der Nachtstratege hat sich seinem Willen zu fügen."

Da bat ihn Melissa, von dem Vorhaben zu lassen, Alexander in seinem Versteck aufzusuchen; denn jedermann kenne den Künstler Heron, und bemerke ihn ein Häscher, werde er ihm folgen. Was den Präfekten angehe, so könne er heute gewiß niemand empfangen; denn der Vater wisse ja, daß der Kaiser nach Mittag in Alexandria eintreffe, und Titianus werde ihm doch allen voran entgegen ziehen müssen. „Wenn es Dich ins Freie treibt," schloß sie, „so suche den Philipp auf. Bring ihn zur Vernunft und besprich mit ihm, was zu thun ist."

Dieser Rat klang fest und entschieden, und befremdet schaute Heron auf diejenige, die ihn erteilte.

Bisher hatte sie geräuschlos für sein Behagen gesorgt und ohne eine eigene Meinung zu äußern, es sich gefallen lassen, seiner üblen Laune zum Ableiter zu dienen. Ihre jungfräuliche Schönheit rechnete er ihr nicht hoch an; denn es gab überhaupt keine häßlichen Menschen in seinem Geschlecht und in dem der verstorbenen Olympias. Auch das viele andere, das sie ihm bot, nahm er als selbstverständlich hin; ja bisweilen brachte es ihn gegen sie auf. Er hatte dann die Empfindung, als beabsichtige sie, sich an den Platz seiner geliebten Verstorbenen zu drängen, und er hielt es für Pflicht gegen die Dahingegangene, ihr dann zu zeigen, — und es geschah oft barsch und verletzend genug — daß sie weit entfernt sei, ihm die Mutter zu ersetzen.

So hatte sie sich längst gewöhnt, still und schweigend ihre töchterlichen Pflichten treu zu erfüllen und auf keinen

Dank dafür zu rechnen, er aber meinte ihr etwas zu gewähren, indem er ihre stete Gegenwart duldete.

Daß er je dahin kommen werde, mit der Tochter Gedanken auszutauschen oder gar ihren Rat zu befolgen, wäre dem Heron noch vor wenigen Stunden unmöglich erschienen, und nun kam es doch so, und zum zweitenmal an diesem Morgen schaute er ihr überrascht und befremdet ins Antlitz.

Ihre Warnung, den Versteck Alexanders nicht zu verraten, mußte er im Stillen wohl begründet finden, und ihr Rat, seinen ältesten Sohn aufzusuchen, leistete einem stillen Verlangen Vorschub, das ihm seit der Erzählung von ihrer Begegnung mit dem Geiste einer Abgeschiedenen die Seele heftig bewegte.

Die Möglichkeit, diejenige wieder zu sehen, deren Andenken ihm das Teuerste war auf Erden, besaß einen so bestrickenden Reiz, daß sie ihn lebhafter beschäftigte als die Gefahr des Sohnes, der seinem seltsam gearteten Herzen dennoch teuer war.

So entgegnete er denn der Tochter gelassen und als habe er ihr nur zu eröffnen, was er längst reiflich erwogen: „Ja wohl! Auch bei dem Philipp gedachte ich vorzusprechen. Nur“ — und hier stockte er; denn die Besorgnis um den Sohn begann sich plötzlich wieder heftiger in ihm zu regen, — „nur kann ich es nicht ertragen, noch lange in Ungewißheit über den Jungen zu schweben.“

Da öffnete sich die Thür, und jener Andreas, dessen Schutz und Rat Diodor dem Alexander in Aussicht gestellt hatte, trat ein und wurde von Melissa mit töchterlicher Herzlichkeit begrüßt.

Er war ein Freigelassener des Hauses ihres Verlobten und stand den großen Gärtnereien und anderen reichen Besitztümern seines früheren Herrn als oberster und unbeschränkter Verwalter vor.

Niemand hätte diesen aufrechten Mann mit dem bräunlichen Antlitz, aus dem ein tiefschwarzes Augenpaar streng, selbstbewußt und mit feuriger Lebhaftigkeit glänzte, für einen früheren Sklaven gehalten.

So sahen die Rädelsführer bei jenen Aufständen aus, die in Alexandria so häufig, und es lag etwas Befehlshaberisches im Klang seiner Stimme und den kräftigen Bewegungen seiner harten, doch wohlgeformten Hände.

Freilich gebot er schon seit zwanzig Jahren über die ansehnliche Zahl der Sklaven des Polybius, der ein bequemer und, seit ihm die Gicht in die Füße gefahren, kränklicher Herr war. Heute fesselte ihn ein neuer Podagraanfall an das Lager, und so hatte er den Vertrauten in die Stadt gesandt, um dem Heron mitzuteilen, daß er sich der Wahl seines Sohnes freue und den Alexander vor jeder Nachstellung zu schützen gedenke.

Bisher hatte Andreas nur kurz und sachlich Bericht erstattet; dann aber wandte er sich an Melissa und sagte im Ton inniger Vertraulichkeit: „Polybius will auch wissen, wie Dein Bräutigam bei den Christen gepflegt wird, und von hier aus begebe ich mich zu unserem Kranken.“

„Dann fordere Deine Freunde auch auf,“ fiel ihm der Steinschneider ins Wort, „künftig weniger bissige Hunde zu halten.“

„Das,“ versetzte der Freigelassene, „würde unnötig sein; denn das wütende Tier hat denen, auf deren Freundschaft ich allerdings stolz bin, schwerlich gehört, und war

es dennoch das ihre, so wird das Geschehene ihnen so leid sein wie uns."

„Ein Christ läßt eben nichts auf den andern kommen," entgegnete Heron und zuckte die Achseln.

„So lang es die Gerechtigkeit gestattet, gewiß nicht," entgegnete Andreas bestimmt. Dann fragte er gelassen, ob Heron seinem Sohn etwas zukommen zu lassen oder mitzuteilen habe, und als jener dies verneinte, schickte der Freigelassene sich an, die Werkstätte zu verlassen; doch Melissa hielt ihn zurück und rief: „Ich begleite Dich, wenn Du's gestattest."

„Und ich?" fragte Heron empfindlich. „Es scheint, als verlernten die Kinder mehr und mehr, sich um die Meinung und die Bedürfnisse des Vaters zu kümmern. Ich muß zu Philipp. Wer weiß, was in meiner Abwesenheit vorfällt. Und — nichts für ungut, Andreas — was hätte meine Tochter bei den Christen zu suchen?"

„Ihren kranken Verlobten," entgegnete Andreas scharf. Dann fuhr er gelassen fort: „Es wird mir eine Freude sein, sie zu begleiten, und Dein Argutis ist ein treuer Mann und weiß in jedem Fall besseren Rat als ein unerfahrenes Mädchen. Ich sehe keinen verständigen Grund, sie zurückzuhalten, Heron. Ich möchte sie nachher auch mit über den See führen. Dem Polybius würde es den Schmerz erleichtern, den Liebling, die künftige Tochter, bei sich zu haben. Mach Dich fertig, mein Kind."

Unwillig war der Künstler diesen Worten gefolgt, und eine schnelle, zornige Regung trieb ihn an, den Freigelassenen in seine Schranken zurückzuweisen. Wie aber sein rollendes Auge den stetigen, ernsten Blick des andern traf, legte er sich Mäßigung auf und sagte nur mit

einem Achselzucken, das seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, sich gegen besseres Wissen des Einspruches zu begeben, indem er den Andreas geflissentlich übersah und sich nur an Melissa wandte: „Du bist eine Braut und erwachsen. Folge denn meinetwegen denen, deren Wünsche hier mehr gelten als meine. Der Sohn des Polybius ist ja ohnehin bald Dein Gebieter."

Damit legte er den Umwurf in Falten, und wie das Mädchen sich beeilte, ihm dabei zu helfen, ließ er es geschehen, doch rief er dem Freigelassenen zu: „Nur eins bitt' ich mir aus. Ihr habt Sklaven genug drüben. Sobald etwas mit dem Alexander vorgeht, muß es mir mitgeteilt werden!"

Hierauf küßte er Melissa auf den Scheitel, warf dem Andreas einen gönnerhaften Gruß zu und verließ die Werkstatt.

Die weichliche Hingabe an ein Traumbild hatte seine Streitbarkeit geschwächt; er wäre aber doch dem früheren Sklaven gegenüber weniger nachgiebig gewesen, hätte sein Vorschlag ihn nicht auch für die nächste Zeit von Melissas Gegenwart befreit.

Er fürchtete die Tochter gewiß nicht, aber sie brauchte nicht zu wissen, daß er durch den Philipp mit dem Magier Serapion bekannt zu werden wünschte und durch ihn wenigstens dem Geiste derjenigen wieder zu begegnen hoffte, nach der er sich sehnte. Als das Haus hinter ihm lag, schmunzelte er vor sich hin wie ein Knabe, der dem Aufseher glücklich entwischte.

Siebentes Kapitel.

Auch Melissa fühlte sich wie befreit, als sie neben dem Andreas dahinschritt.

Bei den Gärten des Hermes, wo ihr Haus stand, bemerkte man noch wenig von der Erregung, womit die Bürgerschaft den Besuch des Kaisers erwartete. Die meisten, denen sie hier begegneten, kamen ihnen entgegen; denn es galt für sie, dem feierlichen Empfange des Caracalla zwischen dem kanopischen Thor und dem der Sonne im Osten der Stadt beizuwohnen. Immerhin wandte sich auch eine ziemliche Anzahl von Männern, Weibern und Kindern mit ihnen gen Westen; denn man wußte, daß der Cäsar im Serapeum absteigen werde.

Nachdem beide das Haus kaum hinter sich gelassen, fragte Andreas das Mädchen, ob sie in den Korb, den ihnen sein Sklave nachtrug, ein Kopftuch oder einen dichten Schleier gelegt, und als sie dies bejahte, zeigte er sich zufrieden; denn die Soldaten des Caracalla wären infolge der schwächlichen Nachsicht und der wahnsinnigen Geschenke ihres Gebieters zu einer zügellosen Rotte geworden.

„So laß uns ihnen aus dem Wege gehen," bat Melissa.

„Wenn es möglich ist, gewiß," versetzte der andere. „Beeilen wir uns jedenfalls, um, bevor die Menge uns den Weg verlegt, wieder an den See zu kommen. Du hast eine ereignisreiche und sorgenvolle Nacht hinter Dir, Kind, und fühlst Dich wohl müde?"

„O, nein!" entgegnete sie ruhig. „Bei den Christen stärkten sie mich mit Wein und einem Imbiß."

„Sie sind euch gewiß freundlich begegnet?"

„Die eine Frau pflegt den Diodor wie eine Mutter," versicherte Melissa, „und auch die Männer waren zuvorkommend und sorgsam. Der Vater kennt sie nicht, und dennoch ... Du weißt ja, wie übel er ihnen gesinnt ist."

„Er spricht der Menge nach," versetzte Andreas, „dem großen Haufen, dem alles zuwider, was sich herausnimmt, seine Zirkel zu stören, ihn aus der Ruhe zu schrecken, in der er blöde dahinträumt. Was die Verblendeten Vergnügen nennen und Lust, was ihnen dazu dient, die wahrlich nicht zu lang dauernde Lebenszeit zu kürzen, wehe dem, der es beim rechten Namen nennt, oder gar die Hand darnach ausstreckt."

Des Freigelassenen tiefe, gedämpfte Stimme hatte dem Unwillen, der ihn erfüllte, deutlich Ausdruck gegeben, die Jungfrau aber, die sich dicht an ihn hielt, fragte in lebhafter Spannung: „So hat der Vater doch recht, wenn er sagt, Du seiest schon ein Glied der Christengemeinde?"

„Ja," entgegnete der andere bestimmt, und als Melissa ihn wißbegierig frug, ob es denn nicht wahr sei, daß die Anhänger des gekreuzigten Gottes der Liebe zu Staat und Stadt abgesagt hätten, die doch jedem rechten Manne

teuer sein sollten, versetzte Andreas mit einem überlegenen Lächeln, der Gründer der Stoa habe schon die Forderung gestellt, nicht nur seine Stammgenossen, die Griechen, sondern alle Sterblichen sollten ihr Dasein nach den nämlichen Gesetzen regeln, weil die ihnen gemeinsame Vernunft sie verbrüdere. — „Er hatte recht," fuhr er lebhafter fort, „und ich sage Dir, Mädchen, der Tag ist nicht fern, an dem man nicht mehr reden wird von Römern und Griechen, Aegyptern und Syrern, Freien und Sklaven und es nur ein Vaterland geben wird und einen Stand für uns alle. Ja, der Morgen beginnt schon zu grauen. Die Zeit hat sich erfüllet."

Da schaute Melissa überrascht zu dem Begleiter auf und rief lebhaft: „Wie seltsam! Dies Wort vernahm ich heute schon einmal, und es kam mir nicht aus dem Sinne. Ja, wie Du eben den Verdacht des Vaters bestätigtest, nahm ich mir vor, es mir deuten zu lassen."

„Welches?" fragte Andreas gespannt.

„‚Da aber die Zeit sich erfüllet,' hat es gelautet."

„Und wo ist es Dir zu Ohren gekommen?"

„In dem Hause, wo Diodor und ich uns vor dem Zminis versteckten."

„Ein Versammlungshaus der Christen," entgegnete Andreas, und sein ausdrucksvolles Gesicht verfinsterte sich dabei, „doch diejenigen, welche sich dort vereinen, sind mir fremd, da sie an schädlichen Irrlehren hängen. Aber gleichviel! Auch sie nennen sich Christen, und das Wort, das Dich zum Nachdenken führte, für mich steht es am Eingang der Lehre des göttlichen Stifters unseres Glaubens, wie die Obelisken vor den Thoren der ägyptischen Tempel. Paulus, der große Verkündiger der Lehre

Christi, rief es den Galatern zu. Es ist leicht zu verstehen, ja, wer sich mit offenen Augen umblickt und in die eigene Seele hineinschaut, dem kann kaum entgehen, was es bedeutet, wenn nur die Sehnsucht nach etwas Besserem in ihm erwachte, als was diese verruchte Zeit den Mitlebenden bietet."

„So sagt es, daß wir am Vorabend großer Umwälzungen stehen?"

„Ja!" rief Andreas. „Nur ist die Bezeichnung, die Du wähltest, zu schwächlich. Untergehen muß die alte, trübe Sonne, um mit lichterem Glanz die Auferstehung zu feiern."

Beunruhigt und keineswegs überzeugt, schaute die Jungfrau hier dem erregten Mann in die Augen und versetzte eifrig: „Ich weiß wohl, daß Du im Bilde redest, Andreas, doch die Sonne, die uns den Tag erhellt, will mir hell genug erscheinen. Blüht denn nicht Handel und Wandel in dieser fleißigen, fröhlichen Stadt? Schützt den Bürger nicht das Gesetz? Hat man die Götter jemals eifriger geehrt? Ist der Vater im Unrecht, wenn er sagt, daß es ein stolzes Gefühl sei, dem mächtigsten aller Reiche, vor dem die Barbaren zittern, anzugehören und sich einen römischen Bürger zu nennen?"

Bis hieher hatte Andreas dem Mädchen gelassen zugehört; nun aber fiel er ihm höhnisch ins Wort: „Ja, ja! Der Kaiser hat Deinen Vater, euren Nachbar Skopas und jeden freien Mann im Reiche zum Bürger der großen Roma gemacht. Nur schade, daß er dem einzelnen, während er ihm den Bürgerbrief zusteckte, wie von ungefähr das Geld aus dem Beutel stibitzte."

„Etwas Aehnliches sagte neulich auch der Kunst-

händler Apion, und so mag es wohl wahr sein. Aber was meine eigenen Augen sehen, davon laß ich mir nichts nehmen, und es begegnet ihnen Erfreuliches genug. Wärst Du nur gestern auf dem Friedhof gewesen! Jedermann ehrte die Götter in seiner Weise. Ernst genug ging es an vielen Stellen her, und doch forderte auch die Heiterkeit des Volkes ihr Recht. Voll eines Gottes waren die meisten, und auch mich, die ich ja sonst zurückgezogen lebe, faßte es, wie die Mysten aus Eleusis kamen und uns mit in ihre Reihen zogen."

„Bis der Angeber Zminis euch die Freude versalzte und Deines Bruders Leben wegen eines unvorsichtigen Wortes bedrohte."

„Das freilich!"

„Und," raunte Andreas ihr mit blitzenden Augen zu, „was Dein Bruder unbesonnen verhöhnte, das zwitschern die Spatzen auf den Dächern sich zu, und es ist wahr. Ein tausendfacher Mörder regiert das römische Reich. Den anderen voran sandte er den leiblichen Bruder, und ihm folgten alle — von zwanzigtausend redet man — die dem Unglücklichen anhingen oder auch nur seinen Namen im Munde führten. Das ist die Obrigkeit, der wir Gehorsam schulden, weil Gott sie einsetzte, um uns zu strafen. Wenn aber dieser Verbrecher im Purpur die Augen schließt, werden sie ihn dennoch wie die anderen schweren Sünder, die ihm auf dem Throne vorangingen, zu den Göttern erheben! Eine edle Versammlung! Nach dem Tode Deiner unvergeßlichen Mutter hört' ich Dich selbst die Götter unbarmherzig schelten. Andere nennen sie gütig. Es kommt nur darauf an, wie sie das Blut der Opfertiere, ihrer eigenen Geschöpfe, aufnehmen, das man

für sie vergießt. Wenn Serapis dem Thoren nicht gewährt, was er von ihm begehrt, so begibt er sich zum Altar der Isis, des Anubis, des Zeus, der Demeter. Zuletzt thut es auch der Sabazios oder einer der neuen Olympischen, die ihr Vorhandensein einem Beschluß des römischen Senates verdanken, der größtenteils aus Schurken und Elenden besteht. Mehr Götter als heute hat es freilich niemals gegeben, und zwischen ihnen, von denen die Mythe mancherlei erzählt, was diejenigen, welche zu ihnen beten, der Verachtung preisgäbe oder dem Henker, noch die unabsehbare Schar der guten und bösen Dämonen. Eure Olympier! Sie sollen die Tugend belohnen und das Laster bestrafen, und doch taugen sie noch weniger als bestechliche Richter; denn ihr wißt schon im voraus, was und wie viel es jedem darzubringen gilt, um seine Gunst zu erkaufen."

„Du malst mit schwarzen Farben," fiel ihm hier das Mädchen ins Wort. „Ich weiß von Philipp, daß die Pythagoräer lehren, nicht auf das Opfer, nur auf die Gesinnung, welche es darbringt, komme es an."

„Ganz recht. Er denkt wohl an den Wundermann von Tyana, dem sicherlich die Lehre des Erlösers bekannt war. Aber wie halten es hier unter tausend neunhundertundneunzig, wenn sie das Tier zum Altar schleppen? Neulich hörte ich einen unserer Gartenarbeiter fragen, wie viel er wohl täglich der Sonne, seinem Gotte, schulde? Da gab ich ihm zur Antwort: eine Drachme; denn so hoch beläuft sich der Lohn, den der arme Schelm vom Morgen bis zum Abend verdient. Er aber meinte, das sei zu viel; denn er wolle doch leben und mit einem Zehntel müsse der Gott sich begnügen; man habe der

Obrigkeit ja kaum höhere Steuern von dem Erworbenen zu zahlen."

„Der Gott soll uns freilich höher stehen als alles andere," bemerkte Melissa. „Doch wenn der Arbeiter zur Sonne betet, und von ihr Gutes erwartet, was thut er dann anderes als Du, ich und wir alle, wenn wir das lichte Tagesgestirn auch Helios nennen, Serapis oder wie sonst?"

„Ja, ja," entgegnete Andreas. „Der Namen und Formen sind viele, unter denen man die Sonne hier anruft, und euer Serapis hat außer dem Zeus und Pluto auch den Phöbus Apollon und den ägyptischen Osiris, den Ammon und Ra verschlungen und seine hohe Person damit gemästet. Aber im Ernst, Kind. Die Väter schufen sich aus den erhabenen Erscheinungen und Kräften in der Natur, die sie umgab, Götter genug und beteten sie bewunderungsvoll an, uns aber sind nur noch die Namen geblieben, und wer dem Apoll opfert, der denkt kaum mehr an die Sonne. Mit meinem Arbeiter, der aus Arabien hieher kam, steht es anders. Er hält den lichtspendenden Ball da oben selbst für den Gott, und Du — ich hörte es ja — gibst ihm nicht unrecht. Aber wirst Du, wenn Du einen Jüngling den Diskus mit schöner Kraft schleudern siehst, die eherne Scheibe loben oder den, der sie schwang?"

„Den letzteren," versetzte das Mädchen; „aber auch Phöbus Apollon lenkt ja sein Viergespann selbst mit den göttlichen Händen."

„Und die Astronomen," fügte der Christ hinzu, „berechnen doch auf Jahre hinaus, welchen Weg er die Rosse in jeder Minute führen wird. So gibt es denn keinen

Unfreieren als ihn, von dem so viele begehren, daß er ihre Angelegenheiten nach eigenem, freiem Ermessen lenke und fördere. Darum halt' ich die Sonne nur für ein Gestirn wie die anderen, und es gilt nicht, die am Himmel auf festen, vorgeschriebenen Bahnen dahinrollende Kugel zu verehren, sondern den, der sie schuf und lenkt nach ewigen Gesetzen. Mich jammert ohnehin euer Apoll und mit ihm die Schar der Olympier, seitdem der Wahn zur Herrschaft gelangte, daß es möglich sei, durch Gebetsformeln, durch Opfer und magische Künste Götter und Dämonen zu bewegen oder gar zu zwingen, dem einzelnen das zu gewähren, wonach ihm der begehrliche, veränderliche Sinn steht."

„Und doch," rief Melissa, „hast Du mir selbst gesagt, Du habest für die Mutter gebetet, als der Arzt keine Rettung mehr sah. Jeder hofft von den Himmlischen für sich auf ein Wunder, wenn die eigene Kraft nicht mehr ausreicht. So denken Tausende. Man ist auch in unserer Stadt nie frömmer gewesen als eben jetzt. — Die Sängerin pries es besonders im Jalamos beim Fest des Adonis."

„Weil," entgegnete der andere, „man den Lüsten nie wilder huldigte und sich darum nie mehr fürchtete vor den Schrecken des finsteren Hades. Der große, schöne Zeus der heiteren Griechen hat sich hier am Nil in den Serapis verwandelt und ist ein finsterer Unterweltsgott geworden. Auf den Tod beziehen sich die meisten Kulte und die Mysterien, zu denen sich Tausende drängen. Durch den Tand, womit sie sich so viele Stunden verderben, wollen sie sich den Weg in die Gefilde der Seligen bahnen, und doch versperren sie ihn sich selbst durch die Lüste, denen sie frönen. Aber nun die Zeit erfüllt ist, wird

in einer neuen Welt sich der ganzen zu höherem Leben berufenen Menschheit der rechte Pfad öffnen, und wer ihm folgt, dessen Seele darf den Tod erwarten wie die Braut den Bräutigam am Morgen der Hochzeit. Ja, ich habe für Deine sterbende Mutter, die anmutigste und beste der Frauen, zu meinem Gotte gebetet. Und was ich für sie erflehte, war nicht, daß ihr Leben erhalten bleibe, und es ihr, der Siechen, vergönnt sei, länger unter uns zu weilen, sondern daß die andere Welt mit ihrer Herrlichkeit sich ihr öffne."

Hier ward der Redner von einer bewaffneten Schar unterbrochen, welche die Menge zur Seite drängte, um den Stieren Platz zu machen, die bei der Annäherung des Kaisers im Tempel des Serapis geschlachtet werden sollten. Es waren mehrere hundert, und jedem hing ein Kranz am Halse, ja, den schönsten, die den Zug eröffneten, waren die Hörner vergoldet.

Als der Weg wieder frei war, wies Andreas auf die Rinder und flüsterte der Begleiterin zu: „Da wird Blut fließen zu Ehren des künftigen Gottes Caracalla. Er hat einmal in der Arena hundert Eber mit den eigenen kaiserlichen Händen getötet. Aber, Mädchen, wenn die Zeit sich erfüllt, wird es aus sein mit dem Vergießen unschuldigen Blutes. Begeistert sprachst Du vorhin von der Herrlichkeit des römischen Reiches. Und doch! Wie manche Fruchtbäume in unseren Gärten, die wir mit Blut düngten, ist es groß geworden durch Blut, durch den Lebenssaft der Unterjochten. Dem Mord und Raub verdankt das stolzeste der Reiche sein Bestes; jetzt aber, jetzt erwächst der nimmersatten Roma aus ihren Sünden jähes Verderben."

„Und wenn Du recht siehst, und die Barbaren vernichten die Heere des Cäsar," fragte Melissa und schaute bang zu dem erregten Mann empor, „was dann?"

„Dann wollen wir ihnen danken," rief Andreas mit leuchtenden Augen, „daß sie das morsche Haus einreißen halfen."

„Und käme es so," scholl es bang von den Lippen des Mädchens, „was ginge damit alles zu Grunde! Was gäbe es wohl auf der Welt, wodurch es ersetzt werden könnte? Fällt das Reich in die Hand der Barbaren, so wird Rom verwüstet und mit ihm die große Zahl der Provinzen, die unter seinem Schutze gedeihen."

„Dann," unterbrach sie Andreas, „wird das Reich des Geistes beginnen, in dem Friede und Liebe herrschen statt der Feindschaft, des Mordes, der Kriege. Ein Hirt wird dann sein und eine Herde, und der Geringe wird gleich sein dem Großen."

„Es soll dann auch keine Sklaven mehr geben?" fragte Melissa mit wachsender Befremdung.

„Nicht einen!" rief der andere, und lichte Begeisterung breitete sich ihm über die strengen Züge. „Frei sein wird jeder, und alle werden in Liebe verbunden sein durch die Gnade dessen, der uns erlöste."

Da schüttelte das Mädchen leise das Haupt, und Andreas, der erkannte, was in ihr vorging, suchte ihren Blick, als er fortfuhr: „Du denkst, das seien die unerfüllbaren Wünsche des freigelassenen Sklaven, der Schmerz und die Erinnerung an die unsägliche Unbill, die mir widerfuhr, redeten aus mir? Welcher Rechtschaffene wünschte auch nicht, andere vor dem Elend zu bewahren, dessen ganze Schwere ihn selbst einmal zwang, in die

Kniee zu brechen. Und dennoch irrst Du! Wie ich denken tausende von freigeborenen Männern und Frauen, denen ein Höherer offenbarte, daß die Zeit nun erfüllt sei. Er, der Beste und Größte, der den Schmerz der ganzen Menschheit zu dem seinen machte, zog den Armen dem Reichen, den Bedrängten dem Glücklichen, das Kind dem mit Klugheit und Wissen gerüsteten Erfahrenen vor, und in seinem Reiche werden die letzten die ersten sein, und der letzten letzte, die Aermsten der Armen, das, ja, Kind, das sind die Sklaven."

Ein tiefer Seufzer schloß diesen Ausruf, Melissa aber drückte die Hand, an der er sie über den Straßendamm führte, und sagte: „Wie Schreckliches hast Du wohl erlitten, armer Andreas, bis Polybius Dich freigab!"

Da nickte er still mit dem Kopfe und beide schwiegen, bis sie in eine stille Seitengasse gelangten.

Dort blickte die Jungfrau fragend zu ihm auf und begann von neuem: „Und nun hoffst Du auf einen zweiten Spartacus. Oder willst Du selbst an die Spitze eines Sklavenaufstandes treten? Du wärst der Mann dazu, und ich kann schweigen."

„Müßte es sein, warum nicht?" versetzte er, und die Augen flammten ihm hell auf. Als sie aber erschreckt von ihm zurücktrat, flog ihm ein Lächeln über das Antlitz, und in begütigendem Tone fuhr er fort: „Unbesorgt, Kind! Was da kommen muß, kommt auch ohne den neuen Spartacus, ohne Blutvergießen und Aufruhr. Aber Du, deren Auge hell und deren Herz gut ist, wird es Dir denn so schwer, das Recht vom Unrecht zu unterscheiden und anderer Leid mitzuempfinden? Freilich! Was heiligt, was entschuldigt die Gewohnheit nicht alles! Der

Vogel, der in ein zu enges Bauer gesperrt wird, ja, das Maultier, das unter zu schweren Lasten zusammenbricht, die beklagt ihr, und das Unrecht, das ihnen geschieht, erweckt euren Ingrimm. Aber der Mensch, den ein finsteres Los, nur selten durch eigene Schuld, der Freiheit beraubte, dessen Seele noch schwereren Martern verfällt als der verunglimpfte Leib, für ihn habt ihr nichts als den Rat, der für Philosophen taugt und für jenen wie bitterer Spott klingt, das Mißgeschick geduldig zu tragen. Er ist ja nur ein Sklave, den man kaufte oder erbte. Die Frage, wer euch, den Freien, das Recht gab, die Hälfte der gesamten Bewohner des römischen Reiches zu knechten und des vornehmsten der Menschenrechte zu berauben, wem von euch kommt sie je in den Sinn? Ich weiß ja, daß viele Philosophen die Sklaverei eine Ungerechtigkeit nannten, die der Stärkere dem Schwächeren anthut, aber sie alle zuckten dabei die Achseln und entschuldigten sie als ein notwendiges Uebel; denn, dachten sie im stillen, wer bedient mich, wenn mein Sklave mir gleich wird? Ihr anderen lächelt nur über dies Bekenntnis der weltfremden Denker; doch ihr vergeßt" — und nun entbrannte in den Augen des Freigelassenen ein düsteres Feuer — „ihr vergeßt, daß der Sklave eine Seele hat, in der sich dieselben Empfindungen regen wie in der euren. Ihr fragt nicht, wie dem Stolzen, dessen Lebensluft die Schmach ward, mit dem Brandmal am Arm zu Mute ist, was der Knecht, in dessen Adern edles Blut rinnt, fühlt, wenn der Fußtritt des Herrn ihn verunglimpft. Alles Geborene, selbst die Pflanze in meinem Garten, hat ein Anrecht an Glück und entfaltet sich schön in Freiheit und liebreicher Pflege — und doch verkümmert und raubt

die eine Hälfte der Menschheit der andern dies Anrecht, doch wird durch des Menschen Schuld die Summe des Jammers und Elends, die das Schicksal über das Menschengeschlecht verhängte, freventlich bis ins Unendliche vergrößert, gesteigert, erschwert. Aber der Himmel, Mädchen, hat den Jammer der Elenden endlich vernommen, und, nun die Zeit sich erfüllte, sein: ‚Bis hieher und nicht weiter!‘ gerufen. Keinen wilden Empörer stärkte er mit Riesenkraft, um die Ketten des Geknechteten zu sprengen; nein, der Schöpfer und Erhalter der Welt sandte seinen Sohn, damit er die Menschheit mildherzig erlöse und allen voran die Brüder und Schwestern, die da mühselig sind und beladen. Das Zauberwort, das den Riegel des Kerkers sprengen wird, worin die Ketten des Unfreien klirren, es heißt die Liebe ... Aber," — und hier unterbrach er den glühenden Fluß der begeisterten Rede — „aber das alles verstehst Du nur halb, — kannst Du nicht völlig begreifen, Melissa. Doch auch für Dich erfüllt sich die Zeit; denn auch Du, die Freigeborene, ich weiß es, gehörst zu den Beladenen, die geduldig tragen, was ihnen auferlegt ward. Du bist ... Halte Dich fester an mich! Es wird hier Mühe kosten, uns durchzudrängen."

In der That war es nichts Leichtes, die Menge zu kreuzen, die sich auf der zum nahen Serapeum führenden Straße des Hermes, in die das Gäßchen mündete, geräuschvoll dahinwälzte. Es gelang aber dennoch, und als Melissa in den abgelegenen Gassen der Rhakotis wieder zu Atem gekommen war, richtete sie an den Begleiter die Frage: „Und wann denkst Du, daß Deine Voraussagung sich erfüllt?"

„Sobald das Lüftchen sich erheben wird," lautete die Antwort, „das die überreife Frucht vom Baume weht. Es kann morgen kommen oder auch später, je nach der Langmut des Höchsten. Aber der Zusammenbruch der Welt, in der wir erwuchsen, steht so sicher bevor, wie Du hier neben mir her gehst."

Beklommenen Herzens schritt Melissa nach dieser Versicherung mit dem Freunde weiter, er aber nahm wahr, daß sie immer noch die Seele seinen Worten verschloß, und auf die Frage, ob sie sich nicht der wundervollen Zeit freuen könne, die der erlösten Menschheit bevorstehe, antwortete sie zaudernd: „Es ist ja schön, was Du erwartest, doch, was ihm vorausgehen soll, muß wohl jeden erschrecken. Hast Du von dem Reich, das Du schilderst, durch ein Orakel Kunde erhalten oder ist es nur ein Gebilde Deiner Einbildungskraft, ein Traum, der den Wünschen Deiner Seele die Entstehung verdankt?"

„Keins von beiden," versicherte Andreas und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Eine Offenbarung ist es, die es mich lehrt. Und glaube mir, Mädchen: Es steht so sicher bevor wie der Sonnenuntergang heute abend. Das himmlische Jerusalem öffnet seine Thore, und willst auch Du zu den Glücklichen gehören ... Doch davon später. Hier sind wir am Ziele."

In dem christlichen Hause, das sie nun betraten, fanden sie den verwundeten Jüngling in einem wohlbeschatteten, weiten Gemach auf einem bequemen Lager unter der Wartung einer freundlichen Matrone.

Dennoch befand Diodor sich übel.

Seine Verletzung schien den Aerzten sehr ernst; denn der schwere Stein, der ihn traf, hatte den Schädel zer-

brochen, und Fieberschauer schüttelten den unglücklichen Jüngling. Der Kopf glühte ihm, und es ward ihm sehr sauer, auch nur wenige zusammenhängende Worte zu finden.

Aber seine Augen verrieten, daß er die Geliebte erkenne, und daß es ihm Freude bereite, sie wiederzusehen; ja, als er erfuhr, daß Alexander noch frei sei, flog ihm ein sonniger Glanz über das Antlitz. Es that ihm sichtlich wohl, den Blick an der Schönheit Melissas zu weiden. Ihre Hand ruhte in der seinen, und er folgte ihr auch, während sie ihm die Grüße des Vaters bestellte und ihm mancherlei erzählte, doch bald fielen ihm die Lider über die müden Augen.

Da fühlte Melissa, daß sie ihm Ruhe gönnen müsse.

Behutsam löste sie die Hand aus der seinen, legte sie ihm auf die Brust und regte sich nur noch, um ihm die perlende Stirn zu trocknen.

Bis dahin war es so feierlich still in dem großen, sauberen, von einem leisen Lavendelgeruch erfüllten Hause gewesen; nun aber gingen Thüren, Schritte neuer Ankömmlinge ließen sich im Vorsaal vernehmen, Stühle wurden gerückt, und bald darauf klangen mehrere Männerstimmen, unter denen sie auch die des Andreas erkannte, laut durch einander.

Besorgt horchte sie nach der Richtung hin, von woher das Gespräch kam, das sich schon in einen heftigen Streit zu verwandeln begann. Wie gern hätte sie den wild erregten Männern ans Herz gelegt, die Stimme zu dämpfen; denn sie sah es den zuckenden Lippen des Geliebten an, daß das Lärmen ihm weh that, doch sie konnte ihn nicht verlassen.

Inzwischen ward der Wortwechsel lauter und lauter. Die Namen Montanus und Tertullian, Clemens und Origenes klangen oft an ihr Ohr, und zuletzt verstand sie deutlich den zornigen Ruf des Andreas: „Ihr seid wie die Teilnehmer an einem reichen Mahle, die beim Nachtisch fragen, wann man denn endlich die Speisen auftragen werde. Der Paraklet ist gekommen, ihr aber schaut nach einem andern aus!“

Weiter kam der Redner nicht; denn wilder, höhnischer Widerspruch unterbrach ihn, bis eine Donnerstimme die anderen überschrie: „Das himmlische Jerusalem kommt, und wer es leugnet und an der Berufung des Montanus zweifelt, der ist schlechter als ein Heide, den höre ich auf, einen Bruder und Christen zu nennen.“

Diesem Zornesausbruch folgte zügelloses Geschrei, und das Mädchen hörte besorgt Stühle fallen, und das Gekreische und Gezeter wütender Streiter; der Leidende aber stöhnte schmerzlich, und über seine schönen Züge breitete sich der Ausdruck immer weheren Leidens.

Da ertrug es Melissa nicht länger, und schon erhob sie sich, um die tobenden Männer zur Ruhe zu mahnen, als es plötzlich ganz still ward.

Schnell beruhigte auch Diodor sich wieder und blickte Melissa so dankbar an, als schulde er ihr allein die wohlthuende Stille; sie aber vernahm nun deutlich die tiefe Stimme des Hauptes der alexandrinischen Christen und erkannte, daß es sich um die Wiederaufnahme eines Mannes in die Gemeinde handle, der einen andern im Zorn erschlagen. Die einen wollten ihn fern von ihrer Gemeinschaft halten und ihn auf die göttliche Barmherzigkeit verweisen, die anderen, milderen, wünschten ihn,

der sich jeder Buße willig unterwerfen wollte, wieder aufzunehmen.

Nun begann das Lärmen von neuem.

Alle anderen überschrie die schrille Stimme eines Mannes, der eben aus Karthago kam und sich der Freundschaft des greisen Tertullian rühmte.

Dem Zusammenhange der Reden konnte das lauschende Mädchen nicht mehr folgen, aber wieder schollen ihr die Namen von vorhin ans Ohr, und ob sie dieselben auch nicht verstand, thaten sie ihr doch weh, weil ihr lauter Klang die Ruhe des Geliebten störte.

Erst als die Pflegerin wiederkehrte, wurde dem Streit ein Ende gemacht; denn kaum hatte sie erfahren, wie schwer die lauten Stimmen der Glaubensgenossen die Ruhe des Kranken beeinträchtigten, als sie so wirksam für den Pflegling eintrat, daß das Haus die frühere Stille zurückgewann.

Man nannte sie die Diakonissin Katharina, und bald trat sie wieder an das Lager des Kranken.

Andreas folgte ihr mit dem Arzte, einem mittelgroßen Manne, dessen etwas unbeholfenen Körper ein kluger und wohlgebildeter, doch kahler und nur noch an den Seiten behaarter Kopf krönte. Wie seine scharfen Augen schnell hinsahen, um bald wieder fortzuschauen, lag auch etwas Ruckweises in jeder seiner Bewegungen, an denen ernste Entschiedenheit gut machte, was sie an Schönheit entbehrten.

Nachdem er sich, ohne der Anwesenden zu achten, über den Kranken mehr geworfen als gebeugt, ihn betastet und mit schnellen Fingern neu verbunden hatte, wandte er sich in das Zimmer zurück, prüfte es so genau, als denke

er seine Wohnung daraus zu machen, und heftete dann die weit hervortretenden runden Augen auf Melissa.

Die forschende Art dieses Blickes hatte etwas eindringlich Rücksichtsloses und hätte sie sonst wohl verdrossen, hier aber ertrug sie ihn gern; denn sie fand ihn klug, und sie hätte gern den weisesten aller Aerzte an das Bett des Geliebten gezaubert.

Als Ptolemäus — so hieß der Heilkünstler — dann auf die kurze Frage, welche ihr galt: „Wer ist das?“ Antwort erhalten, sprudelte er rasch und leise hervor: „Dann kann sie hier nur schaden. Der Fiebernde bedarf nur eins, und das ist Ruhe.“

Endlich winkte der Arzt den Andreas ans Fenster und fragte schnell: „Ist das Mädchen verständig?“

„Durchaus!“ versetzte der Freigelassene entschieden.

„Wenigstens so sehr, wie es eine in ihrem Alter sein kann,“ berichtigte ihn der andere. „Und sie wird sich also hoffentlich ohne einen Abschied mit Thränen entfernen. Es steht schlecht um den schönen Jungen. Ich wüßte schon, was ihm helfen könnte; doch allein darf ich's nicht wagen, und hier in Alexandria lebt keiner . . . Aber Galen ist zu dem Kaiser gestoßen. Wenn der, so alt er auch ist . . . In das Quartier des Cäsar zu dringen geht für unsereinen nicht an . . . Und dennoch . . .“

Hier stockte er, legte die Hand auf die Stirn, rieb sie leise mit dem kurzen mittleren Finger und stieß dann plötzlich hervor: „Hieher kommt der Greis nimmermehr; aber in das Serapeum, wo die Kranken liegen, um göttliche oder teuflische Ratschläge im Traum zu empfangen, geht der Galenus. Wenn man den Jungen dahin schaffen könnte.“

„Seine Pfleger werden es kaum dulden," unterbrach ihn Andreas bedenklich.

„Aber er ist ein Heide," gab der Arzt aufbegehrend zurück. „Was hat auch der Glaube mit den Wunden des Leibes zu schaffen? Wie viele Kaiser bedienten sich ägyptischer und jüdischer Aerzte! Was ihm helfen kann, wird dem Jungen zu teil, und wenn es sein muß, schaffe ich, der ich ein Christ bin, ihn gewiß ins Serapeum, wenn es auch von allen heidnischen Tempeln der heidnischste ist. Ich erfahre schon von der Hintertreppe her, zu welcher Zeit Galen sich zu den Kranken in den Incubationsräumen begibt. Spätestens morgen oder übermorgen wird er es thun. Heute läßt sich keine Schildkröte durch das Gedränge tragen. Aber in der Nacht, oder noch besser morgen vor Sonnenaufgang schleppen wir den Jungen hinüber. Wenn die Diakonissin sich weigert . . ."

„Sie wird es thun," versicherte Andreas.

„Gut! Ich bitte Dich, Mädchen!" Damit winkte er Melissa und fügte so laut hinzu, daß die Pflegerin es hören konnte: „Wenn wir Deinen Bräutigam morgen früh in das Serapeum führen, wird er wahrscheinlich genesen; sonst aber steh' ich für gar nichts. Sage denen, die euch die Nächsten, vor Sonnenaufgang sei ich hier, und sie sollten für eine gute verdeckte Sänfte und zuverlässige Träger sorgen."

Hierauf wandte er sich an die Diakonissin, die ihm sprachlos und mit gefalteten Händen wie einem Abtrünnigen gefolgt war, legte ihr die kurze, breite Hand auf die Schulter und sagte: „Es muß so sein, Witwe Katharina. Die Liebe trägt und duldet alles, und um

eines Nächsten Leben zu retten, thut es wohl, stillschweigend auch Dinge zu dulden, die uns mißfallen. Nachher erklär' ich Dir alles. Ruhe, nur Ruhe! Keinen beweglichen Abschied, Mädchen! Je eher Du dies Haus verläßt, desto besser."

Damit trat er nochmals zu dem Kranken hin, legte ihm die Hand kurze Zeit an die Schläfe und verließ dann das Zimmer.

Diodor lag indessen still und teilnahmlos auf dem Lager, Melissa aber küßte ihm leise die Stirn und verließ feuchten Auges das Gemach, ohne daß er es bemerkte.

Achtes Kapitel.

Die Sonne hatte die Mittagshöhe überschritten, als Melissa mit Andreas wieder ins Freie trat. Beide gingen anfänglich schweigend durch die stille Straße, und das Mädchen blickte dabei traurig zu Boden; denn eine innere Stimme sagte ihr, daß das Leben des Geliebten bedroht sei. Sie weinte nicht, aber mehr als einmal erhob sie das Tuch, um eine schwere Thräne von der Wange zu trocknen.

Auch Andreas ging den eigenen Gedanken nach. Eine Seele dem Heiland zu gewinnen, war sicherlich ein gutes Werk. Der Freigelassene kannte das stille, gedankenvolle Wesen Melissas, sowie das zurückgezogene, unerfreuliche Leben, das sie an der Seite des mürrischen Vaters führte. So war er, der die Menschen kannte, auf den Gedanken gekommen, daß sie, wenn eine, leicht für den Glauben zu gewinnen sei, in dem er selbst das höchste Glück fand.

Die Taufe hatte seinem Leben solche Weihe verliehen, daß er auch die Tochter des einzigen Weibes, für das sein Herz je schneller geschlagen, zu ihr hinzuführen wünschte.

Das Weib des Heron, die Mutter des Mädchens, war in der heißeren Sommerzeit oft wochenlang bei der verstorbenen Gemahlin des Polybius zu Gast gewesen. Ein eigenes Häuschen hatte sie dann mit den Kindern aufgenommen, und nachdem die Gattin des Polybius gestorben war, hatte der einsame Witwer sich nichts Lieberes gewußt, als sie weiter auf seinem Gute zu empfangen und sie, so lange Heron, der sich immer nur auf kurze Zeit von seinem Arbeitstischchen trennte, es gestattete, bei sich zu behalten.

Andreas war auch der Freund der Steinschneiderkinder geworden, und da sie nur Gutes und Wissenswertes von ihm lernten, hatte Frau Olympias sie gern in seiner Gesellschaft gesehen und in dem Freigelassenen selbst einen Lehrer und Vertrauten gefunden. Es war ihr bekannt geworden, daß Andreas sich zu den Christen halte. Sie hatte sich mancherlei von seinem Glauben erzählen lassen; doch als Tochter und Weib eines Künstlers hing sie so fest an den alten Göttern, daß sie im Christentum nur eine neue philosophische Lehre sah, in der mancherlei ihr gefiel und anderes sie abstieß.

Damals hatte die Leidenschaft zu der Mutter Melissas den Andreas so tief erfaßt, daß sein Leben zu einem schmerzlichen Ringen gegen das Verlangen geworden war, eines Nächsten Weib zu begehren. Doch er hatte die Selbstbeherrschung bewahrt und für jeden Blick, der ihr in Augenblicken der Schwäche verriet, was er für sie fühlte, sich schweren Bußen unterzogen. Sie war eine Freundin der Blumen gewesen, und er kannte die Pflanzenwelt so gut und verfügte so frei über alles, was in den weiten Gärten, denen er vorstand, grünte und blühte, daß er

es seinen stummen Pfleglingen oft überlassen konnte, ihr Dinge anzuvertrauen, die Mund und Auge verschweigen mußten.

Nun war sie nicht mehr, und die Zucht der Pflanzen hatte, seitdem ihr Auge nicht mehr ihrem Gedeihen folgte, den besten Reiz für ihn verloren. Er überließ die Gärten seitdem den Gehilfen, während er sich selbst anderen Geschäften mit doppeltem Eifer widmete und sich einer strengeren Glaubensrichtung hingab.

Aber wie so mancher die Kinder der Frau ins Herz schließt, deren Besitz ihm selbst versagt blieb, so wurde dem Freigelassenen der Maler Alexander und Melissa immer teurer. Wie ein Vater war der Fünfziger für ihr Wohl besorgt, und er, der selbst wenig bedurfte, aber seine reichen Jahreseinkünfte streng zusammenhielt, um damit die Sache der Christen zu fördern und gute Werke zu üben, hatte am Ende der Lehrzeit des Alexander seine Schulden willig bezahlt, die so beträchtlich gewesen waren, daß der leichtfertige Jüngling es nicht gewagt hatte, sie dem harten Vater zu bekennen.

Schon wenige Jahre später gehörte der Sohn des Heron zu den beliebtesten Künstlern, und als er dem Freunde die ihm geliehene Summe zurückzuzahlen kam, nahm Andreas sie an, doch fügte er sie zu einem Kapital, dessen Bestimmung sein Geheimnis blieb, das aber, wenn sein Gebet erhört ward, dem Alexander wieder zu gute kommen konnte.

Auch Diodor war dem Andreas lieb wie ein eigener Sohn, obgleich auch er sich seinem Glauben abgeneigt zeigte. In der Ringschule, der Rennbahn, bei der Uebung der Mysterien, überall war die Saat zertreten worden,

die er in die Brust des Knaben gesäet, und dazu war der Vater desselben, Polybius, ein echter Heide, der sich sogar — das erheischte sein Sitz im Senate der Stadt und sein Reichtum — zu den Priestern des Dionysos und der Demeter zählen ließ.

Nun hatte Diodor ihm, dem Andreas, zuerst vertraut, daß er Melissa zum Weibe begehre, und diese Absicht war dem Entschluß des Freigelassenen entgegengetreten, das Mädchen für seinen Glauben zu gewinnen; denn die Erfahrung lehrte ihn, wie leicht das Glück einer Ehe zu Grunde gehe, in der Mann und Weib verschiedenen Göttern dienen.

Wie der Freigelassene aber vorhin wieder Zeuge der Härte des Steinschneiders und der töchterlichen Geduld des Mädchens geworden war, hatte ihm eine innere Stimme zugerufen, dies stille, reichbegabte Kind gehöre zu den Bevorzugten, aus denen der Herr die Märtyrerinnen erliest, und es sei seine Pflicht, sie zu der Herde des Erlösers zu führen. Wie alles, was er ergriff, hatte er auch den ersten Bekehrungsversuch mit Feuereifer begonnen. Doch neue Bedenken waren auf der Schwelle des Krankenzimmers in ihm lebendig geworden, nachdem er dem seinem Herzen teuren Jüngling in die Augen geschaut, die ihm so vertrauensvoll und dazu so schmerzlich entgegengeblickt hatten.

War es recht, zwischen ihn und die künftige Gattin etwas ihren Bund Störendes zu säen? Durfte er dem Polybius, seinem Wohlthäter und früheren Herrn, wenn es durch Melissa gelang, auch den Diodor zu bekehren, den Sohn und Erben entfremden?

Dabei kam ihm in den Sinn, zu welcher Stellung

er durch das Vertrauen dieses Mannes gelangt war. — Von den Geschäften seines Hauses sah Polybius nichts als die Abschlüsse, die Andreas ihm vorlegte; denn der Freigelassene verwaltete nicht nur den Grundbesitz, sondern auch das Vermögen des Hauses und stand dazu seit Jahren der Bank vor, deren Errichtung er auf sich genommen, um die großen Einkünfte des Mannes zu erhöhen, dem er die Freiheit verdankte. Dafür bewilligte Polybius dem umsichtigen Verwalter einen reichlichen Anteil an dem Gewinn jeden Jahres und hatte in der witzelnden Weise der Alexandriner einmal beim Gastmahl gesagt, sein Freigelassener Andreas diene seinen Interessen, was die Zuverlässigkeit angehe, wie ein Mann, wie er selbst es nur thun könne nämlich, was aber die Arbeit betreffe wie zehn.

Dankbar empfand der Christ dies Vertrauen, und während er neben Melissa hinschritt, wiederholte er sich, daß es unedel sein würde, es zu täuschen.

Mochte das teure Kind den eigenen Weg suchen! War es ihr bestimmt, den des Heiles zu finden, so würde der Herr sie selber führen und leiten.

Aber hatte der Höchste ihr nicht schon gewinkt, als er ihr das Wort: „Da aber die Zeit sich erfüllet,“ ins Herz prägte?

Dies in ihr wach zu halten, war er berechtigt, und eben wollte er sie noch einmal daran erinnern, als sie sein stummes Sinnen unterbrach, indem sie die großen Augen bittend zu ihm aufschlug und ihn fragte: „Schwebt Diodor in ernster Gefahr? Sage die Wahrheit! Das Schrecklichste will ich lieber ertragen als dies furchtbare Bangen.“

Da bekannte ihr Andreas, daß es nicht gut um den Verwundeten stehe, doch daß der geschickte Ptolemäus ihn heilen zu können hoffe, wenn sein großer Berufsgenosse Galenus ihm helfe.

„Und um sich den Beistand dieses Mannes zu sichern," frug das Mädchen weiter, „läßt der Arzt ihn ins Serapeum schaffen?"

„Ja, Kind; denn er ist im Gefolge des Kaisers, und wir würden vergeblich versuchen, heute oder morgen zu ihm zu dringen."

„Aber der Weg durch die Stadt wird dem Fiebernden schaden."

„Man trägt ihn in einer Sänfte."

„Auch das ist nicht gut. Ruhe, sagt der Arzt, sei für ihn die beste Arznei."

„Dem Galenus stehen noch bessere Heilmittel zu Gebote," versetzte der Christ.

Dieser Versicherung schien Melissa zu glauben; denn sie ging eine Weile schweigend neben ihm her. Als aber das Geräusch der Menge, die das Serapeum umdrängte, ihnen lauter an das Ohr zu schallen begann, blieb sie plötzlich stehen und sagte: „Mag kommen, was da will, ich dringe vor zu dem großen Arzt und bitte um seinen Beistand."

„Du?" fragte der Freigelassene, und wie sie das entschlossen bejahte, erbleichte der feste Mann und rief in aufrichtiger Besorgnis: „Du weißt nicht, was Du im Sinn führst! Die dem Caracalla am nächsten stehen sind ruchlose Wüstlinge, ohne Zucht und Gewissen. Aber verlaß Dich darauf, Du gelangst nicht einmal bis in den Vorhof."

„Vielleicht dennoch. Es ist meine Pflicht, und ich versuch' es.“

Wie fest und entschieden das klang!

Und welche Thatkraft dem bescheidenen, stillen Kinde aus den großen Augen strahlte. Dazu gaben die fest geschlossenen Lippen, die sonst, leicht geöffnet, zwei perlenweiße Zähne nicht ganz bedeckten, dem Angesicht des Mädchens ein so entschlossenes Ansehen, daß Andreas sich sagen mußte, es werde sich durch kein Hindernis zurückschrecken lassen.

Aber Liebe und Pflicht geboten ihm, sie von solchem Schritte mit allen Mitteln zurückzuhalten.

Was er an Beredsamkeit besaß, bot er ungesäumt auf; doch mit zäher Beharrlichkeit bestand sie auf ihrem Entschluß, und von allen Gründen, die er für die Unausführbarkeit ihres Vorhabens vorbrachte, überzeugte sie keiner. Nur die Bemerkung des Andreas, daß der große Arzt ein Greis sei, dem das Gehen schwer falle, und daß Galenus, der Heide und Aristoteliker, nie und nimmer sich bestimmen lassen werde, ein Christenhaus zu betreten, machte sie stutzig.

Beides konnte ihrem Vorhaben allerdings hinderlich werden, doch zum Nachdenken ließ sich jetzt nicht kommen; denn sie hatten eben die große Straße des Hermes wieder erreicht, die vom Tempel dieses Gottes aus zum Serapeum führte, und die sie überschreiten mußten, um zu ihrem Ziele, dem See, zu gelangen.

Wie in allen Hauptstraßen Alexandrias liefen auch in dieser bedeckte Säulengänge neben den Häusern her und besäumten den Fahrdamm, der sich offen und breit zwischen ihnen hinzog.

Unter diesen Arkaden drängten sich die Fußgänger zusammen, die hier den Kaiser erwarteten. Er mußte bald erscheinen; denn der Empfang am kanopischen Thor und dem der Sonne war längst vorüber, und wenn er auch sein Vorhaben ausgeführt und sich am Grabe des großen Alexander aufgehalten hatte, konnte er doch nicht mehr lange ausbleiben. Der Weg dorthin durch die breite kanopische Straße war nicht allzu weit, und mit schnellen Rossen konnte er bald durch die Aspendiastraße in die des Hermes gelangen, welche ihn in gerader Linie in das Serapeum führte. Das Gefolge sollte ihn nicht zum Sema, dem Mausoleum des Begründers der Stadt, begleiten, sondern schon vor dem Paneum nach Süden abschwenken und endlich den Weg durch die Straße des Hermes nehmen.

Noch waren nur die Prätorianer, die germanische Leibwache des Kaisers, seine makedonische Phalanx und einige Vexillen Panzerreiter unter lautem Jubel der Menge bis zu der Stelle vorgedrungen, wo Melissa an der Hand des Andreas und zugleich mit ihnen ein Zug von Sklaven die Hermesstraße zu betreten hatte.

Lictoren begleiteten diese Leute, die Körbe voller Palmenwedel oder frisch geschnittener Epheuranken, Myrten, Pappel- und Pinienzweige aus den Gärten des Paneums in das Serapeum bringen sollten, und suchten den Trägern, indem sie das mit Ruten umwundene Beil hochhoben, Bahn durch die lebende Mauer zu brechen, die sie von der Straße trennte.

Mit Hilfe der Panzerreiter, die den Damm freihielten, wurde ihnen auch Raum geschafft, und Andreas, der einen Aufseher der Gartensklaven kannte, bat ihn um

die Gunst, ihn und Melissa unter seine Leute treten zu lassen. Das ward dem angesehenen Manne willig gestattet, und der Damm war gerade leer, weil dem Zuge der Soldaten, der eben sein Ende erreicht hatte, der Reisetroß des Caracalla nicht unmittelbar folgte. So gelangten die beiden mit den Korbträgern in die Mitte der Straße, und während die Sklaven weiter nach dem Serapeum hinzogen, suchte der Freigelassene den Damm mit dem Mädchen zu überschreiten und zu der an den See führenden Fortsetzung der Gasse zu gelangen, der sie bisher gefolgt waren.

Doch dies Vorhaben wurde vereitelt; denn römische Lictoren, eben hier angelangte, strenge Männer, traten ihnen in den Weg und drängten sie zu den auf der Südseite der Hermesstraße unter den Säulengängen aufgestellten Gaffern.

Natürlich wurden sie von diesen, vor deren erste Reihe sie dadurch zu stehen kamen, nichts weniger als freundlich empfangen; doch die kraftvolle Gestalt und das strenge Männerantlitz des Andreas, sowie die seltene Schönheit seiner Begleiterin, über deren anmutiges Köpfchen die meisten ohnehin leicht fortsehen konnten, beschützten sie vor roher Zurückweisung.

Als der Freigelassene den Nächststehenden auch einige entschuldigende Worte zugerufen hatte, trat ein junger Mosaïkarbeiter sogar höflich zurück, um Melissa, die sich hinter die nächste Säule gestellt hatte, einen besseren Platz zu verschaffen.

Wenige Augenblicke später gab es denn auch Dinge zu sehen, welche die Eindringlinge schnell vergessen ließen; denn während sich Wagen und Vorläufer in Menge,

von Maultieren getragene Sänften und ganze Züge von kaiserlichen Dienern in goldgestickten roten Kleidern, Weidmänner mit großen Koppeln von edlen Hunden, Gepäckkarren und schwer belastete Elefanten auf das Serapeum zu bewegten, jagten plötzlich von der Mündung der Aspendia- in die Hermesstraße her numidische Reiter, denen berittene Lictoren folgten, die Straße hinauf und riefen dem kaiserlichen Gefolge auf lateinisch und griechisch mit lauter Stimme Befehle zu, aus denen Melissa nichts verstand als: „Der Kaiser!“ und „Bahn frei zur Rechten.“

Diesem Gebot folgte ungesäumt die Erfüllung; denn Wagen, Fußgänger und Rosse hielten sich von nun an, so weit es anging, auf der südlichen, linken Seite des Dammes, und die dort aufgestellte, vielköpfige Menschenreihe, zu der auch Andreas und Melissa gehörten, zog sich, so tief es anging, unter den Säulengang zurück; denn wer noch auf dem Damme stand, lief Gefahr, von einem Pferde getreten oder von einem Rade gequetscht zu werden.

Besonders die hinteren Reihen der unter den Arkaden zusammengeströmten Leute hatten schwer unter dem neuen Gedränge zu leiden, und so ließen sich hier laute Rufe des Unwillens, der Angst und des Schmerzes vernehmen, während von der andern Seite der Straße her die unbehelligte Menge in Hochrufe und Jubelgeschrei ausbrach, oder, hatte sich etwas Ungewöhnliches gezeigt, die Witze und den Hohn der Lustigmacher belachte. Dazu kamen Hufschlag, Rädergerassel, Pferdegewieher, Kommandorufe, Trommelschlag, Trompetengeschmetter und der schrille Pfiff der Flöten nicht zum Schweigen. Es war ein

wüstes, das Ohr verletzendes Getöse, und doch that das alles der Jungfrau weder weh noch wohl; denn der Gedanke, zu dem großen Arzte zu müssen, ließ sie alles andere vergessen.

Da erhob sich plötzlich von Osten, vom Aufgang der Sonne her, deren Lauf der Kaiser gefolgt war, ein so wildes Lärmen, daß das Mädchen die Hand des Begleiters erfaßte.

Und von Augenblick zu Augenblick nehmen die Schallwellen zu an unwiderstehlicher Kraft, das brausende Getöse, das an das Ohr schlägt, scheint von Schritt zu Schritt neue Nahrung zu empfangen und sich erfrischt zu verstärken, bis es, aus der Ferne schnell anwachsend, in die nächste Nähe gerückt, jeden wie mit magischer Kraft zwingt, den eigenen Willen dem der Tausende rings umher unterzuordnen und die Stimme zu erheben.

Auch Melissa schreit mit. Sie ist zum Tropfen im Strome, zum Blatt auf der krausen Fläche des rauschenden Gießbachs geworden, und das Herz schlägt ihr nicht weniger stürmisch, ihr Jubel schallt nicht leiser als der, sie weiß selbst nicht wovon berauschten Menge unter den Säulengängen zur Seite des Fahrdammes, an den Fenstern und auf den Dächern, der Menge, die Tücher schwenkt, Blumen auf den Weg wirft und sich die Thränen trocknet, welche die unerhörte Erregung ihr in die Augen treibt.

Jetzt erschüttert auf einmal das Jubelgeschrei die Luft so gewaltig, daß es sich kaum mehr zu steigern vermöchte. Es ist, als sei es nicht der frische Seewind, sondern die Vereinigung von unzähligen Stimmen, was die Fahnen und Wimpel an den Häusern, die Ehrenpforten und

Guirlanden, die über die Straße gespannt sind, so kräftig bewegt, und Melissa sieht nur gerötete Gesichter, feucht schimmernde Augen, weit geöffnete Lippen, leidenschaftlich bewegte Arme und Hände.

Aber plötzlich scheint eine geheimnisvolle Gewalt die laut erhobenen Stimmen rings um sie her zu dämpfen, und sie vernimmt nur hier und dort den Ruf: „Der Kaiser!“ „Er kommt!“ „Er ist da!“ Und wie der Hammerschlag eines Eisenwerkes beim Tosen des Donners, wird rascher Hufschlag und scharfes Rädergerassel mitten unter dem Zuruf der Zehntausende vernehmbar. Unaufhaltsam schnell kommt es näher und näher, und ihm folgt, wie eine Dohlenschar der durch die Dämmerung sich dahinschwingenden Eule, neues lautes Geschrei, das zu maßlos tollem Jubel anwächst, nun der Erwartete an Melissa und ihren Nachbarn vorbeijagt.

Ihr und den anderen zeigt sich der Cäsar nur wie eine Gestalt, deren Umrisse es dem Auge zu erfassen gelingt, während ein heller Blitz das nächtige Dunkel lichtet.

Vier breit gespannte, gelbliche, schwarz getigerte Rosse von mäßiger Größe reißen wie gehetzte Füchse den leichten gallischen Wagen durch die für ihn geöffnete Bahn. Die Räder berühren kaum die glatten Steinplatten des alexandrinischen Pflasters. Der Lenker der Rosse trägt die rotgeränderte Toga der höchsten römischen Staatsbeamten. Man hat viel von ihm gehört und ihm manches spöttische Witzwort gewidmet; denn es ist Pandion, der frühere Stallknecht, der jetzt zu den „Freunden des Kaisers“ und als Prätor zu den Größten im Reiche gehört. Aber der Mann versteht seine Sache, und was

kümmert sich Caracalla um Gebrauch und Herkommen, das Murren und die Unzufriedenheit der Mächtigen und Kleinen?

Wie Pandion die Zügel in ruhig vornehmer Haltung führt und die Rosse mit leisen Zischlauten zum wildesten Jagen antreibt, ohne die Geißel zu brauchen!

Warum entführt er den Gewaltigen, der die halbe Welt beherrscht und vor dessen blutiger Allmacht die ganze erzittert, so überschnell den spähenden Augen?

Tief in das Kissen an der Seitenlehne gedrückt, liegt Bassianus Antoninus mehr, als er sitzt, in dem rasch dahinsausenden, vierräderigen, offenen gallischen Wagen.

Keinen Blick gönnt er der jubelnden Menge, sondern schaut mit düsteren Falten in der wohlgebildeten Stirn so finster, als brüte er Unheil, auf die glatte Bahn des Dammes.

Daß er kaum von mittlerer Größe, daß er einen Schnurr- und Backenbart trägt, daß sein Kinn rasirt ist und sein gewelltes Haar sich schon lichtet, obgleich er die Dreißig erst in zwei Jahren erreicht, daß die Farbe seines Antlitzes fahl und gelblich, läßt sich flüchtig erspähen, — doch man kennt ja sein Aussehen durch die Statuen und Münzen, unter denen er so viele falsche schlug.

Wie die gesamte Erscheinung dieses Mannes, der die Geschicke der einzelnen, an denen er vorbeijagt wie die des Weltreichs in der Hand hält, auf sie gewirkt, fragen sich später unwillkürlich die meisten, und Caracalla hätte sich an der Antwort vieler ergötzt; denn er will nicht schön und liebenswert, sondern nur furchtbar erscheinen.

Und es gibt auch längst nichts Schreckliches mehr, das man nicht berechtigt wäre, von ihm zu erwarten,

und nun man ihn gesehen, findet man, daß sein Aussehen seinen Thaten entspreche. Einen düsterer und bedrohlicher dreinschauenden Mann als diesen mit hochmütiger Verachtung über Welt und Menschen hinwegblickenden Herrscher kann man sich kaum denken, und doch war etwas an ihm, das sich nicht wohl ernst nehmen ließ, wenigstens nicht für einen Alexandriner. Wie sonderbar stand doch das mantelartige gallische Gewand mit der roten Kapuze dem düster blickenden Menschenverächter! Es hieß „die Caracalla", und der Kaiser Bassianus Antoninus hatte nach ihm den Spitznamen „Caracalla" empfangen.

Zügel- und gewissenlos war der Tyrann im bunten Mantel gewiß, aber für einen Philosophen, der die Nichtigkeit der irdischen Dinge erkennt und der Welt feindlich den Rücken kehrt, dafür mochten andere ihn halten! Ein Schauspieler war er, der die Rolle des Timon nicht übel spielte, und der Zuschauer brauchte, um auf sie zu wirken und sich über die Angst zu erfreuen, die er in ihnen erweckte. Es fehlte ihm etwas zu einem jener echten, wahrhaft menschenfeindlichen Tyrannen, deren bloßer Anblick die Kniee zwingt, sich zu beugen.

Die Erscheinung dieses falschen Weltverächters war nicht angethan, den Alexandrinern die rasche Zunge zu lähmen.

Das sagten sich viele, doch die Zeit, auch Erwägungen anzustellen, sollte erst erscheinen, nachdem der Staub den Cäsar, der so schnell verschwunden war wie er gekommen, den Blicken entzogen hatte, das Jubelgeschrei verstummt war und das Gefolge wieder den ganzen Fahrdamm einnahm.

Jetzt begann man sich zu fragen, warum man mitgerufen habe und in eine so wilde Erregung geraten sei; wie es gekommen, daß man diesem kleinen, bösen Herrn zu Gefallen die Selbstbeherrschung und kühle Ueberlegung so schnell eingebüßt habe.

Vielleicht war es die unbeschränkte Macht über das Wohl und Wehe der Welt, über Leben und Tod von Millionen, die diesen durch nichts Großes ausgezeichneten Sterblichen über das Menschliche hinaushob und ihn der Gottheit ähnlich machte. Vielleicht hatte der Drang, an der großen, hinreißenden Willensäußerung vieler Tausende teil zu haben, den einzelnen mit fortgerissen. Unleugbar war es eine geheimnisvolle Gewalt gewesen, die jedermann beim Erscheinen des Cäsar genötigt hatte, es denen gleich zu thun, die ihn umgaben.

Melissa war es wie den anderen ergangen. Sie hatte gerufen, das Tuch mit der Rechten geschwenkt und nicht einmal wahrgenommen, wie Andreas ihr die Rechte drückte und ihr zurief, zu bedenken, was der Mann verschuldet, den sie so freudig begrüße.

Erst als das Geschrei verstummte, besann sie sich auf sich selbst, und mit doppelter Lebendigkeit wurde das Vorhaben wieder in ihr wach, den großen Arzt zu dem kranken Geliebten zu rufen.

Entschlossen, das äußerste zu wagen und mit neu erwachtem Selbstgefühl schaute sie sich um und sann auf Mittel und Wege, ihren Entschluß auch ohne den Beistand des Andreas zur Ausführung zu bringen.

Eine große Ungeduld bemächtigte sich ihrer, und am liebsten wäre sie gleich in das Serapeum gedrungen. Doch das war unmöglich; denn kein Zuschauer rührte

sich von der Stelle; gab es doch noch genug Merkwürdiges zu sehen.

Die Stimmung der Menge hatte freilich einen großen Umschlag erfahren. An Stelle der Erwartung war ihr sieches Stiefkind, die Enttäuschung, getreten. Man jubelte nicht mehr, man strengte die Lungen nicht mehr an, desto mehr aber bekam die Zunge zu thun. Des Kaisers wurde gewöhnlich nur noch bei dem Schmähnamen „Tarautas" mit jenem bitteren Verdruß gedacht, den die Enttäuschung der Erwartung als Enkelkind schenkt. Tarautas aber hieß ursprünglich ein besonders blutdürstiger Gladiator von kleinem Wuchs, in dem böser Wille einige Aehnlichkeit mit dem Cäsar zu finden vermochte.

Neugierig schaute man auf die bemerkenswertesten Erscheinungen im Gefolge und erklärte sie einander.

Der Mosaikarbeiter neben Melissa, der beim Bau der Bäder des Caracalla zu Rom thätig gewesen war, wußte besonders gut Bescheid und kannte sogar die Namen vieler Senatoren und Höflinge im Gefolge des Kaisers.

Bei alledem behielt man Zeit genug, dem Grolle Genüge zu thun.

Was hatte die Stadt nicht alles aufgeboten, um sich für den Einzug des Kaisers zu schmücken. Statuen seiner eigenen Person, seines Vaters, seiner Mutter, ja seiner Lieblingsheroen und allem voran die des großen Alexander, sowie Ehrenpforten ohne Zahl waren zu seinem Empfange hergestellt worden. Das Serapeum, in dessen weiten Räumen er abzusteigen gedachte, hatte man aufs herrlichste ausgeschmückt, und vor dem neuen Tempel für die Gottheit seines den Olympiern beigesellten Vaters

hinter dem kanopischen Thore waren die Spitzen der Stadt, die ihm huldigten und ihm die Geschenke Alexandrias überbrachten, von ihm empfangen worden.

Das alles hatte Talente über Talente, einen Haufen Goldes gekostet, aber man war ja reich und wäre zu noch größeren Opfern bereit gewesen, hätte man dafür Dank und Herablassung geerntet. Aber ein junger Schauspieler, der Zeuge der Begrüßung am kanopischen Thore gewesen war und sich sodann schnellfüßig hierher begeben hatte, versicherte mit pathetischer Entrüstung, der Cäsar habe die Begrüßung des Senates der Stadt nur mit wenigen mürrischen Worten beantwortet und schon beim Empfang dreingeschaut, als hätte man ihn beleidigt. Die Spitzen der Behörden seien abgezogen, als habe man ihnen das Urteil gesprochen. Nur dem Theophilus, dem Oberpriester des Serapis, sei er herablassender begegnet.

Andere ergänzten den Bericht der Männer, und dazwischen gab man der Unzufriedenheit hier durch leise Schmähungen, dort durch spöttische Bemerkungen und gallige Witzeleien Ausdruck.

„Warum er nur so schnell dahingejagt ist?“ fragte das Weib eines Schneiders; und die Antwort lautete: „Weil die Eumeniden, die den Brudermörder verfolgen, die Schlangengeißel hinter ihm schwangen.“ Ein Gewürzkrämer, der nicht weniger erzürnt, aber vorsichtiger war, rief, als sein Nachbar zu wissen begehrte, warum der Tarantas sich getiegerter Pferde bediene, die blutdürstigsten Raubtiere hätten gestreiftes Fell, und jeder pflege seinesgleichen zu lieben. Ein cynischer Philosoph, der sich durch den zerrissenen Rock, das struppige Haar und die

derbe Redeweise als solcher zu erkennen gab, versicherte, der Kaiser lasse seine Rosse von einem Senator lenken, weil es ihm ja längst geglückt sei, den Senat in einen Stall zu verwandeln.

Das alles fand indes bei Melissa taube Ohren; denn immer mächtiger beherrschte sie der Gedanke an den großen römischen Arzt. Aufmerksam lieh sie dem Mosaïcisten das Ohr, der sich an ihre Seite gedrängt hatte und ihr gesprächig die Namen der Vornehmsten nannte, die an ihnen vorüberzogen. Das Gefolge des Kaisers war unübersehbar. Es mischten sich in dasselbe nicht nur Soldaten zu Fuß und zu Roß, sondern auch zahllose Lastwagen, Karren und Elefanten, die Caracalla besonders schätzte, weil der große Alexander diese Tiere geliebt, Lastpferde, Maultiere und Esel, welche Ballen, Kisten, Zelte, Lager- und Küchengeräte trugen. Dazwischen zogen Troßknechte, Aufwärter, Pagen, Herolde, Musikanten und Sklaven des Kaisers und seines Gefolges gruppenweise und in großer Menge daher und schauten sich frech unter den Zuschauern um. Wo sie jüngere und schönere Weiber am Saume der Straße bemerkten, winkten sie ihnen zu und gaben auch der anmutigen Melissa oft genug in unverschämter Weise ihren Beifall zu erkennen. Wollköpfige Neger und bräunliche Nordafrikaner mit schwarzen Locken mischten sich unter hellere Mittelmeerbewohner und blonde oder rothaarige Söhne des nördlicheren Europa. Römische Lictoren, scythische, thrakische und keltische Sicherheitswächter hielten alles, was nicht zum Troß des Kaisers gehörte, mit roher Entschiedenheit von dem Zuge fern. Nur den Magiern, Zauberern und feilen Dirnen wehrte niemand, sich unter die Menschen,

Rosse, Esel, Elefanten, Hunde, Fuhrwerke und Reiter zu drängen.

Sobald einer der unförmig großen, mit vielen Pferden bespannten Reisewagen erschien, in denen reiche Senatoren auf weiten Fahrten die meisten Bequemlichkeiten fanden, an die sie zu Hause gewöhnt waren, oder eine besonders kostbar geschmückte Sänfte vorübergetragen wurde, suchte Melissa Auskunft bei dem Mosaïcisten.

Auch Andreas konnte ihre Wißbegier in einzelnen Fällen befriedigen; denn zu Antiochia, wohin er sich vor wenigen Monaten in Geschäften begeben, hatte man ihm die vornehmsten Begleiter des Kaisers gezeigt.

Der große Galenus war damals noch nicht unter ihnen gewesen; denn der leidende Caracalla hatte ihn jetzt erst zu sich berufen. In einem kaiserlichen Schiffe war der berühmte Heilkünstler trotz seines hohen Alters nach Pelusium gesegelt und hatte sich erst dort zu dem Gefolge des Herrschers gesellt.

Dem Mosaïcisten war wenigstens der Wagen des alten Arztes am kanopischen Thore gezeigt worden, und er versicherte, daß derselbe sich mit keinem andern verwechseln lasse, denn er gehöre zu den allergrößten und schönsten. Die Mittelthüren seien mit einem silbernen Aesculapstabe und der Schale der Hygiēa geschmückt, auf seinem Dache aber stünden kleine in Holz geschnitzte Bildsäulen der Minerva und des Gottes der Heilkunst.

Bei diesen Mitteilungen gewannen die Züge Melissas den Ausdruck froher und hoffnungsreicher Spannung.

Mit der Hand auf dem hochwogenden Busen sah sie jedem neu erscheinenden Fuhrwerke so erwartungsvoll entgegen, daß sie die Mahnung des Andreas überhörte,

nun zu versuchen, sich den Weg durch die Menge zu bahnen.

Jetzt — der Freigelassene hatte sie eben wieder angerufen — erschien ein neues Wagenungetüm, das dem früheren Konsul Julius Paulinus gehörte, dessen kluger Kopf mit den scharfen, fröhlich blitzenden Augen neben dem ernsten und herben des Senators und Geschichtsschreibers Cassius Dio aus den seidenen Vorhängen des Fuhrwerks hervorschaute.

Der Konsul, erzählte der Mosaïcist, und Andreas bestätigte es, habe den Severus, den Vater des Caracalla, durch bissige Spöttereien erzürnt und diesen, als er ihn mit dem Tode bedroht, durch die Antwort entwaffnet: „Den Kopf kannst Du mir abschlagen lassen, aber weder Du noch ich sind im stande, ihn in Ordnung zu halten."

Die dem Erzähler benachbarten Zuschauer, die diese Geschichte mitangehört hatten, brachen nun in laute Hochrufe aus, und andere stimmten mit ein, obgleich sie nicht wußten, wem das neue Jubelgeschrei gelte.

Dem Wagen des Konsuls folgte eine Schar von Clienten, Hausbeamten und Sklaven in Sänften, zu Pferde und auf Maultieren oder zu Fuße; hinter ihr aber rollte ein anderes Fuhrwerk daher, das der Staub lange den Blicken entzog. Als jedoch die zehn stattlichen Rosse, die ihn vorwärts bewegten, endlich an Melissa vorüberschritten und sein Dach sichtbar wurde, stieg ihr eine heiße Blutwelle ins Antlitz; denn auf den beiden Ecken seines vorderen Teiles erkannte sie den Aeskulap und die Minerva, die, wenn der Mosaïcist recht gesehen hatte, das Fuhrwerk des Galenus schmückten.

Atemlos lauschte sie auf das Rollen der Räder des

blau gefärbten Wagens und gewahrte nun auch den silbernen Aeskulapstab und eine Schale auf der breiten mittleren Thür des beweglichen Hauses. An einem offenen Fenster neben derselben zeigte sich ein freundliches, von weißen Locken umwalltes Greisengesicht, und erschreckt fuhr sie zusammen; denn von weitem, vom Serapeum her scholl es „Halt“ und wieder „Halt“. Der Zug geriet ins Stocken, die Pferdeknechte fielen den Rossen in die Zügel, die blauen Räder hörten auf, sich zu drehen, und wenige Schritte vor ihr hielt der Wagen, und ihr Blick begegnete dem des alten Herrn.

Da flog es ihr durch den Sinn, daß das Schicksal selbst es sei, das dies Fuhrwerk gerade hier zum Stillstand bringe, und wie sie den Ruf des Mosaïcisten: „Der große römische Arzt“ vernahm, verschwammen die Rosse, der Wagen und alles um sie her vor ihren Augen in eins, und rasch entschlossen riß sie die Hand aus der des Freigelassenen und trat auf die Straße.

Wenige Augenblicke später stand sie dem würdigen Greise gegenüber.

Wohl hatte sie den warnenden Ruf des Andreas gehört, wohl sah sie die Menge derer, die auf sie schauten, wohl galt es, einen schnellen Kampf gegen die jungfräuliche Scheu zu bestehen, doch sie führte durch, was sie begonnen. Der Gedanke, die Götter selbst stünden ihr bei, den einzigen anzurufen, der den Geliebten retten konnte, half ihr jedes Hindernis besiegen.

Schon stand sie neben dem Wagen, und kaum hatte das liebliche, von Scham gerötete, reine Antlitz Melissas dem weißlockigen Römer mit rührend ängstlicher Bitte entgegengeschaut und der Blick ihrer großen, thränen-

feuchten Augen die seinen getroffen, als er ihr winkte und mit wohlklingender, teilnahmsvoller Stimme zu wissen wünschte, was sie begehre.

Da wagte sie die Frage, ob er der große römische Arzt sei, und geschmeichelt versetzte er mit einem freundlichen Lächeln, daß man ihn bisweilen so nenne.

Der dankbare Blick, den sie gen Himmel richtete, bewies, wie wohl diese Worte ihr thaten, und nun begannen sich auch ihre roten Lippen zu regen, und schnell und mit wachsendem Mute that sie ihm zu wissen, daß ihr Bräutigam, der Sohn eines angesehenen Alexandriners und römischen Bürgers, von einem Steine schwer am Kopfe verletzt, darnieder liege, und daß der Arzt, der ihn behandelte, meine, nur unter seinem, des großen Heilkünstlers, Beistand, den Leidenden retten zu können.

Sie bekannte nun auch, daß Ptolemäus den Diodor, der doch nichts nötiger gebrauche als Ruhe, ins Serapeum bringen lassen wolle, um ihn dort seiner, des größeren Kunstgenossen Fürsorge, zu empfehlen, daß sie aber von dem Transport die schlimmsten Folgen für den Bräutigam fürchte.

Dann schaute sie dem Römer recht warm in die Augen und sagte, er sehe so freundlich aus, daß sie hoffe, er werde den Leidenden, der zufällig in ein Christenhaus nicht allzu weit vom Serapeum gebracht worden sei und dort guter Pflege genieße, selbst aufsuchen und ihn — das bedeute ja dasselbe — vom Tode erretten.

Der alte Herr hatte sie nur mit wenigen schalkhaft heiteren Fragen unterbrochen, die sich auf ihre Liebe und ihre Religion bezogen; denn es war ihm bei ihrer Mitteilung, daß der Kranke sich unter der Pflege von Christen

befinde, der Gedanke gekommen, dies schlicht und doch ansprechend gekleidete Mädchen mit dem sittsamen Wesen und dem stillen, schönen Gesicht sei eine Christin.

Es wunderte ihn beinahe, als sie das Gegenteil versicherte, und doch schien er es gern zu hören und versprach auch, ihr den Willen zu thun. — In ein Haus zu dringen, das der Kaiser mit seinem Gefolge bewohne, tauge nichts für ein Kind in ihrem Alter; er werde sie aber hier erwarten, und damit wies er auf das kleine runde Heiligtum der Aphrodite an der linken Seite einer Erweiterung der Hermesstraße, bis wohin der Wagen sich zuletzt fortbewegt hatte.

Morgen früh, drei Stunden nach Aufgang der heißen afrikanischen Sonne, deren Mittagsstrahlen ihm weh thäten, werde er sich in seinem Wagen bei dem Tempelchen einstellen. „Und daß Du zu rechter Zeit da bist!“ schloß er, und drohte ihr dabei mit dem Finger.

„Und wenn Du auch eine Stunde zu früh kämest, Du würdest mich finden!“ lautete die Antwort.

Da kicherte er munter auf: „Welches schöne Mädchen hätte sich wohl schon bei einem Stelldichein unter den Augen der Liebesgöttin verspätet?“

Hierauf rief er ihr ein fröhliches „Auf Wiedersehen!“ zu und zog sich in den Wagen zurück.

Strahlend vor Glückseligkeit blieb Melissa stehen, und suchte dann die Stelle, wo sie mit dem Begleiter gestanden, Andreas aber war ihr trotz des Einspruchs der Lictoren gefolgt, zog ihren Arm durch den seinen und führte sie durch die sich lichtende Menge in eine Gasse, die, vom See ausgehend, dem Aphroditetempel gegenüber in die Hermesstraße mündete.

Melissa folgte ihm beflügelten Schrittes. Die Freude, so schnell und leicht zum Ziele gelangt zu sein, beherrschte sie ganz, und noch mitten im Gedränge versuchte sie dem Freigelassenen mitzuteilen, welch herrliche Zusage sie von dem großen Arzte erhalten.

Doch das Geschrei des Volkes übertönte ihre Rede; denn eben ward der zahme Löwe des Kaisers, den er sein „Perserschwert" nannte, von numidischen Sklaven durch die Straße geführt.

Alles schaute auf das prächtige Raubtier, und wie auch sie nach ihm hinsah, traf ihr Blick das feurige Auge eines großen, bärtigen Mannes, der an einem Fenster des Hauses stand, das sich hinter dem runden Tempelchen der Liebesgöttin erhob.

Sogleich erkannte sie den Magier Serapion und flüsterte dem Freigelassenen zu, wen sie da wiedergesehen; er aber zog sie, ohne sich auch nur umzuschauen, schneller mit sich fort und atmete erst erleichtert auf, als die stille, menschenleere Gasse ihn und das Mädchen aufnahm.

Der Magier hatte sie schon bemerkt, während sie neben dem Wagen des Römers herging, und das Gespräch, das er mit seinem Gefährten, einem Syrer in mittleren Jahren, führte, galt ihr.

So vornehm und gebieterisch die Gestalt des Serapion war, so unscheinbar schien die seines Genossen. Nur die Schlauheit, die aus den scharf geschnittenen Zügen des Syrers sprach, unterschied ihn von seinesgleichen, aber der große Magier schien ihn doch wert der Beachtung zu halten; denn er beantwortete willig die Einwürfe und Fragen des Kleinen.

Jetzt schwenkte dieser mit einer Geberde, die seinem

Volke eigen, wenn es auf dem eigenen überlegenen Wissen besteht, die nach oben geöffnete Hand und sagte: „Wofür wär' ich zehn Jahre in Rom gewesen, wenn ich den Serenus Sammonicus nicht kennte? 's ist der größte Büchernarr im Reiche. Er hält sich dabei für einen zweiten Aeskulap und hat auch selbst ein medizinisches Buch in Versen geschrieben, das Geta, der gemordete Bruder des Cäsar, immer wieder vornahm, während es die hiesigen Aerzte für ein unnützes Machwerk erklären. Reich ist er wie der Alabarch, und seines Wagens bedient sich auch der große Galenus, den der Kaiser hieher rief. Was das Mädchen nur von ihm will?"

„Hm," machte der andere und strich sich würdevoll und nachdenklich den Bart. „Die Jungfrau ist sittsam, und es kann nur etwas Dringliches, Wichtiges sein, das sie zu dem Römer geführt hat."

„Dein Kastor wird auch das zu erhorchen wissen," entgegnete der Syrer Annianus. „Dieser Allerweltsbursch findet den Weg durch die Schlüssellöcher, und morgen schon ist er gut Freund mit den Leuten des Römers, wenn Dir daran liegt."

„Wollen sehen!" erwiderte der Magier. „Heute Abend verrät ihr Bruder vielleicht, was da vorgeht."

„Der Philosoph?" fragte der Kleine mit einer wegwerfenden Geberde. „Du bist, wie die Leute es nennen, ein großer Weiser, Serapion; aber manchmal nähst Du mit Nadeln, die mir zu fein sind. Warum Du jetzt, wo der Kaiser hier ist, und für Deinesgleichen Gold und Ehre auf der Straße liegen, kostbare Stunden an den Grübler vom Museum verschwendest, das mag ein anderer begreifen."

Da flog um die Lippen des Magiers ein überlegenes Lächeln, und während er in das leere Zimmer zurücktrat und Annianus ihm folgte, begann er: „Du weißt, wie viele, die sich Magier nennen, sich an den Cäsar herandrängen werden, und der Ruf des Sosibius, Hananja und Kaimis steht meinem nur um weniges nach. Jeder treibt seine Kunst nach eigenen Rezepten, wenn er sich auch einen Pythagoräer oder sonstwie nennt. Zu einer anerkannten Schule darf keiner sich zählen, ja die Gelehrten von der Zunft brüsten sich damit, die Wunderthäter zu verachten. Caracalla aber ist in der Jugend durch die Schule der Philosophen gegangen. Er verabscheut den Aristoteles und hat sich mit Plato und den Pythagoräern beschäftigt. Daß Philostratus auf seinen Anlaß eine Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana schreibt, weiß ich von Dir selbst, und rümpft Caracalla die Nase über die Silbenstecher und Zeitverderber vom Museum; liegt es ihm doch im Blute, von den privilegirten Gelehrten etwas Besonderes zu erwarten. Seine Mutter hat sie wieder hoffähig gemacht, und er, der von geheimen Künsten alles erwartet, ist noch keinem Magier, der zu ihnen gehört hätte, begegnet."

Hier klatschte der Kleine in die Hände und rief: „Und nun denkst Du den Philipp zu Deinem Aushängeschild zu machen und dem Kaiser von einem Wunderthäter reden zu lassen, der Hand in Hand geht mit der Gelehrsamkeit des Museums. Ein verwünscht kluger Gedanke! Aber der Steinschneidersohn sieht nicht aus wie ein Gimpel. Ein Skeptiker ist er dazu, der an nichts glaubt. Wenn Du ihn fängst, so will ich ernstlich und unbedingt an Deine Wunderkraft glauben."

„Es gibt Schwereres, als diesen Mann zu gewinnen,“ versicherte der Magier.

„Du willst ihm,“ fragte der Syrer, und sein Auge suchte verlegen den Boden, „mit Blicken und Handauflegen den Willen brechen, wie dem Triphis und mir vor zwei Jahren?“

„Das hat schon das erste Band zwischen uns geschlungen,“ versetzte Serapion. „Jetzt bedarf ich nur noch Deiner Bauchrednerkunst. Die Hauptsache bringt Philipp mir selbst entgegen.“

„Das wäre?“

„Du nanntest ihn einen Skeptiker, und er rühmt sich in der That, noch weiter zu gehen als die alten Meister der Schule. Eifriges Nachdenken hat ihn dahin geführt, nichts für gewiß zu halten, und also auch umgekehrt alles für möglich. Das letzte Resultat, wozu er gelangte, ist die Wahrscheinlichkeit — denn Gewisses gibt es für ihn überhaupt nicht — daß es unmöglich sei, etwas, wie es auch heiße, sicher zu wissen. Den Beweisen für die Fähigkeit der Seele eines Verstorbenen, sich den Lebenden in ihrer irdischen Erscheinungsform zu zeigen und mit ihnen zu verkehren, wird er immer teilnahmvoll folgen; denn es würde für ihn ein Vergehen sein, was es auch sei, unmöglich zu nennen; meine Argumente aber sind greifbarer Natur. Die verstorbene Korinna wird ihm — ihr Ebenbild hat Kastor ja schon entdeckt — in Fleisch und Bein erscheinen, Deine Kunst wird ihn zu der Ueberzeugung zwingen, ihre Stimme, die er nicht einmal kannte, rede zu ihm, und das alles muß ja notwendig den Wunsch in ihm erwecken, sie öfter wiederzusehen. So wird denn der Skeptiker der

eigenen Lehre zum Trotz sichere Zuversicht gewinnen. Hier wie anderwärts ist es dann das leidenschaftliche Verlangen, dem die Ueberzeugung das Leben verdankt."

„Und hast Du ihn glücklich da, wohin Du ihn zu bringen trachtetest?" fragte der Syrer gespannt.

„Dann," entgegnete der Magier, „wird er mir mit den Waffen seiner siegreichen Dialektik beistehen, den Cäsar für die eigene Ueberzeugung zu gewinnen, dann können wir — und dabei rechne ich mit auf Deine Kunst, aus jedem beliebigen Körper eine Stimme erschallen zu lassen — die Sehnsucht des Herrschers befriedigen, mit den Geistern der Abgeschiedenen zu verkehren."

Hier schwieg der Magier, der Kleine aber schaute beifällig zu ihm empor und sagte bescheiden: „Du bist klug, Serapion, und ich fahre fort, Dir zu helfen. Es wird nun wohl zunächst gelten, für die Erscheinung des großen Alexander, des Apollonius von Tyana und des Bruders, des Schwiegervaters und der Gattin des Kaisers zu sorgen."

„Den Papinian, den würdigsten der Ermordeten, nicht zu vergessen," fügte der Magier hinzu. „Da bist Du ja, Kastor."

Diese Worte galten einem hochgewachsenen, scheinbar älteren Manne in einem langen weißen Gewande, der geräuschlos eingetreten war. Seine Haltung war dabei so ernst und würdig, daß er durchaus einem christlichen Priester glich, der sich der Heiligkeit seines Amtes bewußt ist; kaum aber hatte er die Mitte des Zimmers erreicht und den Magier salbungsvoll begrüßt, als er mit einem lauten „Uff!" das weiße Gewand über den Kopf zog, die Farbenstriche, die ihn um zwanzig Jahre älter gemacht

hatten, von den Wangen rieb, die gelenkigen Glieder reckte und bog und dann fröhlich ausrief: „Ich habe sie. Die alte Dorothea bringt sie in Dein Theater."

Dabei strahlte das bewegliche Antlitz des Burschen im fröhlichen Glanze des Gelingens.

Es war, als woge gärender Most statt des Blutes in den Adern dieses jungen Mannes; denn sobald er dem Magier Bericht erstattet, und dieser ihn mit einer Handvoll Goldstücke belohnt hatte, warf er sie in die Luft, fing sie wie Fliegen mit der hohlen Hand und durchmaß dann mit einigen geschickt ausgeführten Radschlägen das Zimmer.

Als er wieder auf den Füßen stand, rief er mit so gleichmäßigen Atemzügen wie vorher: „Vergebt mir, ihr Herren! Die Natur fordert ihr Recht! Drei Stunden lang den Frommen spielen, ewige Götter, das hat was auf sich, und da muß man doch wieder . . ."

„Ich weiß schon," unterbrach ihn Serapion und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Jetzt thun es noch die Katzensprünge, nachher aber wird das leicht verdiente Gold mit den Flötenspielerinnen geteilt. Doch heute abend brauche ich Dich, und fühlst Du Dich schwach, so schließ' ich Dich ein."

„Thu es," bat Kastor so dringend, als habe man ihm eine Gunst in Aussicht gestellt. „Was das alles für nichtswürdig lustiges Zeug ist! Dorothea bringt die Schöne zu rechter Zeit. Es ist alles in Ordnung!"

Damit verließ er, ein Liedchen trällernd, mit leichtem Tanzschritt das Zimmer.

„Ein köstlicher Bursche," sagte der Syrer und blickte ihm wohlgefällig nach.

„Schade um ihn," fügte Serapion hinzu. „Zum Besten wäre er begabt, doch ein Gewissen, das seinen wilden Trieben Schranken setzte, fehlt ihm vollkommen. Woher sollt' er's auch haben? Sein Vater gehörte zu einer Bande von ephesischen Pantomimenspielern, und die Mutter war eine blonde Tänzerin aus Cypern. Aber ganz Alexandria kennt er, und dazu dies Gedächtnis! Was für ein Schauspieler wäre der Bursche geworden! Ohne sich nur zu verkleiden, durch bloße Verschiebung der Züge macht er sich zum Greis, zum Blödsinnigen, zum Philosophen."

„Und der Spürsinn, der Spürsinn!" rief der Syrer begeistert. „Sobald er das Bild der Korinna sah, wußte er, daß er ihr Ebenbild am andern Ufer des Sees unter den Christen gesehen. Heute morgen fand er sie, und nun steckt sie dem Jäger im Garn. Wie klug auch, daß er sie von der Dorothea zu Dir führen läßt!"

„Das, und sie im Namen des Bischofs Demetrius zu laden, schrieb ich ihm vor," bemerkte der Magier. „Einer Fremden wäre sie nimmer gefolgt, und Dorothea muß ihr aus den Versammlungen der Glaubensgenossen bekannt sein."

Neuntes Kapitel.

Melissa war während dieses Gespräches mit ihrem Begleiter an den Mareotischen See gelangt, das große Binnengewässer, welches den Süden der Stadt bespülte und den Nilschiffen Ankerplätze bot.

Von dem breiten Agathodämonflusse, einem gegrabenen Nilarm, der den See mit dem königlichen Hafen am Mittelmeer verband, ging die Fähre, welche die Wanderer zu den Gärten des Polybius bringen sollte, ab, und um sie zu erreichen, hatten sie dem Ufer eine gute Weile zu folgen.

Die sinkende Sonne warf schräge Strahlen auf die leuchtende Fläche des glatten Gewässers, in der die mastenreiche Menge der Nilschiffe sich spiegelte.

Größere und kleinere Fahrzeuge mit weißen und bunten lateinischen Segeln, die im Glanz des Abendlichtes blendend hell schimmerten, große Ruderboote, feine Nachen und stetig dahingleitende Fähren zogen auf dem See hin und wieder, und zwischen ihnen bewegten sich wie Lastkarren zwischen schnellen Wagen und Reitern die schweren Körper der flachen Kornschiffe, auf denen Stroh

und Getreidemassen in abgestumpften Pyramiden haushoch ruhten, kaum merklich dahin.

Sonst war das Treiben auf dem Quai lebhafter als heute; denn alles, was frei war, zog die Neugierde in die Stadt. Doch es gab Sklaven genug, auf deren Tagesarbeit der Besuch des Kaisers so wenig Einfluß übte wie auf den Lauf der Sonne. Heute wie immer mußten sie beim Laden und Löschen die Hände regen, und brachen auch wenig Schiffe auf, so kamen doch viele von Süden her an und warfen die hölzernen Brücken aus, die sie mit dem Ufer verbanden.

Die Zahl der Nachen war dagegen eher größer als sonst; denn die Geschäfte ruhten, und vielen, denen das Gedränge zuwider war, bot das Rudern im eigenen Boote Vergnügen. Andere kamen, um die kaiserlichen Nilschiffe zu sehen, die man neu ausgestattet hatte, und deren Pracht selbst den verwöhnten Alexandrinern sehenswert erschien. Gold, Elfenbein, Purpursegel, bronzene und marmorne Bildsäulen an den Schiffsschnäbeln und unter den kleinen Heiligtümern auf dem Hinterdeck vereinten sich hier zu einem glänzenden Anblick, dessen Reiz durch die Nachmittagssonne, deren Glanz die Leuchtkraft jeder Farbe steigert, erhöht ward.

Die Wanderung am Ufer war angenehm zu dieser Stunde; denn breitästige Sykomoren und die fächerreichen Kronen alter Palmenbäume beschatteten den Weg. Die Hitze des Tages hatte sich gelegt, und die leichte Brise, die immer noch von der See her wehte, kühlte die Stirn.

Es gab weder starkes Gedränge noch störenden Staub auf der wohlbesprengten Straße, und doch hatte Melissa,

trotz des unerwartet glücklichen Gelingens ihres kühnen Vorhabens, das heitere Aussehen verloren, und Andreas ging wortkarg und unfroh neben ihr her.

Sie verstand ihn nicht; denn seit sie denken konnte, hatte ihm alles den ernsten Blick erhellt, was der Mutter oder ihr zur Freude gereichte. Ihr Erfolg bei dem Römer sollte doch auch dem Diodor zu gute kommen, der dem Freigelassenen so lieb war.

Bisweilen bemerkte sie, daß sein Blick mit stillem Bedauern auf ihr ruhte, und wenn sie ihn dann fragte, ob es die Sorge um den Verwundeten sei, die ihn bedrücke, gab er, entgegen seiner entschiedenen Weise, ausweichende Antworten, die ihre Unruhe vermehrten.

Endlich begann sein abweisend wortkarges Wesen die sonst so Geduldige zu verdrießen, und sie gab es ihm zu erkennen; denn sie ahnte nicht, eine wie peinliche Wirkung ihre Freude an der raschen That auf den wahrheitsliebenden Freund machte.

Er wußte, daß sie nicht mit dem großen Galenus, sondern nur mit dem reichen Serenus Sammonicus geredet hatte; denn das geistvolle Denkergesicht des größten Arztes seiner Zeit war ihm durch Denkmünzen, Bildsäulen und Büsten wohl bekannt; den Sammonicus aber hatte man ihm in Antiochia gezeigt, und dabei seines in Versen geschriebenen medizinischen Werkes geringschätzig gedacht. Wie wertlos erschien ihm die Hilfe dieses Mannes! Trotz seiner Zusage mußte Diodor in das Serapeum geschafft werden, doch brachte Andreas es nicht über das Herz, die Hoffnung des Lieblings zu vernichten. — Wohl kannte er sie längst als ein beharrliches, pflichttreues Kind; heute aber hatte er erfahren, mit wie rücksichtsloser Festigkeit

sie ein Vorhaben durchzusetzen verstand, und so mußte er befürchten, sie werde, wenn er ihr die Augen öffnete, jedem Hindernis zum Trotz in das Quartier des Kaisers dringen und den rechten Galenus um Beistand bitten.

Es galt, sie in ihrem Irrtum zu lassen; doch das widerstand ihm; denn in keiner Kunst war er weniger geübt als in der der Verstellung. Wie sauer fiel es ihm, die rechte Antwort zu finden, wenn sie ihn fragte, ob er nicht auch das Beste von dem Eingriff des großen Arztes erwarte, oder wenn sie zu wissen begehrte, welchen Werken Galenus seine Berühmtheit verdanke.

Als sie schon der Landungsbrücke der Fähre nahe gekommen waren, wünschte sie zu wissen, für wie alt er den Heilkünstler wohl halte, und wieder wich er ihr aus. Galen war ein Achtziger, und Serenus hatte die Siebenzig kaum überschritten.

Da schaute sie ihn mit den großen Augen traurig an und rief: „Hab' ich Dich vorhin gekränkt, oder verheimlichst Du mir etwas?"

„Was könntest Du mir zugefügt haben?" lautete die Antwort. „Das Leben ist sorgenvoll, Kind. Du mußt Geduld üben lernen."

„Geduld üben?" wiederholte sie wehmütig. „Das ist die einzige Wissenschaft, worin ich es zu etwas brachte. Wenn der Vater eine Woche lang noch mürrischer ist als Du jetzt, ich bemerke es kaum. Doch wenn Du, Andreas, so dreinschaust, dann geschieht es nicht ohne Grund, und das ist es, was mich besorgt macht."

„Wir haben einen Kranken, Kind, den wir lieben," beschwichtigte er sie freundlich; sie aber ließ sich nicht irre machen und rief gewiß ihrer Sache: „Nein, nein,

das ist es nicht! Was haben wir denn Neues über Diodor erfahren, und wie willig gabst Du mir noch Antwort, als wir ihn und das Christenhaus verließen. Nichts als Gutes ist uns seitdem begegnet, und doch siehst Du aus, als wären Dir Heuschrecken in die Gärten gefallen."

Jetzt waren sie an eine Stelle des Ufers gelangt, wo man ein Schiff entleerte, das behauene Granitquadern aus Syene nach Alexandria brachte. Schwarze und braune Sklaven schleppten die Werkstücke ans Land. Ein blinder Alter entlockte dabei einer kleinen Rohrflöte ein klägliches Lied, das sie aufmuntern sollte, zwei hellfarbigere Männer aber, denen die Last zu schwer geworden war und den Pfeiler, dessen Spitze sie trugen, zu Boden sinken ließen, wurden von dem Vogte mit unbarmherzigen Schlägen angetrieben, das Unmögliche zum andernmal zu versuchen.

Die Blicke des Freigelassenen waren diesem Vorgang gefolgt. Schnell auflodernder Zorn hatte ihm die Wangen gerötet, und von einer großen und wahren Bewegung ergriffen, brach er in den Ruf aus: „Da siehst Du die Heuschrecken, die mir die Pflanzen verderben, den Hagel, der mir die Saat zerschlägt. Er trifft alles, was Mensch heißt, und darum auch mich und Dich. Glücklich, Mädchen, wird keiner werden unter uns, die wir uns selbst schänden, bis das Reich kommt, wofür die Zeit sich erfüllet."

„Aber sie ließen den Pfeiler fallen; ich hab' es gesehen," versetzte Melissa.

„Hast Du?" fragte Andreas. „Ja, ja, die Peitsche sollte die gebrochene Kraft nur beleben. So siehst Du das schnödeste Unrecht an! Du, die keinen Wurm mit den zarten Fingern zerdrückt, Du findest es recht so!"

Da kam es Melissa in den Sinn, daß Andreas selbst einmal ein Sklave gewesen, und die Ueberzeugung, ihm wehe gethan zu haben, schnitt ihr ins Herz. Streng und ernst hatte sie ihn oft reden hören, nie aber höhnisch wie eben, und auch das that ihr weh, und weil sie das rechte Wort nicht fand, das begangene Unrecht zu entschuldigen, schaute sie ihn nur mit feuchten Augen bittend an und sagte leise: „Vergib mir."

„Ich habe Dir nichts zu vergeben," erwiderte er in verändertem Tone, „Du bist unter den Ungerechten groß geworden, denen jetzt die Herrschaft gehört. Wie solltest Du heller sehen als sie, die alle im Dunkeln wandeln. Aber wird das Licht Dir von einem gezeigt, dem es offenbart ward, laß es nicht gleich wieder verlöschen. Kannst Du es Dir nicht schön denken, statt unter Bedrückern und gepeitschten Bedrückten unter lauter Brüdern und Schwestern zu leben? Oder gibt es in der Seele des Weibes keinen Platz für den heiligen Zorn, der Mose den Hebräer erfaßte? Doch wer hätte Dir auch nur den Namen dieses Großen genannt?"

Hier schickte Melissa sich an, den eifernden Mann zu unterbrechen; denn es war ihr in der Stadt, unter deren Bürgern und Sklaven sich so viele Juden befanden, wohl zu Ohren gekommen, daß Mose ihr Gesetzgeber gewesen, er aber schnitt ihr mit dem Rufe das Wort ab: „Dies eine, Kind — da ist schon die Fähre — nimm es mit nach Haus von dieser Wanderung: Die schwersten Uebel, die der Mensch über den Menschen verhängt, sie entstammen der Selbstsucht, und unter dem Guten entsteht das Beste, wo einer es über sich gewinnt, sich selbst zu vergessen, um das Glück und Wohlsein anderer zu fördern."

Hier hielt er inne; denn die Fähre stand zum Aufbruch bereit, und es galt, sie schnell zu besteigen.

Das große, flache Fahrzeug war beinahe leer; denn noch hielt der Einzug des Kaisers viele in der Stadt zurück, und mehr als eine leere Bank bot dem ermüdeten Mädchen Platz zum Ausruhen.

Andreas ging ruhelos auf und nieder; als Melissa ihm aber winkte, trat er ihr näher und nahm, an das kleine Kajütenhaus gelehnt, ihre Versicherung hin, sein Verlangen, die Sklaven zu freien Menschen zu machen, jetzt wohl zu begreifen. Wenn einer, so müsse er ja wissen, wie es diesen Unglücklichen zu Mut sei.

„Ob ich es weiß!“ entgegnete er und nickte mit dem Haupte. Dann warf er einen kurzen Blick auf die wenigen, die sich am hinteren Ende des langen Fahrzeuges niedergelassen hatten, und fuhr wehmütig fort: „Um das nachzuempfinden, muß man selbst mit dem Zeichen der Schmach gebrandmarkt worden sein.“ Dabei wies er auf den Oberarm, den der lange Aermel der Tunica bedeckte, und Melissa rief schmerzlich überrascht: „Aber Du wurdest doch in Freiheit geboren! Von unseren Sklaven trägt keiner ein Mal. Doch Du bist syrischen Piraten in die Hände gefallen?“

Da nickte er bejahend und versetzte: „Ich und mein Vater.“

„Und der,“ fügte das Mädchen eifrig hinzu, „war ein großer Herr.“

„Bevor ihn sein Schicksal ereilte,“ fiel ihr Andreas ins Wort.

„Aber,“ frug Melissa, und ihr feuchter Blick verriet die warme Teilnahme, die sie erfüllte, „aber wie konnte

es geschehen, daß ihr nicht von euren Angehörigen losgekauft wurdet? Dein Vater war doch sicherlich auch römischer Bürger, und das Gesetz . . ."

„Es verbietet," unterbrach sie der Freigelassene, „einen solchen in die Sklaverei zu verkaufen, und doch ließen die zu Rom ihn im Elend, ließ . . ."

Da flammten ihre großen, stillen Augen in kräftiger Entrüstung auf, und erregt bis ins Innerste rief sie: „Wie war aber solche schreckliche Ungerechtigkeit möglich? O, laß es mich hören! Du weißt, wie gut ich Dir bin, und es vernimmt Dich hier niemand."

Die Brise hatte sich stärker erhoben, die Wogen des großen Landsees schlugen laut plätschernd an den Bord des breiten Fahrzeuges, und das Ruderlied der Sklaven im Schiffsraum hätte auch eine lautere Rede übertönt als die des Freigelassenen, der sich neben ihr niederließ, um ihr den Willen zu thun.

Und was er zu berichten hatte, klang traurig genug. Sein Vater hatte dem Stande der Ritter angehört und unter Marc Aurel dem hochbegabten Statthalter von Asien, Avidius Cassius, seinem Landsmann, als Prokurator des gesamten Schriftwesens*) gedient.

In diesem hohen Amte war er in die Verschwörung des Avidius gegen den Kaiser verstrickt worden. Nach der Ermordung seines Gönners, den die Truppen schon zum Cäsar ausgerufen hatten, war der Vater des Andreas seiner Aemter und Würden, sowie des Bürgerrechtes entkleidet worden; man hatte seine Güter eingezogen und ihn auf die Insel Anaphe verbannt.

---

*) Procurator ab epistolis.

Nur der Milde des Kaisers verdankte er das Leben.

Auf der Fahrt ins Exil fielen Vater und Sohn syrischen Seeräubern in die Hände und wurden in Alexandria auf dem Sklavenmarkt an verschiedene Herren verkauft. Andreas kam zu einem Herbergewirt, der frühere Prokurator, der als Sklave den Namen Smaragdus erhielt, in den Dienst des Vaters des Polybius, und dieser würdige Mann lernte den neuen Diener bald so hoch schätzen, daß er den Sohn ankaufte und ihn dem Vater zurückgab. So waren denn beide wieder vereint.

Alle Versuche des einst so hochgestellten Mannes, durch einen Senatsbeschluß aus der Sklaverei erlöst zu werden, blieben vergebens, und mit gebrochenem Lebensmut und hinsiechendem Körper erfüllte er die Pflichten gegen seinen Herrn und das einzige Kind. In brennendem Weh verzehrte er sich, bis er im Christentume neue Glückseligkeit und das wiederfand, was ihn an den Rand der Verzweiflung getrieben: die verlorene Hoffnung, und als Sklave die höchste aller Würden, diejenige, welche dem Christen sein Glaube verleiht.

Hier unterbrach Melissa den Bericht des Freundes, dem sie tief ergriffen gefolgt war, indem sie mit dem Finger auf den See wies und ausrief:

„Da — da — Sieh jetzt dorthin! In dem Kahne drüben — Gewiß! Es ist Alexander! Und er fährt auf die Stadt zu.“

Da fuhr Andreas auf, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie recht gesehen, und der Jüngling die winkende Schwester auch erkannt habe, stieß er aufbrausend hervor: „Der Unsinnige!“ Dabei gebot er dem leichtsinnigen Künstler mit wohlverständlichen, gebieterischen

Gesten, den Nachen zu wenden und dem Fährboot zu folgen, das schon in die Nähe des Ufers gelangt war.

Doch Alexander schwenkte abweisend den Arm und griff dann, nachdem er Melissa in heiterer Laune eine Kußhand zugeworfen hatte, wieder nach den Rudern, um sie so schnell und kräftig zu regen, als gelte es, bei einer Wettfahrt zu siegen.

Wie der Kiel seines Nachens die leicht gekräuselten, schaumigen Wellen, die ihn hoben und senkten, so schnell und stetig durchschnitt! An Kraft fehlte es dem übermütigen Gesellen gewiß nicht, und es wurde denen, die ihm vom Fährboot unwillig nachschauten, auch sehr bald deutlich, daß er einen anderen, größeren Nachen zu erreichen strebe, der ihm ein gutes Stück voraus war. Einige Sklaven ruderten denselben mit starken Armen schnell genug vorwärts, und unter dem leinenen Schutzdache, das seine Mitte überspannte, saßen zwei weibliche Wesen.

Der Abglanz der Sonne, deren glühende Scheibe eben hinter dem Palmenhain im Westen des Sees verschwand, schmückte den Himmel mit rubinfarbigem Licht und hauchte über die weißen Gewänder der Frauen, die helle Baldachindecke zu ihren Häupten und die ganze Fläche des Sees einen rosenfarbigen Schimmer. Aber weder Andreas noch sein Schützling achteten dieser schönen Abschiedsgrüße des scheidenden Lichtes.

Melissa wies den Gefährten auf das wunderliche Gewand des Bruders mit der Kapuze, deren helle Spitze das Abendlicht wie mit goldenen Borden umsäumte.

Er trug jenen gallischen Umwurf, der den Spitznamen Caracalla an den Kaiser geheftet, und in dieser Vermummung lag etwas Beruhigendes; denn zog Alexander

die Kapuze tiefer herunter, so verbarg sie den größten Teil seines Gesichtes und machte ihn den Verfolgern unkenntlich.

Woher er dies Kleidungsstück habe, war leicht zu erraten; denn kaiserliche Diener hatten ganze Stöße davon unter die Menge verteilt. Der Cäsar wünschte es in Mode zu bringen, und nun durfte er erwarten, die Alexandriner, welche die Hände darnach ausgestreckt hatten, morgen in der „Caracalla“ zu sehen, deren Benutzung ihnen kein Befehl hätte aufzwingen können.

Mochte Alexander es tragen, wenn es ihn nur den Blicken des Zminis und seiner Häscher entzog.

Doch wer waren die Frauen, denen er folgte?

Bevor Melissa diese Frage stellen konnte, wies Andreas auf den vorderen Kahn und rief: „Es sind Christinnen, und das Fahrzeug, dessen sie sich bedienen, gehört dem Zeno, dem Bruder des Seleucus und des Oberpriesters des Serapis. Da ist sein Hafen. Er bewohnt mit den Seinen und den leidenden Glaubensgenossen, die er aufnimmt, das lange weiße Haus, das dort aus dem Palmenhain hervorlugt. Auch die Weinberge drüben sind sein. Irre ich nicht, so ist eines der Weiber dort im Kahne seine Tochter Agathe.“

„Aber was kann Alexander von der Christin wollen?“ fragte Melissa.

Da fuhr Andreas auf, und eine Ader auf der breiten Stirn schwoll ihm, wie er unwillig versetzte: „Was er nicht sollte! Er und seinesgleichen, die Blinden, halten das für das Höchste, was die Augen mit Wohlgefallen sättigt. Da verlischt der Glanz, der eben noch den See und seine Ufer bestrahlte und mit Gold überzog. So ist das Schöne! Eitler Schein, der nur schimmert, um

zu vergehen, und doch für die Thoren die anbetungswürdigste Gottheit."

„So ist die Tochter des Zeno schön?" fragte das Mädchen.

„Man sagt es," entgegnete der andere, und nach kurzem Besinnen fügte er hinzu: „Ja! Agathe ist eine selten wohlgebildete Jungfrau; doch ich weiß Besseres von ihr. Es regt mir die Galle auf, auch ihre heilige Reinheit unlautere Wünsche erwecken zu sehen. Dein Bruder ist mir lieb. Schon um seiner Mutter willen vergab ich ihm viel, doch wenn er sich unterfängt, auch der Agathe Netze zu stellen — —"

„Unbesorgt!" fiel Melissa dem eifernden Mann ins Wort. „Alexander ist ja ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern flattert und es auch mit ernsten Dingen oft leicht nimmt; doch jetzt fesselt ihn ein Traumbild: das Andenken an eine Verstorbene, und gestern nacht ist er, denk' ich, mit der Tochter unseres Nachbars Skopas, der hübschen Ino, einig geworden. Das Schöne ist ihm freilich das Höchste, und wie könnt' es auch anders sein; er ist ja ein Künstler! Um seinetwillen setzt er sich jeder Gefahr aus. Hast Du recht gesehen, so folgt er der Tochter des Zeno. Doch er thut es vielleicht nicht, um ihr nachzustellen, sondern aus anderen Gründen."

„Aus löblichen gewiß nicht," fiel ihr der Freigelassene ins Wort. „Da sind wir. Nimm das Tuch aus dem Korbe des Sklaven. Nach Sonnenuntergang wird es feucht und kühl hier; — besonders da drüben, wo ich den Sumpf jetzt entwässere. Das Land, das wir dadurch gewinnen, bringt Deinem künftigen Gatten einmal schöne Erträge."

Damit stiegen sie ans Land, und bald kamen sie an den kleinen Hafen, der zum Gute des Polybius gehörte. Es lagen dort große und kleinere Boote, und Andreas rief den Wächter an, der in dem einen sein Abendbrot verzehrte, und fragte, ob er für den Alexander den grünen Nachen von der Kette gelöst.

Da kicherte der Graubart leise auf und versetzte: „Der lustige Maler und der Bildhauer sind der Tochter des Zeno begegnet, wie sie eben mit der Mariamne in den Kahn stieg. Darauf kamen sie wie toll hieher gerannt. Das Mädchen muß es ihnen angethan haben. Der Herr Alexander meinte gar, sie wären dem Geist einer Verstorbenen begegnet. Das Leben würde ihm nicht zu teuer sein, um sie noch einmal wiederzusehen."

Es war dunkel geworden, sonst hätte Melissa der drohende Ernst erschreckt, womit Andreas dem Sklaven gefolgt war; aber auch ihr ging das Geschehene nah; denn sie kannte den Bruder und wußte, daß er keine Gefahr scheue, wenn ihm, was es auch sei, die Künstlerseele entflammte. Er, den sie in Sicherheit geglaubt, ging den Häschern freiwillig entgegen, und wohin gerieten bei ihm Ueberlegung und Vorsicht, wenn die Leidenschaft ihn beherrschte!

Andreas hatte Grund, dem Jünglinge zu zürnen, und er schwieg auch, bis sie mit ihm das Ziel ihrer Wanderung, ein schönes Landhaus von stattlicher Größe, erreichte.

Herzlicher als der alte Polybius konnte kein Vater die künftige Tochter empfangen. In seinen großen Zehen hämmerte der Dämon der Gicht, stach, brannte und kniff ihn. Jede leise Bewegung bereitete ihm Schmerzen, und doch streckte er ihr die Arme zärtlich entgegen, und ob

er dabei auch die Augen schließen, stöhnen und ächzen mußte, zog er ihr hübsches Haupt doch zu sich nieder und küßte ihr Wangen und Scheitel.

Er war ein schwer beweglicher Herr von beinah unförmiger Leibesfülle, und doch mußte er in der Jugend dem schönen Sohne geglichen haben.

Sein wohlgeformtes Haupt umwallten silberweiße Locken, doch der starke Weingenuß, den er trotz der Gicht schon längst nicht mehr entbehren konnte, hatte sein edel geschnittenes Antlitz aufgeschwemmt und es mit so derbem Kupferrot überzogen, daß es sonderbar von den schneeigen Haupt- und Barthaaren abstach. Herzensgüte, Wohlwollen und heitere Lebenslust sprachen indes aus jedem seiner Züge.

Die Bewegungen seiner schweren Glieder waren langsam geworden, und wenn übervolle Lippen es je verdient hatten, sinnlich genannt zu werden, so waren es die dieses Mannes, der zu den Priestern zweier Gottheiten gehörte.

Wie gut man es im Hause des Polybius verstand, seiner Neigung für Wohlleben Rechnung zu tragen, bewies das Mahl, das bald nach Melissas Ankunft aufgetragen wurde, und bei dem sie sich auf die Polster neben dem alten Herrn niederlassen mußte.

Auch Andreas nahm daran teil, und wie die aufwartende Sklavenschar, so erwies ihm auch Frau Praxilla, die Schwester des Wirtes, die dem Hauswesen des Bruders wie dem eigenen vorstand, besondere Ehre. Sie war eine kinderlose Witwe und sorgte mit gleicher Hingabe für die Pflege, die Küche und den Keller des Polybius. Was sonst im Hause vorging, kümmerte sie wenig. Es lag bei dem Bruder und dem Andreas in guten Händen.

Ueber die Wahl des Diodor hatte sie sich gefreut; denn sie war dem Mädchen gut und wußte, daß niemand wagen würde, an die Schlüssel zu rühren, die ihr anvertraut waren.

Das Mahl nahm seinen Fortgang.

Polybius ließ sich Speise und Trank, trotz der Gicht und der Mahnungen der Schwester, vortrefflich munden und lauschte dabei dem Andreas und dem Mädchen, während sie abwechselnd erzählten, wie es dem Diodor ergehe und was Melissa für ihn gewagt.

So hatte er sich die künftige Tochter gewünscht, und er gab es in seiner frohen und warmen Weise laut zu erkennen.

Dann ging das Gespräch auf anderes und endlich auch auf Geschäftliches über. Als aber Praxilla zuletzt der Hochzeit und was es dafür alles vorzubereiten gelte, gedachte, warf der alte Herr einen munteren Blick auf die Erwählte des Sohnes. Doch er erschrak über ihr Aussehen.

Wie blaß war das Kind, wie schlaff und müde sein liebes Gesicht mit den sonst so wachen, vielsagenden Augen!

Es hätte des feinen Mitempfindens seines guten Herzens nicht bedurft, um ihn zu lehren, daß sie aufs äußerste erschöpft sei, und so forderte er die Schwester auf, sie zur Ruhe zu bringen. Doch die Jungfrau war fest entschlafen, und noch wollte Praxilla sie nicht wecken. Behutsam schob sie ihr ein Kissen unter den Kopf, zog ihre Füße weiter auf das Polster und bedeckte sie mit einem Tuche.

Polybius weidete sich an dem lieblichen Anblicke der Schläferin, und es ließ sich auch nichts Zarteres und Reineres denken als ihr Antlitz im traumlosen Schlummer.

Das weitere Gespräch wurde um Melissas willen mit gedämpften Stimmen geführt, und Andreas ergänzte leise seinen ersten Bericht durch die Mitteilung, daß Melissa irrtümlich statt des großen Galenus einen andern in der Arzneikunde bewanderten Römer von geringer Bedeutung gewonnen habe, um dem Diodor Beistand zu leisten. Es müsse darum bei dem Transport des Verwundeten in das Serapeum bleiben, und zwar werde man ihn in aller Frühe, bevor das Volk wieder das Heiligtum belagere, vorzunehmen haben. Bald breche er auf, um die Uebersiedlung zu leiten.

Damit verabschiedete sich der Freigelassene, und nun war es an Praxilla, die Sklaven zu leiten, die den Bruder in das Schlafzimmer trugen.

Die alte Schaffnerin erhielt den Auftrag, Melissa zur Ruhe zu bringen.

Sie war die Amme des Diodor gewesen, und die Nachricht, daß er und die Tochter des Heron ein Paar werden sollten, hatte sie innig erfreut. Sie war ihrer Mutter so gut gewesen, und eine Schönere und Bessere hätte ihr Junge in ganz Alexandria nicht gefunden.

Während des Abräumens der Speisen war sie dem Gespräche offenen Ohres gefolgt. Als sie nun dem Mädchen voranleuchtete, blieb sie plötzlich stehen und frug an, ob sie nicht bei Frau Praxilla ein gutes Wort für sie einlegen solle. Diodor werde von den Christen gewiß nicht gepflegt, wie er es gewohnt sei, und sie würde sich nichts Lieberes wissen, als ihm Beistand zu leisten, wenn man ihn zu dem großen Arzte, den sie mit einem andern verwechselt habe, in das Serapeum trüge.

Da erschrak Melissa, und bald hatte sie von der

Schaffnerin erfahren, was sie aus dem Munde des Andreas vernommen.

Jetzt wußte das Mädchen plötzlich, warum der Freigelassene sich nicht mit ihr gefreut, und zugleich sagte sie sich, daß es vor allen anderen ihre Pflicht sei, bei der Ueberführung des Geliebten in das Heiligtum hilfreiche Hand zu leisten.

Andreas hatte sich schon entfernt, und als Melissa die Schaffnerin frug, ob sie bereit sei, sie trotz der späten Stunde zu Diodor zu begleiten, wurden jener die Augen feucht vor dankbarer Freude.

Sobald Praxilla von dem Bruder zurückkehrte, eröffnete Melissa ihr, was sie beschlossen. Da wollte die Witwe anfänglich diesen Gang untersagen; bald aber gab sie nach; denn das Mädchen sah aus, als werde es auch gegen ihr Verbot auf dem eigenen Willen bestehen. Es that auch nicht gut, mit einer Braut gleich am Einzugstage in das Haus des künftigen Gatten in Streit zu geraten, und im Grunde war Melissa im Rechte.

Auch sie hätte es nicht über sich gebracht, den Bruder, in dem sich für sie alles verkörperte, was sie liebte, ohne ihren Beistand solcher Gefahr aussetzen zu sehen.

Zehntes Kapitel.

Der nubische Hafenwächter hatte die Frauen mit seinem Gehilfen schnell über den See geführt. Jetzt bog Melissa mit der Schaffnerin von der Uferstraße aus in eine Gasse ein, die zu derjenigen führen mußte, in der das Christenhaus lag.

Doch schon während sie ihr folgte, erwachten Zweifel in ihr, ob sie den rechten Weg gefunden habe. Als aber die nächste Straße bei einem Tempelchen mündete, das sie sicher noch nie gesehen hatte, wußte sie sich keinen Rat mehr; denn die kleineren und größeren Gassen lagen hier in labyrinthischem Gewirr durcheinander, und sie mußte bald der Begleiterin gestehen, die Richtung verloren zu haben.

Heute morgen hatte sie sich auf die Ortskunde des Andreas verlassen und, in lebendigem Gespräche mit ihm, auf nichts anderes geachtet.

Was war zu thun?

Nachdenklich blieb sie stehen, und dabei kam ihr die Stelle in den Sinn, an der sie dem Einzuge des Kaisers zugeschaut hatte, und diese getraute sie sich ebensowohl

wieder zu erkennen, wie von ihr aus den Weg in die gesuchte Gasse zu finden.

Die Straße des Hermes war schnell zu erreichen; denn man hörte schon den Lärm der Nachtschwärmer, die sich auf dieser belebten Verkehrsader heute noch zahlreicher als sonst hin und her bewegten. Ihr galt es jetzt bis an das Tempelchen der Aphrodite zu folgen, und das war ein Wagnis; denn die Menschenmenge, die sich zu dieser Stunde dort herum trieb, konnte zwei einsamen Frauen leicht lästig fallen.

Aber die Schaffnerin war ein derbes, entschlossenes Weib im Anfang der sechziger Jahre, und Melissa fürchtete sich vor keiner Gefahr und meinte sich genügend geschützt, wenn sie mit Hilfe des Kopftuches das Antlitz den Blicken der Nachtwandler entzog.

Während sie sich klopfenden Herzens und doch entschlossen, um jeden Preis das gesuchte Haus zu finden, der Hermesstraße näherte, hörte sie in einer Nebengasse menschliche Stimmen, doch achtete sie ihrer kaum; denn wie hätte sie ahnen können, daß, was sie sagten, sie selbst nahe genug anging.

Das Gespräch wurde vor dem Thor eines großen Hauses zwischen einer Frau und einem Manne im weißen Gewand eines christlichen Priesters geführt; im Schatten eines Vorbaues des gegenüberliegenden Gebäudes aber stand ein Jüngling, dessen Lockenhaupt die Kapuze einer langen Caracalla bedeckte, und lauschte, dicht an die Mauer gedrückt mit verhaltenem Atem.

Alexander, der Maler, war der Horcher.

Er stand hier schon lange und wartete auf die Rückkehr der schönen Christin Agathe, der er über den See

gefolgt und die unter Führung einer christlichen Diakonissin in dem großen Hause verschwunden war.

Bald nachdem sich das Thor hinter ihr geschlossen, waren ihr mehrere Männer gefolgt, die er im Dunkel der schmalen Gasse — denn der Mond stand noch niedrig — nicht zu erkennen vermochte.

Es war ja Thorheit, doch den einen hatte er anfänglich für den Vater gehalten; denn seine tiefe, laute Stimme glich aufs Haar der des Alten, und noch merkwürdiger war es, daß die Antwort, die der zweite Mann jenem erteilte, aus dem Munde seines Bruders Philipp zu kommen schien. Aber beide konnten zu so später Stunde eher auf dem fernen Aetna sein als in diesem Viertel der Stadt.

Das Warten dauerte dem ungeduldigen Künstler lange genug, und während er auf der Eselkrippe saß, die vor der Thür des nächsten Hauses stand, übermannte ihn der Schlaf. Nach der letzten durchwachten Nacht durfte er wohl müde sein, und als er die Augen wieder aufschlug und in die Gasse schaute, die jetzt der Mondschein erhellte, wußte er nicht, wie lang er geschlummert.

Vielleicht war die Erwartete schon aus dem Hause getreten, und doch mußte er sie um jeden Preis wiedersehen; denn sie glich der verstorbenen Korinna, die er gemalt, so wunderbar, daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte, vielleicht — und nach der Rede des Magiers Serapion wäre das ja möglich gewesen — der abgeschiedenen Seele der entschlafenen Jungfrau begegnet zu sein.

Es hatte ihn Mühe gekostet, den Glaukias, mit dem er über den See gefahren war, zu bestimmen, ihm allein

die Verfolgung dieses selten schönen Geschöpfes zu überlassen, und wahrscheinlich wäre sein Bitten vergeblich gewesen, wenn es den Bildhauer nicht gereizt hätte, sein letztes Werk, das sein Sklave ihm nachtrug, den Freunden im „Elefanten" zu zeigen. Es waren Spottbilder des Kaisers, den er vor dem kanopischen Thore gesehen, und die es ihm vorhin im Hause des Polybius mit wenigen glücklichen Griffen zu modelliren gelungen.

Nachdem Alexander erwacht war, stellte er sich in den Schatten des Vorbaus, der dem Hause gegenüber lag, welches das schöne Ebenbild Korinnas aufgenommen hatte, und von nun an brauchte er nicht mehr lange auf Zerstreuung zu warten; denn aus dem hohen weißen Gebäude trat ein Mann und schaute in die Gasse hinaus. Das Mondlicht gestattete dem Künstler, jenen und alles, was sich später begab, zu erkennen.

Der schlank gewachsene Bursche an der Thür trug das Gewand eines christlichen Priesters, doch schien er Alexander zu jung für diese Stellung. Auch sollte er bald erkennen, daß der andere nicht war, was er schien, und daß er etwas Betrügerisches im Sinne trug; denn als diejenige zu ihm gestoßen war, auf die er gewartet haben mochte, tadelte sie ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit; er aber versetzte munter, daß es ihm zu heiß in der Verkleidung geworden. Dann holte er einen falschen Bart hervor und wies ihn der Frau, welche eine christliche Diakonissin zu sein schien, mit dem Rufe: „Das wird genügen!"

In schneller Rede, von der dem Horcher manches Wort entging, berichtete er sodann, Serapion habe heute viel gewagt und die Vorstellung ein häßliches Ende ge-

nommen; denn die Christin, die er so fein über den See gelockt, sei ängstlich geworden und habe zu wissen begehrt, wo sie sich befinde.

Da schrak die Diakonissin zusammen und bestürmte den Burschen mit leisen Fragen; er aber schob die Schuld auf den Philosophen, den der Meister gestern gefangen. Wie das Weib dann Näheres über das Vorgefallene zu wissen begehrte, erstattete er einen kurzen Bericht.

Es war derselbe Kastor, der in der Wohnung des Serapion heute morgen ein Rad geschlagen hatte, und dessen Geschicklichkeit dort so warm gelobt worden war.

Die schöne Agathe, begann er, habe sich, nachdem er sie am Mittag im Namen des Patriarchen Demetrius zu einer Versammlung geladen, gegen Sonnenuntergang am Fährhause eingefunden. Es sei ihr mitgeteilt worden, es solle den christlichen Jungfrauen mancherlei eröffnet werden, das keinen Aufschub dulde, besonders aber wolle man beraten, was der Forderung des Präfekten gegenüber, sich an einem Aufzug zu Ehren des Kaisers zu beteiligen, zu thun sei. Beim Fährhause habe die alte Dorothea das Mädchen in Empfang genommen und hieher geführt. Die Frau, die das Mädchen von drüben her begleitet, sei schwerlich die klügste gewesen; denn Dorothea habe sie leicht bestimmt, ihr während der Versammlung in ihre Wohnung zu folgen.

„Dort," fuhr der Verkleidete eilig fort, „wird die Wärterin des Mädchens wohl etwas Berauschendes mit dem Wein oder Fruchtsaft zu sich genommen haben, und sie schläft jetzt im Fährhaus oder wohin Dorothea sie sonst im Taumel führte; denn bei ihr durfte die Frau nicht erwachen.

„So war alles bestens aus dem Wege geschafft, was unbequem werden konnte, und nachdem der Syrer der schönen Agathe im Gewand eines christlichen Presbyters mitgeteilt hatte, was der Patriarch den Jungfrauen gebiete, führte ich sie zu der Bühne, auf der die Zuschauer die Geister durch das Fensterchen erblicken.

„Der Syrer hatte ihr geboten, so und so viele Gebete für die durch den Kaiser gefährdete Gemeinde zu sprechen, und — goldene Aphrodite! — wie gehorsam betrug sich das Schäfchen. Auf den Knieen und mit hoch erhobenen Armen und Augen flehte sie zu ihrem Gotte. Aber da . . . Hörst Du nichts? Es regt sich im Hause, und ich . . . Doch ich bin gleich am Ende.

„Sie sollte also dem Philosophen erscheinen, und wie der eine Weile wie verzückt durch das Fensterchen auf sie hingeschaut hat, ruft er plötzlich: ‚Korinna!‘ und wieder ‚Korinna!‘ und dazu allerlei unsinniges Zeug, obgleich ihm Serapion streng verboten hatte, auch nur einen Laut von sich zu geben. Natürlich ward das Fenster sogleich mit dem Vorhang verschlossen; Agathe hatte aber das Rufen gehört, und wie sie nun angstvoll zu wissen begehrte, wo sie sei und nach Hause verlangte, — da war Serapion wieder einmal groß. Du hättest mit anhören sollen, wie der Fuchs die Taube zu beschwichtigen wußte und mir zu gleicher Zeit zuraunte, was nun Deine Aufgabe ist.“

„Die meine?“ fragte das Weib verdrossen. „Wenn er denkt, ich setze um seines schönen Bartes willen meine Stellung in der Gemeinde aufs Spiel . . .“

„Gemach,“ fiel ihr Kastor beschwichtigend ins Wort. „Es handelt sich nicht um den Bart des Herrn, sondern

um schwerere Dinge. Zehn vollwichtige Solidi verspricht er, wenn Du die Agathe mit zu Dir nimmst oder über den See führst und Dir das Ansehen gibst, als habest Du sie vor Mysten oder Zauberern errettet, die sie zu irgend einem Zweck in ihre Mitte gelockt. Sie kennt Dich als christliche Diakonissin und folgt Dir gewiß. Wenn Du sie ihrem reichen Vater zurückgibst, gehst Du ebensowenig ganz leer aus. Sage ihm, Du habest ihre Stimme auf der Straße vernommen und ihr mit Hilfe eines wackern Greises — das bin ich — auf jede Gefahr hin Beistand geleistet. Fragt er nach dem Schauplatz Deiner Heldenthat, so bezeichne irgend ein Haus, nur nicht dies. Das Ganze schiebst Du wohl am besten dem Wunderthäter Hananja in die Schuhe, der es schon lang um uns verdient hat. Doch vorgeschrieben soll Dir nichts werden; denn Deiner Klugheit reicht die unsere doch nicht das Wasser."

„Schmeicheleien helfen mir nichts," unterbrach ihn das Weib. „Wo ist das Gold?"

Da reichte ihr Kastor die in Papyrus gewickelten Solidi und fuhr dann fort: „Nur noch einen Augenblick! Das weiße Gewand muß herunter. Die Kleine darf mich nicht wieder erkennen. Ich dringe mit Dir ins Haus, Du hast mich — einen alten, fremden Mann — auf der Straße gefunden und zu Hilfe gerufen. Verloren ist bei dem allen nichts als Dorotheas Ruf unter den Christen. Ja, wir werden sie aus der Stadt zu schaffen haben. Dich und die Agathe muß ich begleiten; denn es darf dem Mädchen unterwegs nichts Kränkendes widerfahren. Der Meister hat es dringend befohlen, und in dieser Nacht kommt so viel Schönheit nicht unangefochten

durch die lebhafteren Straßen. Ich habe dabei natürlich auch die Deine im Sinne."

Hier lachte Kastor munter auf, ballte das weiße Gewand zusammen, und als Alexander aus dem Versteck auf ihn hinsah, schüttelte er erstaunt den Kopf; denn der betrügerische Gesell, der eben noch so jugendfrisch und aufrecht dagestanden hatte, bot in der gebückten Haltung, die er eingenommen, und dem langen weißen Barte, den er sich schnell an das Kinn befestigt hatte, das Ansehen eines müden, ärmlichen Greises.

„Ich will Dich!" murmelte Alexander in seinem Versteck und erhob drohend die Faust gegen den Ränkeschmied, der mit der falschen Diakonissin ins Haus getreten war.

Serapion war also ein Betrüger und der vermeinte Geist Korinnas eine christliche Jungfrau, die man schmählich hinterging. Aber er wollte sie bewachen und den lachenden Ränkeschmied zur Rechenschaft ziehen.

Vor allem lag ihm daran, mit ihr in Verbindung zu bleiben. Das Glück seines Lebens, er fühlte es, hing davon ab. Die Götter hatten sie für ihn gleichsam vom Tode erweckt. In ihr sah er alles vereint, was ihm wert war. Ins Unbedeutende versank alles andere vor dem einen Wunsch, sie zu besitzen. Sie war in diesem Augenblick seine Welt, und was es außer ihr gab: die Häscher, die ihn bedrohten, der Vater, die Geschwister, die hübsche Ino, die er in der vergangenen Nacht treuer Liebe versichert, hatten aufgehört, für ihn zu sein.

Ganz erfüllt von dem Verlangen nach ihr, verwandte er keinen Blick von der Thür ihm gegenüber, und als das Ebenbild Korinnas endlich mit der Diakonissin, die

er Elisabeth nennen hörte, mit dem Kastor ins Freie getreten war, folgte Alexander dem ungleichen Kleeblatt, und er mußte die Füße heben; denn anfänglich gingen sie schnell und als fürchteten sie, eingeholt zu werden, in die nächste Gasse.

Vorsichtig hielt er sich dicht an den beschatteten Häusern, und als sie endlich stehen blieben, that er das Gleiche.

Die Diakonissin fragte jetzt die Jungfrau, wohin sie geführt zu werden wünsche. Wie sie aber verlangte, in ihrem Boote, das am Fährhause warte, heimzukehren, stellte die Diakonissin ihr vor, daß dies wegen der trunkenen Matrosen, die zu dieser Stunde das Ufer des Sees unsicher machten, nicht wohl angehe. Sie könne ihr darum nur raten, in ihrem Hause vorlieb zu nehmen, bis es wieder tage. Der freundliche Alte dort — und damit wies sie auf den Kastor — werde ihren Rudersklaven gewiß gern mitteilen, daß die Ihren wegen des Ausbleibens unbesorgt sein dürften.

Beide Frauen standen bei diesem Gespräch im hellen Mondschein, und die blassen Strahlen des Gestirnes der Nacht, die das schöne, unverschleierte Antlitz Agathens streiften, verliehen ihm jene bleiche, leichenhafte Färbung, die Alexander auf dem Bildnis Korinnas wiederzugeben versucht hatte. Da durchschauerte ihn abermals der Gedanke, daß sie eine auferstandene Tote sei, die ihn sich nachziehe, vielleicht in die Gruft, die sie verlassen.

Aber gleichviel! Hatten ihn auch die Sinne getäuscht bei allem, was er eben erlauscht, war das bleiche, unsagbar schöne Frauenbild dort eine Lamie, eine Empuse

aus Hekates finsteren Reichen — wie zu einem Freudenfest wollte er ihr folgen, wohin sie begehrte, nur um in ihrer Nähe zu bleiben.

Jetzt dankte Agathe der Diakonissin und schlug die Augen auf, um ihr ins Antlitz zu schauen, und das waren zwei große, dunkle, unter Thränen leuchtende Sterne, die eher allem andern glichen als jenen Augen, die ein Schreckgespenst sich selbst aus den Höhlen nimmt, um sie dem Verfolger wie Bälle oder Steine ins Antlitz zu schleudern. O, wenn diese Augen doch je so in die seinen schauen wollten, wie sie jetzt der trügerischen Frau warm und dankbar entgegen blickten!

Mühsam kämpfte er an gegen das Verlangen, dem freventlichen Spiele, das Ruchlose mit der holdesten Unschuld trieben, jetzt schon ein Ende zu machen, doch es gelang ihm; denn die Gasse war menschenleer, und wenn es zwischen ihm und dem gebückten Greise dort, dessen kräftige und geschmeidige Glieder er vorhin wahrgenommen hatte, zum Kampfe kam und er, Alexander, würde von einem Messerstich des Schurken getroffen, — denn als Ringer fühlte er sich jedem gewachsen — dann war Agathe des Beschützers beraubt und ganz und gar in die Hand des Betrügers gegeben. Das durfte nicht sein, und er hielt an sich, auch da er den Wohllaut ihrer Stimme vernahm und mit ansehen mußte, wie sie dem vermeinten Alten dankbar die Hand drückte, er aber sich mit väterlich freundlichen Geberden herausnahm, ihr den Scheitel zu küssen und ihr dann half, das Kopftuch über das Haupt zu ziehen. Die Straße des Hermes, wo die Diakonissin wohnte, sagte er, sei belebt, und die Gottesgabe der Anmut, womit der Himmel sie gesegnet

habe, werde dort ruchlose Sündenknechte anziehen, wie das Licht die Fledermäuse und Mücken.

Wie salbungsvoll klang dabei die Stimme des Heuchlers, und wie ernst und fromm wußte die falsche Diakonissin zu reden. Jetzt erst sah er, daß sie eine Frau in mittleren Jahren war, und mit wachsender Entrüstung fragte er sich, ob man den Göttern, die solchem verbrecherischen Scheusal so sanfte, gewinnende Züge schenkten, nicht vorwerfen dürfe, den Redlichen damit Fallstricke zu legen? In der That war das Antlitz dieses Weibes ebenso wohlgeformt wie sanft und gewinnend.

Alexander verwandte keinen Blick von Agathe, und sein Künstlerauge schwelgte im Anblick ihres elastischen Ganges und ihrer schlanken, wohlgebildeten Gestalt. Vor allem entzückte ihn die Art, wie sie das Haupt leicht nach vorn senkte, und so lang der Weg sie durch die stille Gasse führte, ward er nicht müde, sie mit lieblichen Dingen zu vergleichen: mit einer Mohnblume, deren Blüte den Stengel biegt, einer Weide, welche die Krone über das Wasser neigt, mit der pfeilfrohen Artemis, die, während sie im Mondenschein jagt, nach dem Wilde ausspäht.

Unbemerkt und mühelos war er den Dreien so bis zur Straße des Hermes gefolgt; dort aber ward seine Aufgabe schwerer; denn die Wege wimmelten von Menschen.

Zu fünf und sechs wandelten ältere Männer, die zu späten Zusammenkünften gingen oder von solchen zurückkehrten, in ernsten Gesprächen dahin, Priester und Tempeldiener kamen ermüdet von nächtlichen Weihen und Zeremonien; am zahlreichsten aber waren die Jünglinge und Männer, die bekränzt und unbekränzt, mehr oder weniger

trunken eben noch gezecht hatten, und die leichten Dirnen, die nach Begleitern ausschauten, oder, von heiteren Bewerbern umgeben und verfolgt, hier anzulocken strebten, dort abwiesen, was ihnen mißfiel.

Das Licht der Pechpfannen, das die Straße erhellte, spiegelte sich hier in begehrlich blitzenden, von Leidenschaft und Rausch glühenden Augen, dort im Waffenschmuck römischer Krieger. Die meisten gehörten zum Gefolge des Kaisers. Wie im Felde suchten sie auch im Frieden der Stadt den Sieg zu ertrotzen, und mancher Grieche überließ den wohlbegründeten Anspruch auf eine Schöne murrend, doch widerstandslos einem Tribun oder Centurio. Wo der Alexandriner höflich auswich, brachen sie sich Bahn oder stießen im sicheren Gefühle, die bevorzugten Stützen des Kaisers und in seiner Nähe unverletzbar zu sein, was ihnen im Wege stand, zur Seite.

Laut und rauh erschütterten ihre barbarischen Stimmen die Luft und brachten die Gespräche und Scherze der Griechen zum Schweigen, die selbst im Rausche und in ausgelassener Freude die Feinheit ihres Wesens bewahrten. Dafür begegnete den Kriegern nur selten ein freundlicher Blick aus dem Auge eines Alexandriners; den Mädchen aber war das Gold dieser wüsten Gesellen nicht weniger willkommen als das der Söhne ihres Volkes.

Das Feuer in den Pechpfannen beleuchtete auch manchen Auflauf, der sich blitzschnell bildete, wo Hellenen und Römer aneinander gerieten. Freilich gelang es den Lictoren und Bütteln der Stadt gewöhnlich sehr schnell, die Streitenden auseinander zu treiben; denn ein Befehl der Obrigkeit gebot ihnen, sich stets auf Seiten des Römers zu stellen.

Redende und streitende Männer, lachende und singende Weiberstimmen mischten sich in die Kommandorufe der Lictoren. Flöten- und Lautenspiel, Cymbel- und Tamburinklänge drangen aus den offenen Weinstuben und Garküchen auf die Straße, und von dem runden Venustempelchen her, bei dem der römische Arzt Melissa morgen früh aufzusuchen versprochen, ließ sich das Jauchzen und Gelächter ausgelassener Liebespaare am lautesten vernehmen.

Sonst war die kanopische Straße die belebteste der Stadt, in dieser Nacht aber hatte die des Hermes ihr den Rang abgelaufen; denn sie führte zu der Wohnung des Caracalla im Serapeum, und von ihm aus ergoß sich ein Strom von Vergnügungssüchtigen in die Hochflut derer, die heranwogte, um einen Blick auf den Glanz des kaiserlichen Hofhaltes und das Lager auf dem Serapeumsplatze zu werfen.

Die ganze Straße glich einem Festsaal, und Alexander hatte der Jungfrau und ihrem Begleiter oft von den Säulengängen neben den Häusern auf den Fahrweg zu folgen; denn hier galt es dem Gedränge, dort einzelnen Trunkenen, Zudringlichen oder Händelsuchenden auszuweichen.

Dennoch verstand der falsche Greis, dem Mädchen, dessen Gestalt und Antlitz das Kopftuch den Vorübergehenden verbarg, so geschickt Bahn zu brechen, daß sich dem Alexander keine Gelegenheit bot, ihr beizuspringen und ihr seine Hingebung durch eine mannhafte That zu beweisen.

Daß es seine Pflicht sei, die Jungfrau vor der Gefahr zu behüten, eine ganze Nacht unter dem Schutz

dieser käuflichen Betrügerin und ihres ruchlosen Spieß-gesellen zuzubringen, hatte der Jüngling sich schon lange gesagt, doch der Gedanke, daß ein Angriff auf ihre Begleiter sie den Blicken der Menge aussetzen und sie in eine schlimme Lage bringen werde, hielt ihn noch zurück.

Jetzt blieben die drei unter dem Säulengange zur Linken der Straße stehen. Kastor ergriff von neuem die Hand der Jungfrau und verhieß ihr beim Abschiednehmen mit lauter Stimme, sie morgen früh aufzusuchen, um sie an den See zu begleiten; Agathe aber dankte ihm wieder warm und herzlich.

Da war es, als treibe der Sturm die Mäßigung Alexanders in alle Winde, und bevor er sich dessen selbst versah, stand er zwischen dem Betrüger und der jungen Christin, trennte ihre Hände mit einem raschen Griffe, schlug die starke Rechte um den Unterarm des Kastor, hielt Agathes Linke mit der seinen fest und rief ihr zu: „Man treibt ein verruchtes Spiel mit Dir, schöne Jungfrau, und auch dies Weib hintergeht Dich. Der dort" — und damit gab er den Arm des Verkleideten, der sich wütend, doch vergeblich, ihm zu entringen versuchte, frei und riß ihm den falschen Bart vom Antlitz — „ist ein verruchter Betrüger."

Da schrie Agathe, die bis dahin sich gleichfalls von seiner Hand zu befreien versucht hatte, hell auf vor Schreck und Entrüstung; der entlarvte Uebelthäter aber zog dem Gegner mit einem behenden Griff die Kapuze der Caracalla vom Haupt, sprang ihm mit der Wut und Gewandtheit eines Panthers an den Hals und rief in schneller Geistesgegenwart um Hilfe.

Auch Kastor war stark, und während Alexander sich

bemühte, ihn mit der Rechten von sich abzuwehren, ohne die Hand Agathes freizugeben, zog das Geschrei der Diakonissin und ihres Spießgesellen immer mehr Menschen herbei.

Im Nu waren sie rings von Neugierigen umgeben, die lachend und scheltend die Ringenden anfeuerten oder sie zur Ruhe verwiesen. Während es aber dem Künstler eben gelang, dem Gegner die Hand umzubiegen, und ihn zu einem Kniefall zu zwingen, schrie hinter ihm eine hohe Stimme in triumphirender Schadenfreude: „Da säße denn der Spottvogel im Garn. Wer heißt auch den Fuchs den Hasen würgen, während der Jäger ihm nachsetzt!“

„Zminis!“ rief Alexander bestürzt, und jetzt erst wurde ihm voll bewußt, daß Freiheit und Leben hier auf dem Spiel ständen. Wie der Hirsch, den die Meute umringt, wandte er das Lockenhaupt, nach einem Ausweg spähend, hierhin und dorthin, und als sein Blick wiederum die Stelle traf, wo sein Gegner gestanden hatte, fand er sie leer; denn der flinke Gaukler hatte sich behende aus dem Staube gemacht und unter der Menge verloren.

Aber des Künstlers Blick war auch einem Augenpaare begegnet, das ihn mit seiner ruhigen Klarheit sich selbst zurückgab und ihn aufrief, nach Sammlung und Besonnenheit zu ringen. Es war das seiner Schwester Melissa, die, während sie mit ihrer Begleiterin den Auflauf umging, die Stimme des Bruders erkannt hatte. Trotz der eifrigen Mahnung der Schaffnerin, sich nicht in das Gedränge zu mischen, war sie vorwärts gedrungen und hatte sich, während die Sicherheitswächter den Auflauf

auseinandertrieben, dem unvorsichtigen, schwer gefährdeten Liebling genähert.

Alexander hielt immer noch die Hand Agathes in der seinen.

Zitternd und von Todesangst ergriffen wußte die Jungfrau nicht, wie ihr geschah. Ihr greiser Begleiter war ein junger Bursche und also ein Betrüger. Was sollte sie von der Diakonissin halten, die gemeinsame Sache mit ihm machte, was von dem herrlichen Jüngling, der die Schändlichen entlarvt und sie vielleicht vor dem furchtbarsten Schicksal errettet hatte?

Wie bei einem schweren Ungewitter Blitz auf Blitz, so folgte in dieser gräßlichen Nacht ein Schrecknis dem andern, um ihr, die an ein stilles Leben unter guten, friedfertigen Menschen gewöhnt war, den Geist zu verwirren.

Jetzt legte der Sicherheitswächter die Hand an denjenigen, der mutig für sie eingetreten war und dessen helle Augen sie so treu und liebevoll angeschaut hatten. Ins Gefängnis wollte man ihn führen, und so war auch er vielleicht ein Verbrecher. Bei diesem Gedanken versuchte sie ihm die Hand zu entziehen; er aber ließ sie nicht los; denn die Diakonissin war ihr genaht und gebot ihr im Tone frommer Entrüstung, sich fortzuheben von dieser Stätte des Greuels und ihr in ihr friedliches Heim zu folgen.

Was sollte sie thun?

Angstvoll, unschlüssig, hier von Betrug, dort von Gefahr und vielleicht von Schande bedroht, schaute sie erst auf die Diakonissin, dann auf Alexander, der trotz der Drohungen des Sicherheitswächters den Blick bald auf

ihr ruhen ließ, bald nach der Stelle hin schaute, wo er die Schwester gesehen.

Die Lictoren, welche die Menge zurückhielten, hatten auch Melissa den Weg vertreten, aber während das bittende Auge Agathes das des Künstlers traf und es ihm war, als dränge sich ihm alles Blut in das Herz und Antlitz, gelang es der Schwester, sich an seine Seite zu schmiegen.

Und wieder gab ihr Anblick ihm die Fassung zurück, deren er so nötig bedurfte; wußte er doch, daß im nächsten Augenblick seine Hand, die jetzt noch die Agathes festhielt, gefesselt sein werde; denn Zminis hatte seinen Leuten befohlen, an Stelle der in dieser wilden Nacht schon verbrauchten Stricke und Ketten neue zu holen.

Diesem Umstand verdankte er es allein, daß man ihn noch nicht gebunden fortgeführt hatte. Und es lag ihm ja noch ob, die Jungfrau vor der Diakonissin zu warnen, die sie sich nachzuziehen versuchte.

Jetzt sagte ihm der schnelle Geist, daß Agathe seiner Schwester eher Glauben schenken würde als ihm, den der Aegypter mehr als einmal einen Missethäter genannt, und wie er die Schaffnerin des Polybius seiner Melissa atemlos, mit wirrem Haar und verschobenem Peplos nachdrängen sah, hellte sich ihm die Seele noch mehr auf; denn mit dieser wackeren Frau trat eine neue Zeugin auf den Plan. Sie mußte Agathe wohl kennen, wenn sie wirklich die Tochter des Zeno war.

Schnell gefaßt verlor er keinen Augenblick, und während Zminis mit seinen Leuten wegen des Gefängnisses verhandelte, wohin man den „Hochverräter" zu führen habe, sobald die erwarteten Fesseln da seien, gab er die

Hand des Christenmädchens frei, legte sie in die Melissas und rief: „Das ist meine Schwester, die Braut des Diodor, des Sohnes des Polybius, eueres Nachbars, wenn Du die Tochter des Zeno bist. Sie soll Dich beschützen.“

Agathe hatte indes die Schaffnerin erkannt, und als diese des Künstlers Rede bestätigt, und die Christin Melissa ins Antlitz geschaut hatte, erkannte sie mit dem sicheren Unterscheidungsvermögen eines unschuldigen Frauenherzens, wem sie hier zu trauen habe.

Wie eine Hilfesuchende legte sie den Arm um Melissa, und sogleich wandte die Diakonissin sich mit gut gespielter Entrüstung von ihr ab und eilte in das offene Haus.

Das alles hatte wenige kurze Minuten in Anspruch genommen; als aber Alexander die beiden Wesen, die er am meisten liebte, vereint und Agathe von der Betrügerin getrennt, gerettet und unter gutem Schutze sah, atmete er hoch auf, und wie von einer schweren Last befreit, rief er der Schwester zu: „Sie heißt Agathe, und ihr, dem Ebenbilde der verstorbenen Korinna, gehört von nun an mein Leben. Du sollst es ihr sagen, Melissa.“

Dabei suchte sein heißer Liebesblick das Auge der Christin, und als sie ihn errötend mit dankbarer Innigkeit erwiderte, begann sein frohes Antlitz wieder in der alten übermütigen Daseinslust zu strahlen, und seine Blicke wandten sich abermals auf die Menge.

Was ihm dort wohl begegnet sein mochte?

Melissa sah es plötzlich in all seinen Zügen hell aufblitzen und leuchten, und als der Aegypter Zminis eben dem Büttel winkte, der sich mit einem Seil in der hochgehobenen Hand durch die Nachtwandler Bahn brach, ließ er die ersten Takte eines Schelmenliedes laut erschallen.

Schon im nächsten Augenblicke tönten sie vielstimmig, und als gäbe sie das Echo zurück, aus der Menge wider.

Es war der Ruf, womit die Knaben von der Timagetischen Ringbahn die Genossen zu Hilfe gerufen hatten, wenn sie von denen aus dem Gymnasium der Dioskuren, mit denen sie in Fehde lebten, überfallen worden waren; Alexander aber hatte seine Gespielen Jason und Pappus, den Bildhauer Glaukias und viele andere Künstler auf der Straße bemerkt. Die Beistand heischenden Takte waren verstanden worden, und bevor noch der Sicherheitswächter Zeit fand, dem Untergebenen den Strick abzunehmen, war die Schar der Maler und Bildhauer unter Führung des Glaukias durch die Reihe der Wächter gedrungen, hatte den Alexander in die Mitte genommen und war mit ihm singend und jubelnd von dannen geeilt.

„Folgt ihm! Haltet sie auf! Entreißt ihn den Schurken! Bringt ihn tot oder lebendig! Kaiserlicher Lohn demjenigen, der ihn einfängt!" rief der Aegypter, schäumend vor Wut, den Häschern zu und stellte sich selbst an ihre Spitze; doch die alexandrinischen Nachtschwärmer, von denen viele die Künstler kannten und stets bereit waren, den Sykophanten und Häschern das Spiel zu verderben, drängten sich dicht zwischen die Fliehenden und die Verfolger zusammen und verlegten ihnen den Weg.

Wohl gelang es den Lictoren und Bütteln endlich, sich durch den vielköpfigen schreienden und tobenden Wall von Männern und Weibern zu drängen; doch als sie wieder freiere Bahn fanden, hatte der Künstlerhaufe sich längst in eine Nebengasse geschlagen.

Elftes Kapitel.

Vielleicht wäre es auch um Melissas Freiheit geschehen gewesen, wenn der um einen schönen Erfolg betrogene Zminis, nicht außer sich vor Wut, dem Entflohenen in eigener Person nachgeeilt wäre.

Melissa brauchte das Haus, in dem ihr Verlobter ruhte, nicht mehr zu suchen; denn Agathe, der sie es beschrieb, kannte es wohl. Sein Besitzer Proterius war ein vornehmes Mitglied der Christengemeinde, und sie hatte den Vater mehrmals zu ihm begleitet.

Unterwegs teilten die Mädchen einander mit, wie sie zu so ungewöhnlicher Zeit auf die Straße gekommen, und als Melissa von Agathes wunderbarer Aehnlichkeit mit der verstorbenen Tochter des Seleukus sprach, die dem Alexander gewiß Anlaß gegeben, ihr zu folgen und sie zu beschützen, berichtete die Christin, wie oft man sie schon mit Korinna, der so jung dahingegangenen Tochter ihres Oheims, verwechselt habe. Sie selbst sei der Verstorbenen vor Jahren zum letztenmal begegnet; denn Korinnas Vater habe sich mit dem ihren entzweit, seit er sich offen zum christlichen Glauben bekenne. Der

dritte Bruder, Theophilus, der Oberpriester des Serapis, habe sich versöhnlicher gezeigt, und seine Gattin Euryale sei ihr von allen Frauen die liebste.

Bald ergab es sich, daß auch Agathe die Mutter verloren, und das führte die Mädchen so schnell einander näher, daß sie wie Schwestern oder eng verbundene Freundinnen Hand in Hand neben einander hinschritten.

Vor dem Hause des Proterius hatten sie nicht lange zu warten; denn Andreas war im Vorsaale mit der Zurüstung der Sänfte für den Diodor beschäftigt, und der Arzt Ptolemäus leistete ihm dabei hilfreiche Hand.

Wohl zeigte der Freigelassene sich überrascht, als Melissa ihn anrief, wohl tadelte er ihr neues Wagnis, doch freute ihn ihr Erscheinen; denn, obgleich dies kaum im Bereich des Möglichen gelegen hatte, war es ihm doch mehrmals, wenn nahende Schritte sich hören ließen, gewesen, als müße sie kommen, um ihm zu helfen.

So hörte man es seinen Verweisen auch deutlich genug an, daß ihr Wagestück ihm vielleicht ebenso löblich wie tadelnswert erscheine. Er zeigte sich so heiter, wie sie den ernsten Mann sonst nur unter seinen Blumen gesehen. Ein Schmeichelwort hatte sie noch nie von seinen Lippen vernommen; als aber Agathe vor seinen Augen den Arm um ihre Schulter legte, wies er auf sie hin und rief dem Arzte mit einem liebenswürdigen Lächeln zu: „Wie zwei Rosen an einem Stengel!“

Er hatte auch Grund, sich zu freuen; denn der Zustand des Diodor hatte sich nicht verschlimmert, und Galenus einen Besuch bei den Kranken im Serapeum in Aussicht gestellt. Daß Melissa und Agathe einander gefunden, hielt er für eine gnädige Fügung des Himmels,

und das glückliche Entkommen des leichtfertigen Alexander nahm ihm eine Last von der Seele.

Willig gab er Melissas Bitte nach, sie und Agathe zu dem Kranken zu führen, doch gestattete er ihnen nur kurze Zeit bei dem Schlummernden zu bleiben und ersuchte dann die Diakonissin, den Mädchen, die der Ruhe bedürften, ein Zimmer anzuweisen.

Die Matrone erhob sich sogleich; Melissa aber bat jetzt mit banger Dringlichkeit, bei dem Kranken bleiben zu dürfen und blickte besorgt auf die Schlüssel in der Hand der strengen Matrone.

Da raunte Andreas ihr zu: „Du meinst, ich wolle Dich hindern, der Sänfte zu folgen? — Doch Du irrst, und was würd' es mir auch nützen? Du drängst Dich durch die Wachen zu den hohen Herren vom Senat, Du findest den Weg über den See, durch die Nacht und das trunkene Volk auf der Straße; schlöss' ich Dich ein, so wagtest Du wohl gar einen Sprung durch das Fenster. Nein, nein. Ich bekenne, daß Du meine Bedenken besiegtest. Ja, wolltest Du uns jetzt Deinen Beistand entziehen, so müßten wir Dich bitten, ihn uns doch zu gewähren. Aber der Arzt wünscht, den Diodor bis Tagesanbruch völlig ungestört zu lassen. Er hat sich jetzt ins Serapeum begeben, um ihm einen guten Platz zu verschaffen. Auch Dir thut Ruhe not; doch zur rechten Zeit wirst Du gerufen. Folgt jetzt der Witwe Katharina. Wegen der Deinen," und damit wandte er sich an Agathe, „sei unbesorgt. Ein Knabe ist schon unterwegs zu Deinem Vater und meldet ihm, wo Du Unterkunft fandest."

In dem Zimmer, das die Diakonissin den Mädchen

öffnete, stand das große Lager, das Proterius, der Besitzer des Hauses, in früheren Jahren mit seiner längst verstorbenen Gattin geteilt. Jetzt streckten sich die neuen Freundinnen darauf aus; doch so müde sie auch waren, schien es beide nicht nach Schlaf zu verlangen. Sie waren so froh, sich gefunden zu haben und hatten einander so viel zu fragen und zu berichten.

Sobald die Witwe Katharina eine dreiarmige Lampe entzündet und sie verlassen hatte, begann ihr Geplauder.

Das Haupt der anschmiegenderen Agathe ruhte auf der Schulter Melissas, und wenn diese der anderen in das schöne Antlitz schaute, und es ihr in den Sinn kam, mit wie tiefer Leidenschaft das Ebenbild dieser Jungfrau den leichtfertigen Bruder erfüllt hatte, oder wenn ein gutes Wort der Christin ihr besonders zusagte, streichelte sie ihr das aufgelöste, in vollen Wellen niederfließende braune Haar.

Es bedarf ja nur einer gemeinsamen Empfindung, eines geteilten Erlebnisses, einer in einsamer Vertraulichkeit verbrachten Stunde, um die Herzen zweier Mädchen einander nahe zu bringen, und diesen beiden war es, als sie unbelauscht und Schulter an Schulter dem Morgengrauen entgegenharrten, als hätten sie von der Wiege an Lust und Schmerz miteinander geteilt.

Dazu festigte sich das weichere Gemüt Agathes gleichsam an der bewußten Willensstärke, die manches Wort Melissas verriet, und wenn die Christin mit rührender Einfalt der Heidin das liebreiche mitleidige Herz eröffnete, war es dieser, als blicke sie in eine ihr neue, doch sie mächtig anziehende Welt.

Dazu wollte die hohe Schönheit Agathes der

Künstlertochter wie etwas Göttliches erscheinen, und oft weilte ihr Blick andächtig auf den reinen, ebenmäßigen Zügen der Christin.

Als Agathe sie nach dem Vater fragte, entgegnete Melissa kurz, er sei seit dem Tode der Mutter oft recht bekümmert und rauh, doch im Grunde des Herzens liebreich und gut. Dagegen sprach die Christin mit glühender Begeisterung von der warmen Menschenfreundlichkeit des edlen Mannes, dem sie das Leben verdankte, und das Bild, das sie von ihrer Umgebung entwarf, war so beschaffen, daß es der Heidin schwer fiel, daran zu glauben.

Ihr Vater Zeno, versicherte Agathe, lebe in stetem Kampfe gegen das Leid und Elend des Nächsten, und es gelinge ihm auch, Glück und Wohlsein um sich her zu verbreiten. Die Aermsten stünden seinem liebreichen Herzen am nächsten, und drüben auf ihrem Gute habe er lauter Sieche und Unglückliche um sich versammelt. Ihr sei die Wartung der Kinder überlassen, und die Kleinen hingen an ihr, als sei sie ihre Mutter. Sie habe ja auch weder Bruder noch Schwester; und nun wandte das Gespräch sich auf den Alexander, von dem Agathe mehr und immer mehr zu wissen begehrte.

Und wie gerne sprach Melissa von dem heiteren Künstler, der bis dahin der Sonnenschein ihres freudlosen Daseins gewesen.

Es gab auch viel Günstiges von ihm zu berichten; denn wie hoch schätzten die besten Meister sein Können, trotz seiner Jugend, wie treu hingen seine Genossen an ihm, wie wohl verstand er es, den Vater aus dem düstern Unmut zu reißen. Dabei fiel ihr mancher liebenswürdige und großmütige Zug ein, von dem man ihr erzählt

oder den sie mit erlebt hatte. Von dem ersten Ersparten hatte er den Genius mit der gesenkten Fackel auf dem Grabe der Mutter in Erz gießen lassen, um den Vater damit zu erfreuen. Einmal war er halb tot nach Hause gebracht worden, nachdem er ein Weib und ein Kind aus dem Wasser gezogen und vergeblich versucht hatte, auch das zweite zu retten. Wild und unbändig konnte er freilich sein, aber seiner Kunst und der Liebe zu ihr und den Seinen war er doch niemals untreu geworden.

Wie groß öffneten sich die Augen Agathes, wenn Melissa ihr Schönes von dem Bruder erzählte, wie ängstlich schmiegte sie das Haupt an die Brust der neuen Freundin, als diese ihr vertraute, wie sie sich in orgiastischer Erregung mit dem Geliebten zusammengefunden.

Entsetzt, als bedrohe sie selbst etwas Schreckliches, griff sie nach der Hand der Schwester des Künstlers, während sie mit anhörte, wie so mancher Gefahr der Wagehals Alexander glücklich entronnen.

Dergleichen war Agathe auf dem einsamen Christensitze jenseits des Sees nie zu Ohren gekommen, und es erschien ihr wie die Erzählungen kühner Seefahrer den ruhigen Ackerbauern, zu denen der Sturm sie verschlägt.

„Weißt Du," rief sie dazwischen, „daß mir das alles sehr wohl gefällt, obgleich es der Vater gewiß tadeln würde! Wo Dein Bruder das Leben aufs Spiel setzt, thut er es immer für andere, und das ist schön, das ist das Höchste. Wie der Cherub mit dem flammenden Schwerte kommt er mir vor. Doch Du kennst ja nicht unsere heilige Schrift."

Da wünschte Melissa mehr über das Buch zu hören,

dessen Andreas oft vor ihr gedacht hatte; doch es pochte an die Thür, und sie erhob sich schnell von dem Lager.

Agathe folgte ihr sogleich und ließ es sich nicht nehmen, nachdem eine Sklavin frisches Wasser gebracht, der Freundin die Tücher zu reichen, ihr dann das volle Haar neu zu ordnen, ihr die Spange an den Peplos zu stecken und die Falten des Gewandes zu ordnen.

Ihr, die sich so lange nach einer Schwester gesehnt, war es, als habe sie in Melissa eine solche gewonnen, und während sie sich ihr dienstlich erwies, küßte sie ihr Augen und Mund und bat sie mit liebenswürdiger Dringlichkeit, sie heute oder morgen zu besuchen, nachdem sie für den Bräutigam das Ihre gethan. Der Vater müsse sie kennen lernen, und es verlange sie auch, ihr ihre armen Kinder, ihre Hunde und Tauben zu zeigen. Sie, Agathe, werde auch zu ihr kommen, wenn sie bei dem Polybius weile.

„Und dort,“ unterbrach sie Melissa, „findest Du wohl auch meinen Bruder.“

Da rief die Christin lebhaft: „Auch ihn bringst Du zu uns. Der Vater wird ihm Dank sagen wollen.“

Hier stockte sie und fügte ängstlich hinzu: „Wenn er nur nicht wieder das Leben so unvorsichtig aufs Spiel setzt.“

„Im Hause des Polybius,“ beruhigte sie Melissa, „wird man ihn gut verstecken, und Andreas hält ihn schon fest.“

Damit küßte sie Agathe noch einmal und näherte sich der Thür; doch die Christin hielt sie zurück und raunte ihr zu: „Wir haben auf dem Gute des Vaters einen Versteck, wo keiner ihn findet. Es ward schon mancher aus der Gemeinde, den sie verfolgten, dort auf

Wochen und Monde verborgen. Wenn sie ihn ernstlich bedrohen, so führst Du ihn zu uns. Wir sorgen gern für seine Sicherheit und alles. Denke nur, wenn sie ihn fingen, käme er doch um meinetwillen ins Unglück, und ich würde nie wieder ruhig. Versprichst Du, ihn zu uns zu führen?"

„Gewiß," versetzte Melissa und eilte in den Vorsaal, wo der Arzt und Andreas ihrer harrten.

Die Männer hatten wohlgethan, sich des Beistandes des Mädchens zu versichern; denn sie verstand es wie wenige, mit Kranken umzugehen, seit sie die Mutter gepflegt.

Erst auf der Straße bemerkte Melissa, daß die Diakonissin Katharina die Sänfte begleitete. Sie mußte sich mit dem Transport des Leidenden in das Serapeum versöhnt haben; denn sie zeigte wieder die freundliche Ruhe, die dem Mädchen bei ihrer ersten Begegnung so wohlgefallen hatte.

Die Straße, durch die sie in der ersten Morgenfrühe dahinschritten, war still geworden, und ein zarter Dunst, hinter dem sich das goldene Licht der neu aufsteigenden jungen Sonne ahnen ließ, verschleierte den Horizont.

Es that wohl, die frische Morgenluft zu atmen, und es gab in dieser frühen Stunde niemand, dem man hätte auszuweichen brauchen als Bauern und Bäuerinnen, welche die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder auf Eseln und Ochsenkarren zu Markte führten. Auf dem Fahrdamm rührten schwarze Stadtsklaven die Besen. Hier und da gingen auch Gruppen von Männern, Weibern und Kindern zur Arbeit in den Fabriken, die in der geschäftigen Stadt nur kurze Zeit ruhte. An den Läden der Bäcker und

Lebensmittelverkäufer öffneten sich die Thüren, in den offenen Werkstätten der Schuster und Metallarbeiter ging man ans Werk oder entzündete die Feuer, und Andreas winkte dem Zuge der Sklavinnen zu, die vom Gute des Polybius kamen und, in langer Reihe fortschreitend, die großen Milchkrüge und Gemüsekörbe auf ihrem Kopfe mit dem zierlich gebogenen Arm stützten.

Ueber dem Aspendiakanal, den sie bald überschritten, schwebte der Dunst wie dichter weißer Rauch und entzog die Formen und das Standbild der Stadtgöttin auf dem steinernen Geländer der Brücke den Blicken derer, die sich auf dem Fahrdamme hielten. Die Blätter der Nilakazien am Rande der Fahrstraße, ja das Gestein der Häuser und Bildsäulen, das der Nachttau befeuchtete, erschienen wie erfrischt und neu gewaschen, und vom Serapeum her trug der leichte Morgenwind einzelne Töne des Gesanges, den ein Priesterchor dort angestimmt hatte, um, wie allmorgendlich, den Triumph des Lichtes über die Finsternis zu feiern.

Wie das kühle Wasser vorhin, so ermunterte jetzt die Frische der Morgenluft die Jungfrau, der die vergangene Nacht so wenig Ruhe gebracht. Es war ihr, als überschreite sie mit der ganzen Natur die Schwelle des jungen, zu neuem Leben und Wirken ladenden Tages.

Zuweilen schien eine Flamme von der Fackel des Lucifer einen Streifen des Frühnebels zu verzehren, und den Phöbus Apollon, dessen Strahlendiadem auf Augenblicke aus den Dünsten hervortrat, begleiteten — Melissa meinte sie vor sich zu sehen — die Horen, die Stunden des Tages, in anmutigem Tanz und bestreuten den Weg des Sonnenwagens mit Blumen. Das alles war so schön

wie der priesterliche Gesang, die würzige Reinheit des Aethers und die aus Erz gegossenen und aus Marmor gehauenen Werke der Kunst, die sie auf der Brücke, am Isis- und Anubistempel zur Rechten der Straße, zwischen den Säulengängen der vornehmsten Häuser, an den öffentlichen Brunnen und überall, wohin sie das Auge wandte, erblickte.

Der Geliebte, den man dicht vor ihr in der Sänfte dahintrug, war auf dem Wege zu dem Heilkünstler, in dessen Hand es lag, ihm Genesung zu schenken. Es war ihr, als gebe ihr die Hoffnung selbst das Geleite.

Seit die Liebe sich in ihrer Brust zu voller Blüte entfaltet, war ihr stilles Leben ereignisvoll geworden. Das meiste, das sie erfahren, hatte sie mit schwerer Besorgnis erfüllt. Ernste Fragen, an die sie früher nie gedacht, waren an sie herangetreten, und dennoch hatte sie in dieser kurzen, sorgenvollen Zeit die frohe Empfindung gewonnen, jung zu sein und, auf sich selbst gestellt, etwas Rechtes zu vermögen.

Diese letzten Stunden hatten ihr gezeigt, daß ihr Kräfte zu eigen seien, von deren Besitz sie noch gestern früh nichts gewußt. Sie, die sich jeder Laune des Vaters willig gebeugt und aus Liebe widerstandslos gethan hatte, was die Brüder von ihr verlangten, wußte jetzt, daß sie einen eigenen Willen besitze und stark genug sei, ihn zur Geltung zu bringen, und auch das hob die Freudigkeit, die sie an diesem Morgen erfüllte.

Alexander, die alte Sklavin Dido und Diodor hatten ihr wohl gesagt, daß sie schön sei, doch sie alle sahen sie ja mit dem Auge der Liebe an, und darum war sie immer der Meinung gewesen, daß sie ein recht wohl-

gebildetes, doch in jeder Hinsicht bescheiden begabtes Mädchen sei, dem es bevorstehe, still zurückgezogen im Dienste des Vaters abzublühen und zu verwelken. Jetzt wußte sie, daß sie schön sei, nicht nur, weil sie es gestern im Gedränge von so vielen gehört und Agathe es so fest behauptet, während sie ihr das Haar geordnet hatte, sondern auch weil es eine innere Stimme ihr sagte, und schon um des Geliebten willen glaubte sie ihr gern.

Sonst wäre sie nach ähnlichen Anstrengungen und so vielen durchwachten Stunden müde zum Umsinken gewesen, heut aber fühlte sie sich frisch wie die Vögel, die in den Kronen der Mimosen zur Seite der Fahrstraße das erstandene Licht mit hellem Gezwitscher begrüßten.

„Die Welt ist doch schön," dachte sie; doch im nämlichen Augenblick gebot die ernste Stimme des Andreas den Sänftenträgern, in eine finstere Seitengasse einzubiegen, welche wenige hundert Schritte vor dem Rhakotiskanal in die Hermesstraße mündete.

Wie sorgenvoll der Freigelassene aussah!

Des früheren Sklaven und Christen Welt war nicht die ihre. Das sollte sie recht deutlich erkennen, als man die Sänfte des Diodor zu einem der ersten Häuser in der Seitengasse führte.

Es war ein großes, schmuckloses Gebäude mit wenigen hochgelegenen Fenstern und, wie Melissa bald erfuhr, eine christliche Kirche.

Bevor sie noch ihrem Erstaunen Ausdruck geben konnte, bat sie der Freigelassene, sich wenige Augenblicke zu gedulden; es sollten hier die Dämonen der Krankheit durch Beschwörungen gezwungen werden, den Leidenden zu verlassen.

Dabei wies er auf ein Bänkchen in dem breiten nur wenige Schritte tiefen Vorraume der Kirche. Dann winkte er den Sklaven, und diese trugen die Sänfte in einen langen, nicht sehr hohen Saal mit flacher Decke.

Vom Vorhause aus nahm Melissa nun wahr, wie dort ein priesterlich gekleideter Christ, den sie den Exorcisten nannten, allerlei Beschwörungen über den Kranken sprach, und die anderen hörten ihm so aufmerksam zu, daß sie auf eine gute Wirkung seiner ihr unverständlichen Formeln zu hoffen begann.

Dabei kam ihr in den Sinn, daß ihre alte Sklavin Dido, die vielen Göttern anhing, neben heidnischen Amuletten auch ein Kreuzchen am Halse trug, das ihr eine Christin geschenkt. Auf die Frage, warum sie, die Heidin, dies anlege, hatte die Alte erwidert: „Man kann nicht wissen, was hilft.“ — Vielleicht blieben auch die Beschwörungen des Exorcisten nicht ohne gute Wirkung auf den Geliebten, zumal ja der Christengott groß sein mußte und gut.

Sie versuchte auch selbst die Seele im Gebet zu den Manen der verstorbenen Mutter zu erheben; was sie aber in dem Vorraum erblickte, zerstreute sie und erfüllte sie mit Entsetzen; denn dort standen einige Männer und Greise und zerfleischten sich selbst mit wuchtigen Geißelhieben den Rücken. Ja, ein weißhaariger Alter reichte einem kräftigen Burschen, dem das Blut von den Schultern troff, die Peitsche von Nilpferdhaut und bat ihn, seinen lieben Bruder, so innig, als handle es sich um eine Gnade, ihn die Geißel fühlen zu lassen. Doch der andere verweigerte ihm dies, und nun sah sie, wie der schwache Greis sich abmühte, die Peitsche gegen sich selbst zu gebrauchen.

Das alles entzog sich durchaus ihrem Verständnis und erschien ihr darum widrig. Wie abgezehrt und häßlich waren auch die Glieder der Leute, die hier solchen Frevel gegen den eigenen Leib, den schönen Tempel der göttlichen Seele, verübten!

Als die Sänfte wenige Minuten nach dem Eintritt in die Kirche diese wieder verließ, hatte sich der Sieg des Tagesgestirns über die Nebel entschieden, und die Morgensonne erhob sich mit blendendem Glanz am wolkenlosen Himmel. Wie in Licht gebadet schien alles rings umher; doch die schrecklichen Bilder aus dem Büßerraum warfen Schatten in die lichte Freudigkeit, die sie eben noch erfüllt hatte.

Bang und bedrückt nahm sie Abschied von der Diakonissin, die sie zufrieden und erhobenen Hauptes in der Hermesstraße verließ, und folgte der Sänfte, bis sie den weiten Platz des Serapeums betraten.

Da wich wie auf den Wink eines Zauberers alles von ihr, was ihr die Seele verfinstert; denn vor ihr erhob sich auf dem für die Ewigkeit gefestigten Unterbau von Felsen und wohlgefügten Quadern das aller Götter würdigste Bauwerk auf Erden, der Riesentempel des großen Serapis. Dem blauen Himmelsgewölbe strebte, als wolle sie mit dem eigenen Glanz die Schwesterwölbung ihr zu Häupten begrüßen, die herrliche Kuppel entgegen. Das Kupfer, womit sie gedeckt war, glänzte und gleiste wie eine zweite Sonne. Von der breiten Front des Tempels schaute ihr alles entgegen, was der Anbetung der Sterblichen und ihrer Verehrung genoß; denn aus Marmor gehauen und aus Erz gegossen standen auf dem Dache dieses Heiligtums auf Säulen und Konsolen, in

Nischen und als Träger der Brüstungen und Altane die Statuen aller Tafelgenossen des olympischen Festmahles, und außer ihnen die Bildsäulen und Büsten der Helden und Könige, der Philosophen, Dichter und Künstler, deren Thaten und Werke ihnen die Unsterblichkeit erworben.

Von Kind an hatte Melissa zu diesem Gotteshause mit stolzer Bewunderung aufgeschaut; denn jede Kunst hatte ihr Bestes gethan, damit es nicht seinesgleichen habe auf Erden. In ihrer lieben Vaterstadt war es entstanden, und die Mutter, die sie oft in das Serapeum geführt, wo sie Trost für mancherlei Sorgen und Enttäuschungen suchte, hatte sie gelehrt, es zu lieben. Daß es ihr später verleidet worden war, vergaß sie in solcher Stimmung.

So reich und bunt belebt hatte sie die Umgebung des Wunderbaus noch nie gesehen.

Seine dem Platz zugekehrte Vorderseite wurde in dieser frühen Stunde noch von zahlreichen Sklaven, die auf Leitern und Gerüsten standen oder an Stricken und vom Dach herabgelassenen Stühlen hingen, mit Kränzen und Blumenguirlanden geschmückt. Die Rampe, auf der die Wagen zu dem Hauptportal hinauffuhren, war noch leer, und auf der breiten Treppe in der Mitte derselben stiegen nur festlich geschmückte Priester und Hofbeamte in mäßiger Menge auf und nieder, — der unabsehbar weite Platz vor dem Heiligtum aber hatte sich in ein Zeltlager verwandelt, und zwischen den schnell aufgeschlagenen linnenen Häusern wurden Rosse gestriegelt und Waffen geputzt. Mehrere Manipeln der Prätorianer und der makedonischen Phalanx standen schon in Reih und Glied, um die Wachen vor den Thoren der kaiserlichen Wohnung abzulösen und um dem Cäsar zur Verfügung zu stehen.

Fesselnder aber als dies alles erschienen dem Mädchen die an dem äußersten Rande des weiten Platzes in großen Zwischenräumen errichteten Altäre, auf denen Feuer entzündet waren. Dichte Rauchmassen stiegen von ihnen aus durch den windstillen, reinen Aether, luftigen Säulen vergleichbar, himmelan, während die Flammen, von der Morgensonne hell überstrahlt, mit bleichem, wechselndem Glanze wie gelenke Schlangen in mattem Gelb und Rot, bald schwindend, bald hellauf leuchtend, den Dampf durchschnellten und ihm sich nachzuschwingen strebten. Da war kein Feuer, von dem der Rauch nicht kerzengerad aufgestiegen wäre, und doch war jedes für einen andern Gott entzündet worden, und Melissa sah es für ein glückbringendes Zeichen an, daß keiner dem Dampfe himmelwärts zu steigen wehrte.

Priester und Opferschauer aller Götter des Morgen- und Abendlandes schürten die Feuer und leiteten die Darbringungen, während Krieger aus allen Nationen des Reiches die Altäre betend umstanden.

Doch Melissa zog ohne Bedauern an diesem ungewöhnlichen, Herz und Sinn erregenden Schauspiele vorbei; denn die Hoffnung auf das Heil, das dem Geliebten bald widerfahren sollte, drängte alles andere in den Schatten. Während sie aber auf die Tausende blickte, die hier lagerten, und zu dem Tempel hinschaute, an dessen Front so viele Menschen wie Ameisen thätig waren, kam ihr der Gedanke, daß das alles nur Einem gehöre und gelte. Ihm folgten die Legionen da drüben wie Staubwolken dem Sturme, auf seinen Wink erzitterte die Welt, und in seiner Hand lag auch ihr Leben und Glück, wie das der Millionen, die er beherrschte.

Und diesen Allmächtigen, diesen Gott in Menschengestalt, hatte ihr Bruder verspottet, und die Häscher waren ihm vielleicht wieder auf der Fährte.

Das trübte von neuem die helle Freudigkeit ihrer Seele, und als sie dem Andreas in die ernsten, besorgten Züge schaute, begann auch ihr das Herz banger zu schlagen.

Wie konnte sie heiter sein, da denen, die sie am meisten liebte, so Schweres drohte.

Zwölftes Kapitel.

Melissa hatte gemeint, man werde, wie es sonst Sitte war, die Sänfte über die Rampe oder die für Fußgänger bestimmte Treppe des Serapeums durch das Hauptportal führen; doch das ging heute wegen der Anwesenheit des Kaisers nicht an, und so mußte der Kranke um die ganze Ostseite des ungeheuren Baues, der die Fläche eines Dorfes einnahm, getragen werden.

Die Hinterthür in der Südwand, durch die sie endlich Einlaß fanden, führte in einen Gang, der an dem großen Opferhof vorbeilief und an den sich die inneren Räume des Tempels schlossen, zu denen auch die Incubationssäle gehörten.

In diesen wurde den Kranken im Traume offenbart, auf welchem Wege oder durch welche Mittel sie Heilung erwarten durften, und es fehlte daselbst auch nicht an traumdeutenden Priestern und an Aerzten, die hieher kamen, um seltene Krankheitsfälle zu beobachten und den Hilfesuchenden zu erklären, was die oft dunklen Ratschläge des Gottes bedeuteten, oder ihnen mit der eigenen Kunst Beistand zu leisten.

Ein dem Ptolemäus befreundeter Arzt, der, obgleich er heimlich die Taufe empfangen, zu den Pastophoren des Tempels gehörte, erwartete die Sänfte an der Pforte und schritt dem kleinen Zuge als Wegweiser voran.

Aus dem Opferhof drang den Eintretenden das Gebrüll vieler Stiere entgegen. Man schlachtete sie auf Befehl des Kaisers zu so früher Stunde, und weil Caracalla der Opferschau beizuwohnen verheißen, durfte niemand, der nicht zur Priesterschaft oder zu den Freunden des Cäsar gehörte, den Hof betreten. Die Sänfte mußte darum eine Treppe hinan und durch einen lang hingestreckten Saal der Bibliothek geführt werden, dessen breite Fenster in den großen, unbedachten Raum schauten, wo die Tiere auch der Eingeweideschau unterzogen wurden.

Diodor fühlte und sah nichts von alledem; denn das Bewußtsein war ihm infolge seines Schädelbruches geschwunden; Ptolemäus aber versicherte Melissa, um sie zu beruhigen, daß er fest schlafe.

Während es die Treppen hinanging, hatte sie sich dicht an der Seite des Geliebten gehalten; nach dieser Versicherung des Arztes aber trat sie von der Sänfte zurück und schaute sich wieder um.

Wie der Zug den Saal betrat, in dem auf langen Regalen die Schriftrollen in steinernen und hölzernen Kästen ruhten, erscholl unten feierlicher Gesang und das „Heil dem Cäsar“, welches dem Nahen des Herrschers voranging.

Da wies der wegweisende Arzt in den Hof und rief der Jungfrau, deren Schönheit ihn anzog, freundlich zu: „Schau hinab, wenn Du den Kaiser zu sehen wünschest. Wir müssen ohnehin warten, bis das Gefolge den Gang

hinter der Thüre dort verläßt," und Melissa, welche die weibliche Neugier schon an das Fenster gelockt hatte, schaute nun in den Hof und auf die Treppe, von der eine Manipel der Prätorianer, römische Herren in der Toga oder im Waffenschmuck der Legaten, bekränzte Opferschauer und andere Priester herabstiegen.

Dann blieben die Stufen kurze Zeit leer, und Melissa glaubte den Schlag des eigenen Herzens zu vernehmen, als plötzlich das „Heil dem Kaiser!" lauter erscholl, das helle Geschmetter einer Trompetenfanfare von den hohen Steinwänden widerhallte, die den Opferhof umgaben, und Caracalla auf der breiten, zu den Altären hinabführenden Marmortreppe erschien.

Wie gebannt hingen die Augen der Jungfrau an dieser Erscheinung, die weder schön war noch stattlich und sie doch, sie wußte selbst nicht wodurch, mächtig anzog.

Woher kam ihm, der eher klein war als groß, eher schlaff als majestätisch, das zwingende Etwas, das jede Vertraulichkeit von ihm fernhalten mußte?

Der herrliche Löwe, der gelassen neben ihm herschritt, und in dessen Mähne er die linke Hand vergrub, erschien nicht unnahbarer als er. Sein „Perserschwert" nannte er das furchtbare Raubtier, womit er wie mit einem Schoßhund verkehrte, und nun kam es Melissa wieder in den Sinn, was durch diesen Mann über ihren Alexander verhängt werden konnte, und dazu alles, was die Welt diesem Mörder des Bruders, der Gattin und so vieler Tausende vorwarf.

Da fühlte sie zum erstenmal, daß auch sie zu hassen vermöge, und es drängte sie, alles Böse auf das Haupt dieses Mannes herabzuwünschen. Das Blut stieg ihr in

die Wangen, und die kleinen Hände ballten sich ihr zu Fäusten. Aber sie verwandte doch keinen Blick von dem Verhaßten; denn alles, was an ihm war, schien ihr, wenn nicht schön, so doch eigentümlich, wenn nicht groß, so doch wert der Beachtung.

Sie wußte, daß er noch in den zwanziger Jahren stehe, doch als er gestern an ihr vorüberfuhr, war er ihr wie ein mürrischer Menschenfeind an der Grenze des Greisenalters erschienen.

Wie jung er heute aussah!

Dankte er das dem Lorbeerkranz, der das Haupt ihm schmückte, oder der weißen Toga, die ihn in schönen Falten umfloß und nur den sehnigen Arm freiließ, an dem er den Löwen führte?

Von ihrem Platze aus war es ihr nur möglich, das Antlitz des Hinabsteigenden von der Seite zu schauen, — und unschön war es gewiß nicht; ja, Nase, Stirn und Kinn schienen ihr fein und edel gebildet. Der Backenbart war dünn und über der Oberlippe wölbte sich ihm ein nach unten gekehrter Schnurrbart. Von den Augen, über denen die Stirn hervorsprang, war jetzt nichts zu erkennen, doch ihr tiefer, bedrohlicher Schielblick hatte sich ihr gestern tief ins Gedächtnis geprägt.

Jetzt drängte der Löwe sich näher an ihn.

Wenn die Bestie sich aufrichtete und ihren Herrn, das blutigere, gefährlichere Raubtier, das nicht nur mit den Zähnen, sondern mit jedem Laut der Lippen und jedem Wink der Hand zu morden vermochte, zu Boden riß und zerfleischte, dann war die Welt von dem grimmigen Schadenbringer befreit. Ja, sein Auge, das gestern mit so verletzender Nichtachtung über die frohe Menge

hinweggeschaut hatte, die ihn jubelnd begrüßte, war das eines Bösewichts gewesen.

Da — und es war ihr, als habe er ihre Gedanken erraten — wandte er, während er den Löwen streichelte und ihn sanft beiseite schob, das Antlitz voll zu ihr hin, und sie wußte nicht, ob es sie freuen solle oder verdrießen, doch die widrig schielenden Augen von gestern waren nicht mehr Furcht und Abscheu erregend, nein, sie hatten liebevoll und dazu mit einem schmerzlichen Glanz auf das Tier geblickt. Das garstige Mörderantlitz war zu dieser Stunde gewiß nicht unschön, sondern anziehend und glich dem eines wohlgebildeten, doch bleichen und von herben Leiden des Körpers oder der Seele gequälten Jünglings.

Sie täuschte sich nicht; denn auf der nächsten Stufe blieb Caracalla stehen, drückte die rechte Hand auf die Schläfe und preßte den Mund fester zusammen, als suche er Herr eines peinigenden Schmerzes zu werden. Dann schüttelte er wehmütig das Haupt und betrachtete die hohen Wände des Opferhofes, die man ihm zu Ehren mit Teppichen und Blumengewinden geschmückt.

Erst richtete er das Auge auf die Reliefbilder und den festlichen Ausputz zur Rechten; wie er aber das Haupt wandte, um nach der Seite hinzuschauen, wo Melissa stand, mahnte sie eine innere Stimme, vom Fenster zurückzutreten, damit der Blick des Unholdes sie nicht beflecke.

Doch ein mächtiger Trieb hielt sie zurück, und plötzlich war es ihr, als wanke der Boden ihr unter den Füßen, und wie eine Schiffbrüchige nach dem rettenden Balken, griff sie nach der kleinen Säule zur Linken des Fensters,

um sie fest mit der Hand zu umklammern; denn das Gefürchtete war geschehen: Caracallas Blick hatte den ihren getroffen und war eine Weile in ihm ruhen geblieben. Und sein Auge hatte dabei nicht blutdürstig oder in begehrlichem Glanz wie das der trunkenen Jünglinge gestern nacht auf der Straße gefunkelt, sondern wie überrascht von etwas Wunderbarem, das er hier nicht zu finden erwartet, in das ihre geblickt.

Endlich schien ein neuer Schmerz ihn zu nötigen, sich von ihr abzuwenden; denn bitteres Weh spiegelte sich in seinen Zügen, als er den Fuß langsam auf die nächste Stufe setzte.

Wiederum und heftiger als vorher preßte er dabei die Hand an die Schläfe, und gleich darauf winkte er einem großen, schön gestalteten Manne mit wallenden Locken, der ihm gefolgt war, um sich auf seinen dienstfertig dargebotenen Arm zu stützen.

„Theokrit, ein früherer Schauspieler und Tänzer," raunte der priesterliche Führer dem Mädchen zu. „Aus dem Gaukler machte die Laune des Cäsar einen Senator, Legaten und Günstling."

Doch Melissa bemerkte nur, daß er sprach und überhörte den Inhalt seiner Rede; denn der Mann, der dort die Treppe langsam hinabstieg, nahm ihre ganze Teilnahme in Anspruch.

Sie wußte, wie diejenigen aussehen, die Schmerzen erdulden und sie vor den Augen der anderen verbergen, und gewiß zehrte quälendes Siechtum an diesem Jüngling, der die Welt beherrschte und nach dessen Purpur begehrliche Hände sich schnell genug ausstrecken würden, sobald er es verlernte, stark zu erscheinen und rüstig.

Wie alt und lebensmüde sah er jetzt wieder aus, der Beklagenswerte, der doch noch so jung war und für so reiche Glückseligkeit geboren!

Wohl durfte man ihn einen verruchten und blutigen Tyrannen nennen; aber ebenso gewiß auch einen beklagenswerten unglücklichen Mann. Je grausamer die Schmerzen waren, die er empfand, desto saurer mußte es ihm fallen, sie vor den Blicken der vielen zu verbergen, die jederzeit auf ihm ruhten.

Es gibt nur eine wirksame Arznei gegen den Haß, und sie heißt das Mitleid, und mit der Wärme einer barmherzigen Frauenseele folgte Melissa jeder Bewegung des kaiserlichen Mörders, seitdem sie einen Leidenden in ihm erkannt und sein Blick den ihren getroffen hatte.

Nichts entging dabei ihrem hellen Auge, was das Mitgefühl für den Mann zu nähren vermochte, den sie noch eben verabscheut. Sie bemerkte ein leichtes Hinken bei seinem Gange und ein krampfhaftes Zucken an seinen Augenlidern, sie sagte sich, seine feine, beinahe durchsichtige Hand sei die eines Leidenden, und sein an vielen Stellen ausgegangenes Haar habe Schmerz und Krankheit gelichtet.

Als ihm aber bei der letzten Stufe der Oberpriester des Serapis mit den Opferschauern entgegentrat, und die Augen des Kaisers wieder den bösen, schielenden Ausdruck von gestern gewannen, bezweifelte sie nicht, daß er mit schwerer Selbstüberwindung so bedrohlich dreinschaue, um trotz seiner Leiden denen furchtbar zu erscheinen, deren Gehorsam er brauchte.

Während er die Treppe hinabstieg, war er der Stütze eines Begleiters bedürftig gewesen, sie hatte es gesehen

und dazu auch bemerkt, wie sorgsam sein lockiger Führer bestrebt gewesen war, zu verbergen, daß er ihm beistand. Aber der Höfling hatte einen zu hohen Wuchs, um diese Aufgabe so gut zu lösen, wie sie selbst es sich zugetraut hätte. Sie war ja nicht viel kleiner als der Kaiser und gehörte auch nicht zu den Schwachen. Ihr Arm hätte dem Leidenden eine bessere Stütze geboten!

Aber wie war es für sie, die Schwester des schwer bedrohten Alexander, die Braut des Diodor, den sie liebte, nur möglich, an dergleichen zu denken?

Jetzt verschwand der Cäsar unter den Priestern, und der Führer rief ihr zu, daß der Weg für die Sänfte nun frei sei.

Da warf sie einen Blick in dieselbe, und nachdem sie gesehen, daß Diodor noch immer schlief, folgte sie ihr nachdenklich und beantwortete die Fragen des Andreas und der Aerzte kurz und zerstreut. — Sie hatte die Erklärungen ihrer Begleiter überhört und das Haupt nur flüchtig nach dem Hofe hingewandt, wie man ihr einen langen, hageren Herrn mit rundem Kopf und einer faltigen Stirn als den Macrinus, den Präfekten der Leibwache, den mächtigsten Mann nach dem Cäsar, bezeichnete und ihr die Freunde Caracallas, die sie schon gestern gesehen, und dazu den Geschichtsschreiber Cassius Dio, sowie andere Senatoren und Mitglieder des kaiserlichen Gefolges zeigte.

Jetzt, wo der Weg durch Räume und Gänge führte, die der Fuß eines Laien sonst nur selten betrat, schaute sie sich aufmerksamer um, wenn der Serapispriester sie auf besonders schöne Statuen und Gemälde oder auf merkwürdige symbolische Darstellungen hinwies.

Dennoch blickte sie, deren Gemüt und Geist schon der Verkehr mit den Brüdern für alles Schöne und Wissenswerte empfänglich gemacht hatte, weniger teilnahmsvoll hin, als es sonst wohl geschehen wäre; denn sie mußte während dieses Ganges an zu viel anderes denken. Zunächst an die Hilfe, die dem Diodor durch den großen Galenus bevorstand, dann an den Vater, der sich heute ohne sie behelfen mußte, und endlich an die Seelenstimmung ihres ernsten Bruders Philipp. Er wie Alexander, die sonst so einig waren, begehrten nun beide Agathens, und was sollte daraus entstehen? Dazwischen kehrten ihre Gedanken oft zu dem unglücklichen Kaiser zurück, und es war ihr dann immer, als gebe es ein Band, sie wußte selbst nicht welches, das sie mit ihm verbinde.

Sobald die Sänfte wieder Stufen zu überschreiten hatte, gab sie acht auf die Träger und rührte die Hand, wenn sich die Lage des Schlummernden veränderte. So oft sie ihm dabei in das schöne, vom Fieber gerötete Antlitz schaute, das die vollen Locken reich umwallten, hob sich ihr das Herz, und es war ihr, als habe sie den Göttern Dank zu sagen, daß ihr Verlobter in so herrlicher Jugendkraft prange und dem vorzeitig welkenden, verbrecherischen Purpurträger in keiner Hinsicht gleiche. Dennoch gedachte sie auch des Caracalla, und einmal kam es ihr in den Sinn, daß wenn er an Stelle des Diodor so dahingetragen werden müßte, sie nicht minder pflegsam seiner warten möchte als des Verlobten.

Der Kaiser, der ihr bis dahin so fern gestanden wie eine Gottheit, von deren vernichtender Macht sie vernommen, war ihr plötzlich menschlich nahe getreten. Un-

willkürlich gesellte sie ihn zu den wenigen, mit denen ihr stilles Leben sie in persönliche Berührung gebracht und für deren Wohl und Weh sie Teilnahme fühlte.

Ganz schlecht und verhärtet konnte er nicht sein! Wenn er nur wüßte, wie weh es ihr that, ihn leiden zu sehen, würde er gewiß dem Zminis gebieten, von der Verfolgung ihres Alexander zu lassen!

Dicht vor dem Ziele ihrer Wanderung traf ihr wiederum eine Fanfare das Ohr und rief ihr ins Gedächtnis, daß sie unter einem Dache mit ihm weile. Sie war ihm so nahe, und wie fern lag es ihm doch, zu ahnen, was ein Herz, das mitleidig für ihn schlug, von ihm begehrte.

Viele der auf Eingebungen des Gottes begierigen Kranken oder Gesunden, die im Serapeum geschlafen, hatten zu dieser Stunde schon das Lager verlassen und berieten sich in der weiten Vorhalle mit Traumdeutern und Aerzten. Es ging hier so lebhaft her wie auf dem Markte, und ein älterer Mann mit wirrem Haar und glühenden Augen wiederholte fortwährend mit lauter Stimme: „Es war der Gott selbst, der mir erschien, und sein dreiköpfiger Hund leckte mir die Wangen.“

Dicht vor dem Ziele hielt ein altes häßliches Weib Melissa fest und flüsterte ihr zu: „Heilungstrank für Deinen Liebsten. Thränen aus den Augen des Horuskindes. Stammt von der Isis selbst. Wirkt sicher und schnell. Komm zu dem Balsamhändler Hezron in der Nekropolisstraße. Für fünf Drachmen die Gesundheit des Liebsten.“

Doch Melissa, die hier seit der Krankheit der Mutter nicht fremd war, betrat, ohne sich aufhalten zu lassen, zugleich mit der Sänfte den langen Incubationssaal,

dessen steinerne Decke auf zwei Reihen haushoher Säulen ruhte. Sie kannte auch den harzigen Wohlgeruch des Kyphi,*) der diesen Raum erfüllte, obgleich frische Luft fortwährend durch die hochgelegenen Fenster in ihn eindrang. Ueber sie breiteten sich rote und grüne Vorhänge, und die gedämpften Lichter, denen sie Einlaß gewährten, durchfluteten das Halbdunkel und streiften die mit farbigen Reliefbildern aus der Göttergeschichte bedeckten Wände des stillen Saales.

Es war verboten, hier zu reden, und der Schritt der Füße verhallte auf starken, dichtgeflochtenen Matten.

Die meisten Lager standen schon leer, nur die zwischen der langen Fensterwand und ersten Säulenreihe wurden noch größtenteils von Kranken benützt, die den Beistand des Gottes suchten. Auf eines derselben wurde Diodor gebettet, und Melissa leistete dabei still und mit einer Umsicht, die auch die Aerzte erfreute, hilfreiche Hand. Aber auch jetzt erwachte er nicht, obgleich sein Nachbar die Lippen keinen Augenblick still hielt, weil er im Traume den Befehl erhalten hatte, den Namen des Serapis so oft zu wiederholen, wie ein Pokal voll Wasser aus dem Agathodämonkanal Tropfen enthalte.

„Ein langes Verweilen in diesem Dufte würde ihm schaden," flüsterte der Arzt Ptolemäus dem Freigelassenen zu; „aber Galenus hat sagen lassen, er werde sich heute schon früh zu den Kranken begeben, und er war noch nicht hier. Er ist zwar alt, und zu Rom, heißt es, schlafe man lang."

*) Die im ägyptischen Tempel gebräuchlichste gemischte Räucherungsessenz, die auch den Hellenen bekannt war und von der wir viele ägyptische und griechische Rezepte besitzen.

Hier ward er durch eine Bewegung unterbrochen, welche — niemand wußte woher — die Stille des Saales trübte, und gleich darauf stießen eifrige Hände die Flügel der Hauptthür geräuschvoll und gewaltsam auseinander.

„Er kommt," raunte der priesterliche Führer den anderen zu, und gleich darauf ward die Schwelle von einem Greis überschritten, dem eine Schar von Pastophoren*) wie die Höflinge dem Fürsten ehrerbietig und in gebückter Haltung folgten.

„Leiser, meine Brüder," gebot der größte aller Aerzte seines Jahrtausends den anderen mit gedämpfter Stimme und ging dann, auf einen Stab gestützt, der Reihe der Lager entgegen. Wohl sah man ihm an, daß er die Achtzig überschritten, doch leuchtete sein großes Auge immer noch jugendhell und lebendig.

Melissa errötete bei dem Gedanken, den Serenus Samonicus mit diesem wunderbaren Greise verwechselt zu haben. Er mochte einst größer gewesen sein; jetzt aber hatte sich ihm der Rücken gekrümmt, und das schwere Haupt neigte sich ihm wie suchend nach vorn. Sein Antlitz war bleich und farblos, Nase und Mund fein und edel, doch nicht im großen Stil geschnitten. Blaue Aederchen schimmerten durch die zarte, blasse Haut, und ungelichtet und wellig umfloß sein großes Haupt immer noch das lange, in der Mitte gescheitelte, silberweiße seidige Haar. Der schneeig weiße weiche Bart reichte ihm bis auf die Brust. Ein langes, faltiges Gewand vom kostbarsten weißen Wollenstoff umschmiegte seine Greisengestalt — und seine ganze Erscheinung wäre nur durch

*) Die Priesterklasse, zu der die Aerzte gehörten.

besondere Feinheit ausgezeichnet gewesen, wenn nicht eben die Augen so strahlend hell und durchdringend scharf unter den dichten Brauen geleuchtet und die hohe, leicht gewölbte, beinah faltenlose Stirn nicht dagewesen wäre, um für die Kraft und Tiefe seines Geistes zu zeugen. Melissa wußte ihn mit niemand zu vergleichen; den Christen Andreas aber erinnerte er an das Bild des greisen Johannes, das ein reicher Glaubensgenosse der Markuskirche geschenkt.

Wenn dieser Mann nicht zu helfen vermochte, dann konnte es keiner! Und wie vornehm und auf sich selbst gestellt bewegte sich die gebückte Gestalt dieses Greises an seinem Stabe vorwärts. Er, der hier Fremde, schien den anderen die Wege zu weisen und im eigenen Reiche zu gebieten.

Melissa hatte gehört, daß der starke Kyphiduft dem Geliebten schädlich werden könne, und der Wunsch, Galenus möge sich dem Diodor bald zuwenden, erfüllte sie ganz. Er begann auch nicht bei dem der Thür am nächsten gelegenen Kranken, sondern blieb in der Mitte des Saales stehen, lehnte sich an eine Säule und überblickte zuerst den Raum und die Betten.

Als sein prüfender Blick auch das Lager des Diodor streifte, begegnete ihm ein anderer, der ihm mit ehrfurchtsvoll flehender Bitte aus einem schönen, großen und reinen Augenpaar entgegenschaute.

Da flog ihm ein feines Lächeln um die bärtigen Lippen, und indem er Melissa näher trat, sagte er: „Wo die Anmut winkt, müssen auch Greise gehorchen. Der Geliebte, schönes Kind, oder der Bruder?“

„Mein Bräutigam,“ versetzte sie schnell, und die jung-

fräuliche Befangenheit, die ihr die Wangen dabei rötete, stand ihr so wohl, daß er mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit leise fortfuhr: „Er muß viele gute Eigenschaften haben, wenn ich Dich ihm gönnen soll, Kind!"

Damit trat er auch dem Lager näher, und nachdem er dem Diodor ins Antlitz geschaut, sagte er wie im Selbstgespräch und ohne der Aerzte zu achten, die ihn wißbegierig umdrängten: „Es hat auch hier aufgehört, echte Griechen zu geben; nur die Schönheit der Ahnen ist nicht so leicht zu verlöschen und findet sich noch bei den Enkeln. Welch ein Haupt, welch ein Antlitz und Haarschmuck!"

Während er dem Jüngling dann Brust, Schultern und Arme betastete, rief er im Ton aufrichtiger Bewunderung: „Wahrhaft göttliche Glieder!"

Dann legte er ihm die weiße, zarte Greisenhand, über deren Oberfläche sich ein Netz von bläulichen Adern breitete, auf die Stirn, blickte sich von neuem im Saale um, sog, während Ptolemäus ihm die Krankheitsgeschichte kurz und sachgemäß erzählte, den Duft, der den Raum erfüllte, prüfend ein und sagte, nachdem der christliche Arzt geschlossen: „Wir werden den Fall untersuchen, doch nicht hier, sondern in einem weniger stark durchräucherten Raume. Dieser Duft erweckt Träume, doch noch weit sicherer die Dämonen des Fiebers. Habt ihr kein anderes Gemach mit reinerer Luft in der Nähe?"

Ein vielstimmiges „Ja" gab ihm Antwort, und ungesäumt wurde Diodor in einen kleineren Nebensaal getragen.

Während die Uebersiedlung stattfand, trat Galenus von Lager zu Lager und richtete Fragen an den Ober-

arzt und die Kranken. Den Diodor und Melissa schien er vergessen zu haben, — nachdem er aber hier nur flüchtig hineingeschaut, dort aufmerksam untersucht und Rat erteilt hatte, verlangte er unaufgefordert zu dem Verlobten der schönen Alexandrinerin geführt zu werden.

Von der Schwelle des Nebenraumes aus winkte er Melissa freundlich zu.

Wie gern wäre sie ihm gefolgt; doch sie sagte sich, daß der wunderbare Greis sie gerufen hätte, wenn ihm ihre Gegenwart erwünscht gewesen wäre, und wartete bescheiden auf seine Rückkehr.

Diese ließ freilich lange genug auf sich warten, und der Jungfrau wurden die Minuten zu Viertelstunden, während sie durch die geschlossene Thür Männerstimmen, das Wimmern und laute Aufstöhnen des Leidenden, Wassergeplätscher und das Klirren metallener Instrumente vernahm, und die lebendige Einbildungskraft sie ahnen ließ, wie schwer Erträgliches dem Geliebten da drinnen angethan werde.

Endlich erschien Galenus wieder. Sein ganzes Wesen atmete heitere Zufriedenheit. Die Aerzte, die ihm folgten, flüsterten unter einander, schüttelten das Haupt, als sei ihnen ein Wunder begegnet, und wo ein Auge auf ihm ruhen blieb, war es voll enthusiastischer Verehrung. Melissa wußte, wie sein Blick den ihren traf, daß nun alles gut sei, und als sie die Rechte des Greises ergriff, schloß sie aus ihrer feuchten Frische, daß er sie eben erst getrocknet und mit eigener Hand verrichtet habe, was der Arzt Ptolemäus von seiner Kunst erwartet.

Die Augen wurden ihr feucht vor dankbarer Rührung, und obwohl Galenus sie zu hindern versuchte, ihm die

Lippen auf die Hand zu drücken, gelang es ihr dennoch; er aber küßte ihr in väterlichem Wohlgefallen an ihrer warmherzigen Anmut die Stirn und sagte: „Geh jetzt ruhig nach Hause, mein Mädchen. Der Stein ist Deinem Freunde recht hart auf das Schädeldach geprallt. Da hat denn der Druck eines zerbrochenen Balkens — eines Knochenstückes mein' ich — auf das Hirn ihm die Fähigkeit geraubt, zu erkennen, eine wie liebenswerte Braut ihm die Götter schenkten. Nun that das Messer seine Pflicht, der Balken ist wieder aufgerichtet worden, die Splitter, die nichts taugen, wurden beseitigt, das Dach ist in Ordnung, und der Druck hörte auf. Damit kehrte Deinem Freund auch das Bewußtsein zurück, und ich wette, daß er in diesem Augenblick an Dich denkt und Dich zu sich heran wünscht. — Doch es ist besser, wenn ihr das Wiedersehen noch aufschiebt. Zweimal vierundzwanzig Stunden soll er in dem Zimmer dort bleiben; denn jede Störung verzögert nur die Genesung."

„So bleibe ich hier, um ihn zu pflegen," rief Melissa eifrig; Galenus aber versetzte mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch aufhob: „Um des Herzustellenden willen darf es nicht sein. Die Nähe des Weibes, für die das Herz des Kranken glüht, steigert die Tücke des Fiebers noch sicherer als der scharfe Duft des Kyphi. Außerdem ist diese Stätte kein Aufenthaltsort für Deinesgleichen."

Da neigte sie traurig das Haupt, er aber nickte ihr zu und fuhr freundlich fort: „Der Arzt Ptolemäus, der Dein volles Zutrauen verdient, rühmte Dich als ein verständiges Mädchen, und Du wirst mir das Werk, das recht leidlich gelang, nicht verderben. Aber nun lebe wohl; dort warten noch andere Kranke."

Damit reichte er ihr die Hand zum Abschied; doch als sein Auge dabei ihrem unter Thränen glänzenden Blicke wieder begegnete, frug er sie nach Namen und Herkunft.

Es schien ihm wie eine gute Vorbedeutung für die kommenden schweren Stunden, die er dem Kaiser zu widmen hatte, beim ersten Tagewerk einer so reinen und schönen Menschenblüte begegnet zu sein.

Nachdem sie ihm den eigenen Namen und den des Vaters genannt und ihm auch von ihrem Bruder, dem Philosophen, und Alexander, dem Maler, gesprochen hatte, der schon jetzt zu den ersten Meistern der Stadt gehöre, erwiderte er heiter: „Seinen Genius in Ehren; doch unter den Blinden, weißt Du, ist der Einäugige König. Wie die alten Götter bei euch vor lauter neuen kaum mehr zu Worte kommen, so schweigen auch die Musen. Das viele wahrhaft Schöne, das man hier sieht, ist nicht neu, und das Neue leider nicht schön. Aber die Werke Deines Bruders," fügte er begütigend hinzu, „mögen eine Ausnahme bilden."

„Du solltest seine Bildnisse nur sehen!" rief Melissa eifrig.

„Ist vielleicht das Deine darunter?" fragte der Arzt gespannt, „das wäre ein Andenken, das ich gern nach Rom mitnehmen würde."

Alexander hatte Melissa vor kurzem gemalt, und wie freute sie sich, dies Bild dem verehrten Manne, dem sie so Großes schuldete, darbieten zu können. Sobald sie nach Hause komme, versprach sie errötend, werde sie es ihm schicken.

Dies unerwartete Geschenk bereitete dem Greise großes

Vergnügen, und als er ihr lebhaft und mit schlichter Herzlichkeit dankte, unterbrach sie ihn mit der Versicherung, daß man in Alexandria die Kunst doch noch nicht zu Grabe trage. Der Laufbahn ihres Bruders drohe freilich ein frühes Ende; denn er schwebe in großer Gefahr.

Da begehrte der Greis, der nun auf dem Sessel Platz genommen hatte, der ihm von dienstfertigen Aerzten zugeschoben worden war, zu wissen, wie es sich damit verhalte, und Melissa berichtete kurz, was Alexander gefehlt, und wie nahe er gestern schon daran gewesen sei, den Häschern in die Hände zu fallen.

Dann blickte sie den Greis bittend an; und wie er ihre Schönheit gerühmt hatte, so floß ihr nun — sie wußte selbst nicht, woher sie den Mut nahm — das Lob seines Ruhmes, seiner Größe und Güte von den Lippen.

Mit der Bitte, dem Kaiser, der ihn gewiß wie einen Vater ehre, zu bewegen, die Verfolgung ihres Bruders einzustellen, schloß sie das kühne Gesuch.

Während der letzten Sätze waren die Züge des Arztes immer ernster geworden, mehrmals hatte er den weißen Bart wie beunruhigt gestrichen, und als sie bei den letzten leisen Worten den schüchtern gesenkten Blick zu ihm aufzuschlagen wagte, erhob er sich mühsam und sagte im Tone des Bedauerns: „Wie möchte ich der Schwester verargen, daß sie für den gefährdeten Bruder an manche Thür klopft; doch gäbe ich viel darum, wär' es nicht an der meinen geschehen. Versagen, wo man gern freudig gewährte, ist hart, und doch muß es geschehen; denn Claudius Galenus thut zwar für Bassianus Antoninus, den Kranken, sein Bestes wie für jeden andern Patienten, Bassianus der Mensch und der Kaiser sind

ihm aber so fremd, wie das Feuer dem Wasser, und so soll und wird es auch während der kurzen Spanne Zeit bleiben, die es mir und auch ihm noch unter der Sonne zu wandeln vergönnt ist."

Die letzten Worte hatten herb und abweisend geklungen, und doch fühlte Melissa, wie schwer es dem Greise fiel, ihren Wunsch zu verweigern. Darum bat sie recht warm: „O, verzeihe mir, Herr. Wie konnt' ich auch ahnen ..."

Dann stockte sie plötzlich und fragte: „Du glaubst also wirklich, dem Cäsar sei nur noch eine kurze Lebensdauer beschieden?"

Aus diesen Worten klang die ängstlichste Spannung, und sie mißfielen dem Galenus; denn der große Menschenkenner deutete sie falsch, und seine leise Stimme klang unwillig, da er versetzte: „Doch wohl eine genügend lange, um eine Kränkung zu strafen."

Melissa war bei diesen strengen Worten erblaßt. Sie meinte ihren Sinn zu erkennen, und — gedrängt von der lebhaften Besorgnis, von diesem Manne verkannt zu werden — rief sie eifrig: „Ich wünsche ihm gewiß nicht den Tod, nein, sicherlich nicht, trotz meines Bruders. Doch vorhin sah ich ihn aus der Nähe, und da meinte ich zu erkennen, daß große Schmerzen ihn quälten. Man beklagt ja auch ein Tier, wenn es leidet. Er ist noch so jung, und es muß so schwer sein zu sterben."

Da nickte Galenus ihr beifällig zu und versetzte: „Für dies Wort dank' ich Dir im Namen meines Patienten im Purpur. Schicke mir nur Dein Bild! Doch bald; denn schon vor Sonnenuntergang besteig' ich das Schiff. Ich werde gern an Dich denken. Was die Leiden des Cäsar betrifft, so sind sie so schwer ... Nicht Deinem Feind, Kind,

würde Deine freundliche Seele sie wünschen. Meine Kunst besitzt wenig Mittel, sie zu lindern, und die Unsterblichen finden sich wohl kaum bereit, die Last zu erleichtern, die sie diesem Mann auferlegten ... Von den Millionen, die vor ihm zittern, opfert oder betet wohl keiner und keine aus freiem Antrieb für das Wohl dieses Herrschers."

Da leuchtete das Auge Melissas in enthusiastischem Glanze auf, — doch Galenus nahm es nicht mehr wahr; denn er hatte ihr nach einem kurzen Lebewohl den Rücken gewandt, um sich neuen Kranken zu widmen.

„Es lebt doch eine," sagte sie sich, während sie dem Arzte nachschaute, „die für diesen Unglücklichen aus freien Stücken beten möchte und opfern; Diodor, ich weiß es, wehrt es mir nicht."

Damit wandte sie sich dem Andreas zu und ließ sich von ihm zu dem Geliebten führen.

Jetzt schlummerte er wirklich und nahm den Kuß nicht wahr, den sie ihm auf die Stirn hauchte. — Ihn liebte sie, dem leidenden Uebelthäter gehörte nur ihr Mitleid.

Draußen preßte sie die Hand auf die Brust, schöpfte, wie aus einem Kerker befreit, tief Atem und rief: „Der Kopf ist mir ganz wirr von dem Duft da drin und all der Angst und Besorgnis; aber, Andreas — so froh und dankbar hat mir das Herz doch nimmer geschlagen! Jetzt muß ich aber die Gedanken zusammennehmen, um daheim auf dem Platz zu sein; denn der Philipp ... Und dann ... Ewige Götter ... Der alte, gefällige, römische Herr, der Samonicus, wird sich bald zum Stelldichein beim Aphroditetempel begeben. Sieh nur, wie hoch die Sonne schon steht. Laß uns schneller gehen; denn ihn warten zu lassen ..."

Hier unterbrach sie der Christ mit dem Rufe: „Täusch' ich mich nicht, so steht der Römer auf dem offenen Wagen, der dort die Rampe herabkommt."

Er hatte recht gesehen, und um weniges später hielt das Gespann des Samonicus neben Melissa, und sie wußte ihm das Geschehene in so schonender und anmutiger Weise mitzuteilen, daß er, weit entfernt, sich verletzt zu fühlen, ihr Glück zu dem Beistand wünschte, den sein großer Freund ihrem Verlobten geleistet. Seine Zusage habe ihm ohnehin Sorgen bereitet; denn zwei schwere Aufgaben an einem Tage zu lösen, sei in seinem Alter zu viel, und am Abend habe er an dem Gastmahl teilzunehmen, zu dem sich der Kaiser bei dem Kaufherrn Seleukus geladen.

„Dem Bruder des Oberpriesters?" frug Melissa erschrocken; denn der Tod hatte ja dem Hause dieses Mannes erst vor kurzem die einzige Tochter geraubt.

„Demselben," lautete die heitere Antwort. Dann reichte er ihr die Hand mit der Versicherung, daß die Erinnerung an sie es ihm erleichtern werde, gern an Alexandria zu denken.

Während sie einschlug, trat Andreas schnell auf ihn zu, verneigte sich ernst und fragte, ob es unbescheiden sei, wenn er, der ein naher Freund des Hauses dieser Jungfrau sei, ihn, den hochangesehenen Vertrauten des Kaisers, in ihrem Namen um eine Gunst ersuche.

Da schaute der Römer den Andreas prüfend an, und weil ihm das männlich vornehme, ja trotzig selbstbewußte Aeußere des Freigelassenen, in dessen Erscheinung er alles wiederzufinden meinte, was er sich unter einem echten Alexandriner dachte, Zutrauen einflößte, forderte

er ihn auf, ohne Scheu zu reden. Er hoffte dabei etwas für die Weise der Bürger dieser Weltstadt Bezeichnendes zu hören, um beim Gastmahl den Kaiser damit zu unterhalten.

Als er dann vernahm, daß es sich um den Bruder Melissas handle, der ein hervorragender Künstler sei, lächelte er erwartungsvoll. Auch nach der Mitteilung, daß Alexander wegen eines leichtsinnigen Scherzes auf die Person des Herrschers verfolgt werde, drohte er Melissa nur schalkhaft mit dem Finger; sobald er aber vernahm, daß Alexanders Spott sich auf die Ermordung des Geta durch seinen kaiserlichen Bruder beziehe, schrak er zusammen, und der Ton seiner Stimme gab dem ernsten Unwillen, der ihn erfüllte, deutlichen Ausdruck, als er den Bittstellern zurief: „Glaubt ihr, ich hätte wie der Cerberus zu Füßen eures Serapis drei Köpfe, daß ihr mir zumutet, den einen für das Lächeln eines hübschen Gesichtes auf den Henkerblock zu legen?" Dann gab er dem Rosselenker ein Zeichen, und die Rappen eilten mit dem leichten Fuhrwerk über den Platz in die Straße des Hermes.

Der Freigelassene schaute ihm achselzuckend nach und murmelte dumpf vor sich hin: „Meine erste Bitte an einen Großen und sicher die letzte."

„Der Feigling!" rief Melissa; Andreas aber sagte mit einem überlegenen Lächeln: „Laß uns auch daraus die Lehre nehmen, Kind: Wer auf die Hilfe anderer rechnet, der ist übel bestellt. Auf Gott allein sollen wir uns verlassen und die eigene Kraft."

Dreizehntes Kapitel.

Andreas, auf dessen Schultern so Schweres ruhte, hatte viel Zeit versäumt, und es drängte ihn nach Hause.

Nachdem er Melissas Wunsch befriedigt und ihr geschildert hatte, wie die Operation des Galen dem Diodor sogleich das verlorene Bewußtsein wieder gegeben habe, und die anderen Aerzte von tiefster Bewunderung vor der Kunst dieses herrlichen Greises ergriffen worden seien, hatte er alles erfüllt, was er dem Mädchen jetzt zu leisten vermochte. Es war ihm darum lieb, als ihnen in der Straße des Hermes, die nun wieder von Bürgern, Soldaten und Reitern wimmelte, die Schaffnerin des Polybius begegnete, die, nachdem sie Agathe ihrem Vater zugeführt hatte, in die Stadt zurückgeschickt worden war, um, that es not, als Pflegerin bei Diodor zu bleiben. Der Freigelassene überließ es ihr, die Jungfrau nach Hause zu geleiten und entfernte sich dann, um allem voran dem Polybius von dem Ergehen des Sohnes selbst Bericht zu erstatten.

Es war verabredet worden, Melissa solle einstweilen bei ihrem Vater bleiben; sobald Diodor aber aus dem

Serapeum entlassen werden könne, über den See fahren, um den Genesenden dort zu empfangen.

Die Schaffnerin versicherte der Jungfrau, während sie neben ihr herschritt, Diodor sei immer ein Glückskind gewesen; daß aber der große Galen gekommen sei, um ihm Verstand und Leben zurück zu geben und daß er eine Braut wie Melissa gefunden, beweise, daß er es nie mehr gewesen sei als jetzt.

Dann erzählte sie von Agathe, pries ihre Schönheit und Güte und vertraute Melissa, daß die junge Christin sich viel nach dem Alexander erkundigt habe. Sie, die Schaffnerin, sei auch nicht sparsam mit dem Lobe des lockeren Jungen gewesen, und wenn sie nicht alles täusche, habe diesmal der Pfeil des Eros das Herz der Agathe getroffen, die bis dahin ein Kind gewesen sei, ein reines Kind, sie wisse es; denn sie habe sie aufwachsen sehen. Ihr Glaube brauche weder sie noch den Alexander zu stören; denn ruhigere und bescheidenere Weiber als die Christinnen — sie habe mit vielen verkehrt — könne man unter den Griechinnen suchen.

Melissa unterbrach nur selten die gesprächige Frau, doch stellten sich ihr, während sie ihr zuhörte, freundliche Zukunftsbilder vor das innere Auge, und sie sah sich selbst mit dem Diodor im Haus des Polybius walten und neben ihr auf dem großen Gute des Zeno den Alexander mit der schönen, heißgeliebten Gattin. Aus dem wilden, unbesonnenen Jüngling mußte dort unter den Augen des würdigen Christen ein rechter Mann werden. Der Vater würde sie recht oft besuchen und im Mitgenuß ihres Glücks sich wiederum des Lebens freuen lernen. Nur der Gedanke an die Entsagung, die der

leidenschaftliche Philipp sich um des Bruders willen auferlegen sollte und an die Gefahr, die den Alexander bedrohte, störte zuweilen die heitere Ruhe ihrer Seele, die jetzt an frohen Hoffnungen so reich war.

Je näher sie dem väterlichen Hause kam, desto freudiger schlug ihr das Herz. Sie hatte ja daheim nichts als Gutes zu berichten.

Die Schaffnerin mußte die Eilende atemlos ersuchen, ihrer sechzig Jahre zu gedenken und weniger stürmisch vorwärts zu streben.

Da hemmte Melissa willig den Schritt, und als sie das Ende der Hermesstraße erreicht und beim Tempel des Gottes, dem die große Verkehrsader den Namen verdankte, sich nach rechts gewandt hatten, nahm die gefällige Begleiterin von dem Mädchen Abschied; denn in dieser stillen Gegend konnte sie es ruhig sich selbst überlassen.

Melissa war nun allein. Zu ihrer Linken lagen die Gärten des Hermes, an deren südlicher Grenze sich das Haus ihres Vaters und das seines Nachbarn Skopas erhob. Hatte die Schaffnerin ihr auch nur Gutes berichtet, that es ihr doch wohl, ihr nicht mehr zuhören zu brauchen und den eigenen Gedanken frei nachzuhängen. Es begegnete ihr auch nichts, was sie abzog; denn zu dieser Stunde wurde der große Volksgarten fast nur von Kindern und ihren Wärterinnen oder von Leuten aus den benachbarten Quartieren besucht, die in den Tempel des Hermes und der Artemis oder in das kleine Heiligtum des Asklepios*) wollten, das in einem Mimosenhain am Saume des Gartens lag und auch Melissa anzog.

*) Aeskulap.

Es war ihr wohl vertraut aus der Zeit, in der sich das Leiden der Mutter verschlimmert hatte. Wie oft war sie aus dem nahen Elternhause dorthin geeilt, um den Altarstein zu salben, dem Gotte, der den Kranken Genesung schenkte, ein kleines Opfer zu bringen und Trost im Gebete zu suchen.

Es war heiß geworden, sie fühlte sich müde, und wie sie die weißen Marmorsäulen aus dem Grün hervorschimmern sah, wehrte sie dem Drange nicht, in der kühlen Cella ein wenig auszuruhen und dort das Gelübde zu lösen, das sie sich selbst vor kurzem geleistet.

Wohl zog es sie nach Hause, um den Vater das Erfreuliche mitgenießen zu lassen, das ihr das Herz so froh bewegte, und doch sagte sie sich, daß sie nicht so bald wieder Gelegenheit finden werde, unbeobachtet auszuführen, was sie im Sinne trug.

Wenn je, so war jetzt die rechte Zeit, für den kranken Kaiser und die Linderung seiner Schmerzen ein Opfer zu bringen. Der Gedanke, daß der große Galen recht haben könne und sie wohl unter den zahllosen Unterthaninnen des Caracalla die einzige sei, die dies für ihn thue, bestärkte sie nur in ihrem Entschluß.

Der Haupttempel des Asklepios, den die Aegypter Imhotep*) nannten, war beim Serapeum gelegen. Dort hing der Kultus des Gottes mit dem des Serapis und der Isis zusammen, und Aegypter, Griechen und Syrer nahmen an ihm teil. Das Asklepiosheiligtum, dem Melissa jetzt zuschritt, wurde nur von Hellenen besucht.

*) Dieser Gott wurde von den Aegyptern der Sohn des Ptah genannt, der in Alexandria mit dem Serapis verschmolzen worden war.

Der zweite makedonische König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, hatte es im Anschluß an den Artemistempel erbaut, nachdem seine Gattin Arsinoë von einer Krankheit genesen.

Es war klein, doch ein Meisterwerk griechischer Kunst, und die Statuen des Traumes und Schlafes am Eingangsthor und die Marmorgruppe hinter dem Altare, welche den Asklepios selbst und neben ihm seine Schwester Hygiēa und seine Gattin Epione, die Lindernde, darstellten, wurden von den Kennern zu den sehenswertesten Kunstwerken Alexandrias gezählt.

Die Würde und Güte des Heilungsgottes, der sich rechts auf den Schlangenstab stützte, kamen in seinen Zügen, die denen des Zeus von Olympia glichen, wie in seiner Haltung wundervoll zum Ausdruck, und das anmutige, verheißungsvolle Wohlwollen, womit die Hygiēa die Schale in der Hand hielt, als ob sie in derselben einem Leidenden Genesung reiche, war wohl geeignet, in verzagenden Kranken die gesunkene Hoffnung neu zu beleben.

Um das volle Haar des Gottes schlang sich eine schön gefaltete Binde, zu seinen Füßen ruhte sein Tier, der Hund, und schaute wie um Hilfe flehend auf zu dem Herrn.

In einem Käfig neben dem Altar ringelten sich die Schlangen des Gottes, und sie, denen man die Fähigkeit zuschrieb, sich selbst zu erneuern, verhießen den Siechen, daß es ihnen gegeben sei, die Krankheit abzuwerfen wie die Natter ihre Haut. Die schnelle Macht der Schlange über Leben und Tod erinnerte den Beter aber auch an die des Gottes, das Ende des Menschen hinauszuschieben oder es schnell über ihn zu verhängen.

Das Innere dieses kleinen Tempels war eine heimlich kühle Stätte. An den weißen Marmorwänden hingen Täfelchen mit Danksagungen und Gelübden der Genesenen. Auf manchen fanden sich auch die Mittel verzeichnet, die einzelnen Kranken geholfen, und hinter einem schweren Teppich an der linken Wand wurden in dem kleinen Tempelarchiv bewährte Rezepte, Schenkungsurkunden und Aufzeichnungen bewahrt, welche sich auf die Geschichte des Heiligtums bezogen.

Es war in diesem einsamen, schattigen Raume, zwischen diesen starken Marmorwänden so viel frischer als draußen. Vor der Bildsäule des Gottes erhob Melissa betend die Hände. Sie befand sich allein mit dem alten Asklepiospriester. Sein Gehilfe hatte sich entfernt; er selbst aber schlief mit tiefen Atemzügen auf dem Lehnstuhl, den er in eine dunkle Stelle hinter der Marmorgruppe gerückt.

So konnte sie unbeobachtet und gehorsam dem Drang ihres Herzens für den kranken Geliebten beten, dem ihr Herz gehörte, und dann für den Leidenden, dem die ganze Welt widerstandslos gehorchte. Für das Wohlergehen des Diodor, sie wußte es, erhoben sich auch andere Hände und Herzen in aufrichtigem Mitgefühl. Wer außer ihr betete aber wohl für den Vielbeneideten, dem alle und auch die kostbarsten und seltensten Glücksgüter zur Verfügung standen, und dem doch bitteres Weh des Leibes und der Seele jede Freude vergällte?

Die Leute wußten nur von den Schmerzen, die er anderen zugefügt hatte; wie bittere Qualen ihm selbst beschieden waren, schien keiner zu ahnen, außer ihr, der es der große Galenus bestätigt. Hatten ihr nicht auch

seine Züge und der Blick seines Auges verraten, daß der Schmerz ihm die Brust zerfleische wie der Adler dem gefesselten Prometheus?

Armer, beklagenswerter, zum höchsten Glück geborener, verbrecherischer, und nun dem schwersten Leid verfallener Greis in der Blüte der Jahre! Für ihn zu beten und zu opfern war gewiß eine fromme, den Göttern wohlgefällige That.

Und Melissa flehte zu den Marmorbildern hinter dem Altar aus dem tiefsten Grund des Herzens und fragte sich dabei nicht, warum sie diesem fremden Manne, diesem blutigen Tyrannen, um dessentwillen ihr Bruder verfolgt ward, etwas gewähre, wozu sie sonst nur die Sorge um die Geliebtesten bewegte. Aber sie fühlte sich ihm nicht fremd und dachte auch nicht daran, wie fern sie ihm stehe. Das Beten ward ihr hier auch leicht; denn es waren alte, freundliche Beziehungen, die sie mit den schönen Marmorbildern ihr gegenüber verbanden.

Während sie dem des Asklepios ins Antlitz schaute und es anflehte, dem kaiserlichen Jüngling sich gnädig zu erweisen und den Schmerz von ihm zu nehmen, ohne den er vielleicht gut und menschenfreundlich geblieben wäre, wurden die marmornen Züge des edlen Kunstwerkes vor ihren Augen lebendig, und die Würde und Majestät, die ihm von der Stirn leuchtete, versicherte sie, daß die Macht und Weisheit des Gottes groß genug sei, jede Krankheit zu heilen. Die freundliche Milde, die seinen Mund umspielte, erweckte in ihrer Seele die Zuversicht, daß er gesonnen sei, sich gnädig zu erweisen, ja, es war ihr, als regten sich seine steinernen Lippen und verhießen, ihr Gebet zu erhören.

Als sie zu der Bildsäule der Hygiea hinaufsah, war es ihr, als nicke das schöne, gütige Haupt ihr verheißungsvoll zu.

Vertrauensvoll hob sie die flehenden Arme höher und redete die steinernen Freunde an, als könnten sie sie hören.

„Ich weiß ja," begann sie, „daß euch nichts verborgen bleibt, ihr hohen Götter, und da ihr es zuließet, daß mir die Mutter geraubt ward, hat mein thörichtes Herz euch gegrollt. Aber damals war ich noch ein unverständiges Kind, und wie im Schlummer lag mir die Seele. Doch das ist nun ganz anders geworden. Die Liebe zu einem Manne, müßt ihr wissen, ist über mich gekommen. Vieles, und auch die Erkenntnis, daß ihr gut seid und gnädig, wachte damit hier drinnen auf. Verzeiht der Jungfrau, was das Kind verschuldete, und macht mir den Geliebten gesund, der unter dem Schutze des großen Serapis in seinem Heiligtume ruht, aber doch auch eures Beistandes bedarf. Es geht ihm schon besser, und der größte deiner Diener, hoher Asklepios, sagt, er werde genesen, und so muß es wohl wahr sein. Doch ohne euch ist auch des Galenus Kunst wenig nütze, und darum fleh' ich euch an: Macht mir den Bräutigam, den ich liebe, bald wieder gesund. — Aber ich möchte auch noch für einen andern beten. Es wird euch wundern; doch es ist Bassianus Antoninus, den die Leute Caracalla nennen, der Kaiser.

„Wie erstaunt du mich ansiehst, großer Asklepios! Und auch du schüttelst das Haupt, hohe Hygiea. Es ist ja auch schwer zu begreifen, was mich, die ich einen andern liebe, antreibt, für den blutigen Mörder zu

beten, für den kein anderer im Reiche aus freien Stücken ein gutes Wort bei euch einlegt. Weiß ich ja selbst nicht recht, wie ich dazu komme. Vielleicht ist es nur das Mitleid; denn er, der doch der Glücklichste sein könnte, ist nun gewiß der Elendeste unter der Sonne. O großer Asklepios, o hohe, gütige Hygiea, lindert seine Schmerzen, die alles Maß überschreiten. Es soll auch an einem Opfer nicht fehlen! Einen Hahn will ich spenden und, wie der den neuen Lebenstag ankündet, so laßt ihr vielleicht für den Caracalla den Anbruch eines Daseins in neuem, besserem Wohlsein beginnen.

„Aber du schaust so ernst drein, gnädiger Gott, als ob dir mein Opfer zu klein sei. Ach! Ich spendete ja gern eine Ziege; aber ich weiß nicht, ob mein Geld dazu ausreicht; denn es ist eben nur mein Erspartes. Später, wenn der Jüngling, den ich liebe, erst mein Gemahl ist, will ich euch zeigen, wie dankbar ich bin; denn er ist so reich wie schön und gut, und er versagt mir gewiß keine Bitte. Doch auch du, hohe Göttin, siehst mich nicht mehr so freundlich an wie vorhin, ja, man könnte meinen, daß du mir zürntest. Ihr denkt doch nicht etwa, daß ich für den Caracalla bete und opfere" — und hier lachte sie leise auf — „weil ich ihm gut sei oder ihn gar liebe? . . . Aber nein, nein, nein! Mein Herz gehört ganz und gar dem Diodor, und auch nicht das kleinste Stück davon einem andern. Nur das Unglück des Cäsar führt mich hieher. Lieber wollte ich die Schlange dort küssen oder einen stacheligen Igel als ihn, den Brudermörder im Purpur. Glaubt mir, so ist es, wie wunderlich es auch klingt!

„Zuerst und zuletzt bete und opfere ich freilich für

den Diodor und seine Genesung. Auch meinen Bruder Alexander, der in Gefahr schwebt, möchte ich eurer Güte empfehlen; doch er ist wohl auf, und gegen die Gefahr, die ihm droht, sind eure Mittel nicht wirksam." Hier schwieg sie und schaute den Bildsäulen fragend ins Antlitz, doch sie wollten nicht wieder so freundlich dreinschauen wie vorhin. Es mochte doch wohl das spärliche Opfer sein, das sie verstimmte.

Mit einiger Besorgnis zog sie darum das Geldtäschchen hervor und zählte seinen Inhalt. Nachdem sie dann den alten Priester geweckt und von ihm erfahren hatte, was er für das Opfer einer Ziege verlange, erhellte sich das Antlitz ihr wieder; denn ihr Erspartes reichte für die Darbringung einer solchen und dazu noch für einen jungen Hahn.

Was sie besaß bis auf den letzten Sesterz blieb in der Hand des Alten, — doch sie konnte nur dem Opfer des Hahnes beiwohnen; denn es zog sie nun unwiderstehlich nach Hause.

Sobald das Blut des Vogels den Altar bespritzt und sie den Göttern mitgeteilt hatte, auch die Ziege sei ihnen zugedacht, schienen sie wieder freundlicher auf sie hinzuschauen, und so froh und leicht, als habe sie eine schwere Aufgabe glücklich vollendet, schritt sie schon auf die Thür zu, als die Vorhänge, welche den Archivraum von der Cella trennten, sich aufthaten und ein Mann aus jenem hervortrat und sie anrief.

Da wandte sie sich rasch nach ihm um; doch als sie in ihm einen Römer erkannte, der — die weiße Toga verriet es — zu den Vornehmen gehörte, erschrak sie. Hastig rief sie ihm zu, sie habe Eile, und floh die Stufen hinunter in den Garten und auf die Straße.

Dort warf sie sich vor, aus thörichter Schüchternheit einem Fremden, der kaum jünger gewesen war als ihr Vater, erwünschte Auskunft verweigert zu haben; doch schon nach wenigen Schritten vergaß sie dieser Begegnung und ordnete im Geiste das viele, was sie daheim zu erzählen hatte.

Bald schauten ihr die Wipfel der Palmen und die breitästige Krone der großen Sykomore in ihrem Gärtchen entgegen, ihr alter, treuer Hund Melas bellte ihr fröhlich entgegen, und das Wohlgefühl, das der Fremde nur auf kurze Zeit unterbrochen, ward wieder warm und ungetrübt in ihr lebendig.

Sie war müde, und wo ruhte sich's besser als daheim? Mancherlei Gefahren hatte sie glücklich bestanden, und wo ließ es sich sicherer weilen als unter dem Schutze des väterlichen Daches?

Wie sehr sie sich auch auf das neue prächtige Heim jenseits des Sees und alles freute, was ihr die Liebe des Diodor zu gewähren verhieß, an dem hübschen, sauberen Künstlerhaus, dessen flaches Dach ihr jetzt entgegenschimmerte, hing ihr Herz doch mit den festesten Banden!

In dem Gärtchen, auf dessen mit Muscheln bestreuten Wegen sie nun dahinschritt, hatte sie als Kind so fröhlich gespielt, das Fenster, das sich nun zeigte, gehörte zu dem Zimmer, worin die Mutter gestorben. Das Heimkehren war doch etwas Schönes, zumal wenn es den Lieben so viel Erfreuliches mitzuteilen gab!

Der Hund Melas sprang längst mit stürmischer Zärtlichkeit neben ihr hin und an ihr in die Höhe, und jetzt hörte sie auch den Star erst „Olympias“ rufen und dann „Meine Kraft“.

Ein glückliches Lächeln umspielte ihr den frischen Mund, wie sie nach der Werkstätte hinsah; aber plötzlich verschwanden die beiden schneeweißen Zähne wieder, die immer aus ihren roten Lippen hervorlugten, wenn sie froh bewegt war; denn der Vater schien ausgegangen zu sein. Arbeiten konnte er gewiß nicht; denn das breite Fenster der Werkstatt wurde jetzt, dicht vor Mittag, nicht von dem Vorhange beschattet. Doch er war ja sonst zu dieser Zeit immer zu Hause, und es hätte ihr die Freude halb verdorben, ihn nicht zu finden.

Aber das?

Was konnte das nur bedeuten?

Der Hund hatte ihr Kommen gemeldet, und der graue Lockenkopf der alten Dido schaute ihr aus der Hausthür entgegen, um ebenso schnell zu verschwinden. Wie blaß und sonderbar sie aussah, ganz wie an dem Morgen, da der Arzt der treuen Dienerin zuerst vertraut hatte, daß dieser Tag der letzte der Herrin sein werde.

Da war es um die Heiterkeit Melissas geschehen, und bevor sie noch die Schwelle übertrat, von der aus ihr der frohe Griechengruß „Freue Dich" hell aus der braunen Mosaik entgegenleuchtete, rief sie den Namen der Sklavin.

Keine Antwort.

Sie mußte in die Küche treten, bis sie die Alte antraf; denn beherrscht von der tief eingewurzelten Gewohnheit, das Schwere hinauszuschieben, so lang es nur angeht, war die Sklavin an den Herd geflohen. Dort stand sie vor dem erloschenen Feuer und weinte laut und bedeckte dabei, als fürchte sie sich vor dem Anblick derjenigen, die sie bald so tief betrüben mußte, das faltige Antlitz mit den Händen.

Ein Blick auf die Sklavin und die Thränen, die ihr zwischen den Fingern hindurch auf den hageren Arm troffen, lehrte Melissa, daß sie bald etwas Furchtbares vernehmen werde. Bleich, und mit der Hand auf dem hochwogenden Busen, verlangte sie alles zu wissen, doch es dauerte geraume Zeit, bis Dido dahin kam, in verständlichen Worten Bericht zu erstatten.

Bevor sie sich endlich dazu entschloß, schaute sie noch einmal nach ihrem Mitsklaven Argutis aus, den sie für den klügsten der Menschen hielt, und von dem sie wußte, daß er das Schreckliche, das es hier zu berichten galt, weit besser und schonender vorbringen werde als sie.

Doch der Gallier blieb aus, und so begann Dido denn selbst, oft von lautem Schluchzen unterbrochen, den traurigen Bericht.

Zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang war der Vater heimgekehrt und hatte sich zur Ruhe begeben. Als er früh am Morgen noch die Vögel fütterte, hatte das Haupt der Sicherheitswächter, der Aegypter Zminis, mit einigen Häschern das Haus betreten und den Herrn im Namen des Kaisers verhaften wollen. Da hatte Heron getobt wie ein Stier und sich auf seine makedonische Herkunft, auf sein römisches Bürgerrecht und vieles andere berufen und auch zu wissen verlangt, wessen man ihn beschuldige.

Nun war ihm mitgeteilt worden, daß er auf besonderen Befehl des Nachtstrategen in Haft gehalten werden solle, bis sein Sohn Alexander, gegen den die Anklage des Hochverrats schwebe, sich den Gerichten stelle. Doch der Herr, schluchzte Dido, habe den Büttel, der ihn greifen sollte, mit einem gewaltigen Faustschlag niedergeschlagen.

Endlich war es zu einem furchtbaren Durcheinanderschreien, ja sogar zu einer blutigen Schlägerei gekommen. Dazu hatte der Star immerfort gerufen „Meine Kraft“ und die ganze Vogelschar mit so wildem Geflatter gelärmt und geflötet, daß es gewesen war wie in der Unterwelt am Sitz der Verdammten. Auch fremde Leute hatten das Haus umdrängt, und erst als der Nachbar Skopas zum Guten geredet, war Heron den Häschern gefolgt.

„Auf der Schwelle noch,“ schloß die Sklavin, „rief er mir zu, Du, Melissa, mögest bei dem Polybius bleiben, bis er die Freiheit zurückerlangt habe; der Philipp aber solle den Beistand des Präfekten Titianus anrufen und ihm dabei die Gemmen — Du wüßtest schon — überreichen. Zuletzt,“ und hier brach die Alte in neue Thränen aus, „legte er mir das Grab der Frau ans Herz und die Vögel. Für den Starmatz seien auch neue Mehlwürmer nötig.“

Tief atmend lauschte Melissa diesem Bericht. Das Blut war ihr dabei aus den Wangen gewichen, und wie die Alte schloß, fragte sie dumpf: „Und Philipp und Alexander?“

„Ist schon für alles gesorgt,“ versetzte die Alte. „Sobald wir allein waren, hielten wir nämlich Rat, der Argutis und ich. Er lief zu unserem Alexander, und ich zu dem Philipp. Ich traf ihn auch auf seiner Kammer. Er sei spät heimgekehrt, sagte mir der Aufwärter, und ich fand ihn noch im Bett und hatte Mühe genug, ihn zu wecken. Dann erzählt' ich ihm alles, und nun führte er wieder so ruchlose Reden — ein Wunder ist's nicht, wenn die Götter ihn strafen. Mit wirrem Haar, wie er ging und stand, wollte er hin zum Präfekten. Ich mußte ihn erst zur Besinnung bringen, und während ich ihm die Locken salbte und ihm dann in die neuen Festkleider

half, mag er nachgedacht haben; denn nun erklärte er, mit nach Hause zu wollen, um Dich und den Argutis zu sprechen. Der war wieder zurück, doch den Alexander hatte er nicht gefunden; denn der unglückselige Junge muß sich ja auch wie ein Mörder verstecken."

Hier schluchzte die Alte wieder auf, und erst nachdem Melissa sie mit guten Worten beruhigt, gelang es ihr, weiter zu reden.

Philipp hatte schon gestern erfahren, wo Alexander sich verberge, und nahm es darum auf sich, über den See zu fahren und ihn von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Doch der treue und kluge Argutis hielt den Philosophen zurück, stellte ihm vor, daß der leicht erregbare Alexander, sobald er erfahre, daß man den Vater um seinetwillen der Freiheit beraube, sich unverweilt den Verfolgern stellen und damit auch sich selbst ins Verderben stürzen werde. Solange der Kaiser in Alexandria weile, müsse Alexander verborgen bleiben. Er wolle an Stelle des Philipp, der nachher bei dem Präfekten anklopfen möge, sogleich über den See, um der Melissa zu verbieten, jetzt heimzukehren, und dem Alexander das Nötige zu sagen. Vielleicht würden die Häscher ihm, dem Argutis, folgen; er kenne aber die Gassen und Gäßchen und werde sie irre zu führen wissen.

Da hatte der Philosoph Vernunft angenommen. Der Sklave war gegangen, und seine Heimkehr bald zu erwarten.

Wie so ganz anders hatte Melissa sich die Heimkehr gedacht! Welche neuen, beängstigenden Sorgen!

Aber wenn sie auch der Gedanke quälte, wie der ungestüme Vater die Gefangenschaft ertragen werde, vergoß sie doch keine Thräne, sondern sagte sich, daß

das Geschehene sich nur durch besonnenes Eintreten für die Bedrohten, nicht durch Klagen besser machen lasse.

Sie mußte allein sein, Kräfte sammeln und überlegen.

So befahl sie denn der erstaunten Dido, einen Imbiß zu bereiten und einen Becher Wein für sie zu mischen.

Dann ließ sie sich auf dem Stuhle vor der zusammengefalteten Stickerei nieder, warf ihr einen bedauerlichen Blick zu, stützte den Ellenbogen auf das Tischchen an ihrer Seite und die Stirn mit der Hand und erwog, wen sie für den Vater um Hilfe anrufen könne.

Zuerst kam ihr der Kaiser selbst in den Sinn, dessen Blick dem ihren begegnet war, für den sie gebetet und ein Opfer dargebracht hatte.

Doch das Blut schoß ihr bei diesem Gedanken in die Wangen, und sie wies ihn weit von sich. Ihr Geist konnte sich indes nicht sogleich vom Serapeum trennen, wo auch der Geliebte mit fieberndem Haupte ruhte. Sie wußte, daß dort das große Quartier des Oberpriesters Theophilus mit seinen Prunkgemächern und Festsälen für den Kaiser hergerichtet worden sei, und dabei erinnerte sie sich der Erzählungen des Bruders von diesem vornehmen Manne, der neben dem römischen Alexanderpriester den heidnischen Götterdiensten der Stadt vorstand. Theophilus sollte selbst ein Philosoph sein, und Philipp war oft von ihm ausgezeichnet und in sein Haus geladen worden.

An ihn mußte der Bruder sich wenden. Ihm — jetzt gleichsam der Wirt Caracallas — konnte es gelingen, von dem kaiserlichen Gaste die Befreiung des Vaters zu erwirken.

Ihre ernsten Züge hellten sich auf bei diesem Gedanken, und während sie den Imbiß und Wein genoß, kam ihr noch etwas anderes in den Sinn.

Auch Alexander konnte dem Oberpriester nicht ganz fremd sein; denn dieser war der Bruder des reichen Seleukus, dessen verstorbene Tochter der Künstler gemalt, und Timotheus hatte das Bild gesehen und es aufs wärmste gelobt.

So war es denn wahrscheinlich, daß der großmütige Mann, wenn Philipp ihn darum ersuchte, für den Maler Alexander eintreten werde. Vielleicht konnte alles doch noch besser werden, als sie anfänglich gefürchtet!

Fest überzeugt, daß es an ihr sei, die Ihren zu retten, rief sie sich nochmals jeden Bekannten, den sie alle besaßen und von dem sich Beistand erwarten ließ, ins Gedächtnis zurück; doch während dieser Thätigkeit verlangte der schwer ermüdete Körper sein Recht, und als Dido kam, um die Speisereste und den leeren Becher fortzunehmen, fand sie Melissa in tiefem Schlummer wieder.

Kopfschüttelnd und mit dem stillen Gedanken, das habe der Herr nun von seinem unwirschen Toben gegen das gehorsame Kind, für den Alexander aber hätte die Schläferin doch wach bleiben sollen, schob die Alte ihr ein Kissen unter den Kopf, zog den Vorhang tiefer herab und wehrte den Fliegen, die dem Liebling das leicht gerötete Antlitz umsummten, bis der Hund anschlug und der Klopfer die Hausthür gewaltig erschütterte. Da fuhr Melissa erschreckt aus dem Schlaf, und die Alte warf den Wedel zur Seite und rief, während sie sich anschickte, dem ungestümen Gaste zu öffnen: „Ruhig, Herz, ruhig! Es ist gar nichts. Verlaß Dich darauf. Ich kenne sein Klopfen; es ist nur der Philipp.“

Vierzehntes Kapitel.

Die Sklavin hatte recht gehört.

Der älteste Sohn des Heron kehrte von seinen Gängen zurück.

Erschöpft, enttäuscht und dazu mit zornig glühenden Augen taumelte er wie ein Trunkener, dem im Rausche schwere Unbill widerfuhr, über die Schwelle und fragte die Alte unvermittelt und ohne den Gruß, den die Mutter schon die Kinder auch den Sklaven zu bieten gelehrt, mit heiserer Stimme: „Melissa zurück?“

„Ja, ja,“ versetzte Dido und legte den Zeigefinger auf die Lippen. „Du hast sie aus dem Schlummer getrommelt. Und wie Du aussiehst! So solltest Du doch nicht zu ihr hinein! Man sieht Dir ja von weitem an, was Du mitbringst. Der Präfekt will nicht helfen?“

„Helfen?“ wiederholte Philipp höhnisch das letzte Wort der Sklavin. „Hier läßt der eine den andern ertrinken, wenn er nur fürchten muß, daß ihm der Fuß dabei naß wird.“

„So schlimm ist es doch nicht,“ versetzte die Alte. „Unser Alexander verbrannte sich, denk' ich, oft genug

für andere die Finger. Warte jetzt einen Augenblick. Ich hole erst einen Becher Wein. Es steht noch welcher in der Küche; denn trittst Du so vor die Schwester ..."

Doch Melissa hatte die Stimme des Bruders vernommen, und obgleich Philipp schon das wirre Haar mit den Fingern glättete, lehrte sie doch ein Blick in sein Antlitz, daß sein Gang vergeblich gewesen.

„Du Armer," sagte sie, nachdem er ihre Frage, was er bringe, mit dem dumpfen Rufe: „Von dem Schlimmen das Schlimmste," beantwortet hatte.

Dann ergriff sie seine Hand und zog ihn sich nach in die Werkstatt.

Dort erinnerte sie ihn, daß sie ihm in Diodor einen neuen Bruder zuführen werde, und sogleich umarmte er sie innig und wünschte ihr von Herzen Glück zu dem liebenswerten Verlobten.

Sie dankte ihm aus vollem Herzen, und während er dabei den Wein hinunterstürzte, bat ihn die Schwester, Bericht zu erstatten.

Er begann auch, und als sie ihn dabei ins Auge faßte, fiel es ihr auf, wie wenig er dem Vater und dem Bruder gleiche, obwohl seine Größe der ihren nichts nachgab, und sein Haupt ähnlich geformt war. Doch statt des herrlich entfalteten Körpers der beiden war der seine hager und unfest. Das Rückgrat schien zu schwach für die Länge des Leibes, den er längst gerade zu halten verlernt. Das Haupt hielt er wie spähend oder suchend nach vorn geneigt, und auch nachdem er auf dem Arbeitsstuhle des Vaters Platz genommen hatte und erzählte, blieben Hände und Füße und sogar die Muskeln seines wohlgebildeten, aber farblosen Angesichts in steter Be-

wegung. Bald sprang er auf, bald warf er das Haupt zurück, um das volle Lockenhaar aus dem Gesicht zu entfernen, und bei alledem braunten seine wirklich schönen, großen und tiefen Augen in zornigem Feuer.

„Die erste Abweisung ward mir beim Präfekten zu teil," begann er, und dabei flogen ihm die Arme, auf deren anmutige Bewegung die griechische Erziehung so hohen Wert legte, in die Höhe, als folgten sie einem eigenen Willen und nicht dem des Redners.

„Titianus spielt ja den Philosophen, weil sein Fuß in der Jugend — wie lange ist es schon her — den Boden der Stoa betrat."

„Aber Dein Lehrer Xanthos sagte doch, er sei ein tüchtiger Philosoph," unterbrach ihn Melissa.

„Solches Lob ist wohlfeil," versetzte Philipp, „wenn man der einflußreichste Mann in der Stadt ist. Aber seine Art hat sich überlebt. Dem Zeno kriecht er nach. Er beugt sich der Autorität und verlangt von selbständigen Geistern dasselbe. Die Gottheit ist ihm die wirkende Ursache. In dieser Welt erkennt er das zweckmäßige Walten übermenschlicher Kräfte und berauscht den Geist an windigen, abgethanen Idealen. Die Tugend . . . Doch wozu den alten, längst beseitigten Kram wiederholen!"

„Wir haben dazu in der That keine Zeit," drängte Melissa, welche kommen sah, daß Philipp sich in philosophischen Auseinandersetzungen ergehen werde; denn er begann sich schon auf dem in der That ungewöhnlichen Wohllaute seiner Stimme zu wiegen.

„Warum nicht?" fragte er und zuckte mit einem bitteren Lächeln die Achseln. „Wenn er den letzten Pfeil verschossen hat, kann der Bogenschütze ruhen, — und —

Du wirst es gleich hören — unser Köcher ist leer, ausgeleert bis auf den Grund wie dieser Pokal."

„Nein, nein," fiel ihm Melissa eifrig ins Wort. „Gerade weil Dir die ersten Schritte fehlschlugen, müssen wir auf neue sinnen. Auch ich kann in Bildern reden. Der Bogenschütze, dem die Sache am Herzen liegt, für die er die Pfeile verschoß, läuft nicht aus der Schlacht, sondern schafft sich neue, und findet er keine, schlägt er mit dem Bogen auf den Feind, oder fällt ihn an mit Steinen, Fäusten und Zähnen."

Da schaute ihr Philipp erstaunt ins Antlitz und rief freudig überrascht und ganz frei von dem überlegenen höhnischen Tone, dessen er sich sonst im Wortwechsel mit der bescheidenen Schwester bediente: „Sieh da, unsere Kleine! Woher gewannen die stillen Augen diesen mächtigen Glanz? Ja, das Unglück, das Unglück! Man will der sanften Taube das Junge rauben — den goldenen Alexander, mein' ich — und gleich wird sie zum tapfern Falken. Ich dachte Dich hier mit der naßgeweinten Stickerei als geduldiges Opferlamm zu finden, und nun bist Du's, die mich antreibt. Sieh denn zu, ob uns noch Pfeile übrig bleiben, nachdem Du mich hörtest. — Aber bevor ich fortfahre: Ist Argutis noch nicht zurück? Nein? Er muß noch einmal über den See und dem Alexander allerlei bringen: Wäsche, Kleider und dergleichen. Glaukias, der Bildhauer, ist mir vorhin begegnet. Er mahnte mich, es nicht zu vergessen; denn er weiß, wo der Bruder steckt und war eben im Begriff, zu ihm hinüber zu fahren. Unkenntlich, sag' ich Dir, hatte der Mensch sich gemacht! Ein treuer Freund, wenn es solchen überhaupt gibt! Und wie ihm das Geschick

des Vaters ans Herz ging. Ich glaube, daß er den Diodor um Deinetwillen beneidet."

Dabei drohte er Melissa mit dem Finger, sie aber war leicht erblaßt und fragte den Bruder besorgt, ob er dem Glaukias auch ans Herz gelegt habe, dem Alexander zu verschweigen, daß es in seiner Hand liege, den Vater zu befreien.

Da schlug sich Philipp auf die Stirn, und mit einem blöden Zug um den sonst so klugen und zum Spott geneigten Mund stammelte er wie ein ertappter Knabe: „Das, das ... Es ist mir selbst unbegreiflich; aber gerade das habe ich zu erwähnen vergessen. Merkwürdige Zerstreutheit. Doch was sie verschuldete, soll gut gemacht werden, gleich, auf der Stelle! Argutis muß ... Nein, ich selbst fahre über den See."

Damit sprang er auf und hatte ernstlich im Sinne, dieser schnellen Eingebung zu folgen, doch Melissa hielt ihn zurück.

Mit einer Entschiedenheit, die ihn wiederum überraschte, gebot sie ihm, zu bleiben, und während er die Werkstätte mit hastigen Schritten durchmaß und harte Scheltworte gegen sich selbst ausstieß, sich bald an die Brust schlug, bald mit der Hand durch das wirre Lockenhaar fuhr, machte sie ihm deutlich, daß er den Alexander erst erreichen könne, wenn er schon alles wisse, und daß sein Besuch nichts bewirken werde, als die findigen Häscher auf die Spur des Versteckes zu leiten. Statt zu toben und zu klagen möge er schnell berichten, wo ihm die Thür verschlossen worden sei.

Zuerst, begann er nun hastig, habe er sich an den Präfekten Titianus gewandt, und Melissa wußte, daß

dies ein älterer Herr war, aus dessen vornehmem Geschlechte schon mehrere Mitglieder in der kaiserlichen Präfektur zu Alexandria residirt und die Provinz Aegypten verwaltet hatten. Bei den Disputationen, denen er im Museum gern beiwohnte, war er dem Philipp oft begegnet und schätzte ihn hoch. In der letzten Zeit hatte Titianus das Haus hüten müssen; denn er war kränklich. Kurz vor der Meldung, daß Caracalla Alexandria besuchen werde, war er einer ernsten Operation unterzogen worden. Sie hatte es ihm unmöglich gemacht, dem feierlichen Empfange des Kaisers persönlich beizuwohnen, oder dem Cäsar auch nur einen Besuch abzustatten.

Als Philipp in der Präfektur vorgesprochen hatte, war Titianus sogleich bereit gewesen, ihn zu empfangen, doch während der Philosoph noch in der Wartehalle verweilte und sich wunderte, sie, die einst von Klienten, Bittstellern und Freunden des ersten Mannes der Provinz gewimmelt hatte, wie verödet zu finden, war es hinter ihm laut geworden, und die Hausbeamten hatten denselben stattlichen Herrn an ihm vorbeigeführt, an dessen Arm Caracalla diesen Morgen die Treppe hinabgestiegen war, und den der Serapispriester dem Mädchen als einen der mächtigsten Günstlinge bezeichnet hatte. Von einem Schauspieler und Tänzer war dieser Mann in wenigen Jahren zu den höchsten Würden emporgestiegen. Er hieß Theokrit, und obgleich er sich durch große körperliche Schönheit und eine seltene Gewandtheit auszeichnete, hatte er sich durch zügellose Habsucht berüchtigt gemacht und sich gleich unfähig als Staatsmann wie als Feldherr erwiesen.

Während dieser Mann die Wartehalle durchmaß, schaute er sich hochmütig um, und der verächtliche Blick, der dabei

auch den Philosophen traf, hatte der geringen Zahl der Anwesenden gegolten; denn zu dieser Stunde pflegten die Audienzzimmer angesehener Römer von Besuchern zu wimmeln.

Hier waren heute die meisten wegen des Leidens des Präfekten abgewiesen worden, und manche Bekannte und Bittsteller, die sich sonst bei ihm einfanden, füllten die Empfangsräume des Kaisers, des Präfekten der Prätorianer und der anderen mächtigsten Würdenträger im Gefolge Caracallas. Titianus hatte beim Empfang des Herrschers gefehlt, und feinere Spürnasen schlossen daraus auf seinen Sturz und hielten es für geraten, dem Sinkenden beizeiten den Rücken zu kehren.

Außerdem war die Redlichkeit des Titianus bekannt, und man glaubte gern dem Gerüchte, daß er, in dessen Hand die Besteuerung der reichen Provinz lag, kühn genug gewesen sei, das Ansinnen des Theokrit zurückzuweisen, die für Rom bestimmte Ladung einer Getreideflotte gemeinsam mit ihm zu unterschlagen und sie auf Rechnung der Verpflegung der Armee zu setzen. In der That war dieser ruchlose Vorschlag des Günstlings gestern Abend von dem Präfekten abgewiesen worden, und der Auftritt, dessen Zeuge Philipp werden sollte, war die Folge dieser Weigerung gewesen.

Theokrit, dem es immer um Zuschauer zu thun war, hatte den Vorhang geflissentlich offen gelassen, der das Krankenzimmer des Präfekten von dem Wartesaale trennte, und so war Philipp Zeuge des Auftrittes geworden, von dem er nun der Schwester erzählte.

Der leidende Titianus empfing den Boten des Kaisers in liegender Stellung, und doch vereinte sich in seiner

Erscheinung die selbstbewußte Würde des hochgeborenen Römers mit der Gelassenheit des stoïschen Philosophen.

Ruhig hörte er den Günstling an, der nach den üblichen Höflichkeitsformeln sich herausnahm, den älteren, vornehmen Herrn mit Vorwürfen und schweren Anklagen zu überschütten. Man erlaube sich, sprudelte Theokrit hervor, in dieser Stadt Unerhörtes gegen den Cäsar. Es gingen schnöde Witzeleien über ihn von Mund zu Mund. An das Serapeum, seine Wohnung, habe man eine Schmähung seiner geheiligten Person angebracht, für die jede Strafe, selbst der Tod am Kreuze, einer Belohnung gleiche.

Als der Präfekt nun unmutig, doch mit ruhiger Bestimmtheit zu wissen begehrte, woraus diese unerhörte Schmähung bestehe, zeigte Theokrit, daß er in seiner hohen Stellung das treue Gedächtnis des Mimen zu bewahren verstanden, und halb empört, halb beflissen, den Inhalt der Verse, die er deklamirte, durch Stimme und Gesten zum wirksamsten Ausdruck zu bringen, begann er: „Einen Strick haben die Verruchten an eines der Thore des Heiligtums genagelt und darunter die tempelschänderischen Worte geschrieben:

‚Sei Du willkommen als Gast dem im Totenreich herrschenden Gotte;
Mehrte doch keiner sein Volk reichlicher, Cäsar, als Du.
Lorbeer gedeihet ja nicht in dem finsteren Reich des Serapis,
Nimm drum den Strick zum Geschenk, den Du wie keiner verdienst.‘“

„Nichtswürdig!“ rief nun auch der Präfekt. „Deine Entrüstung ist begründet genug; doch man kennt ja in der ganzen Welt den schonungslos beißenden Witz des beweglichen Mischvolkes dieser Stadt. Auch an mir hat

er sich versucht, und wenn hier einen ein Vorwurf trifft, so ist es nicht der an das Haus gebannte Präfekt, sondern der Nachtstrateg und seine Mannschaft, deren Pflicht es gewesen wäre, die Wohnung des Cäsar besser zu hüten."

Da brauste der Günstling auf und ergoß sich in einen Schwall von Redensarten über die Pflichten des Präfekten, der die Person des Kaisers in der Provinz vertrete. Sein Auge habe überall zu sein wie das der alles schauenden Gottheit. Je besser er die aufrührerische Brut kenne, über die er gesetzt sei, desto entschiedener sei er verpflichtet gewesen, die geheiligte Person des Cäsar ängstlich zu behüten wie die Mutter das Kind, wie der Geizige den gesammelten Schatz.

Laut und pathetisch flossen dem beweglichen Manne diese hohlen Worte, denen er durch wirksame Handbewegungen größeren Nachdruck zu verleihen suchte, vom Munde, bis es dem leidenden Präfekten zu viel ward. Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihm die Lippen, während er sich mühevoll aufrichtete und den Theokrit ungeduldig mit dem Ausruf unterbrach: „Immer noch der Schauspieler!"

„Immer noch," unterbrach ihn der Günstling mit heiserer Stimme. „Du aber sollst am längsten gewesen sein, was Du schon viel zu lange warst: der Steuereinnehmer des Kaisers.

Dabei schleuderte der empörte Mann das Ende der Toga mit einem raschen Wurfe neu um die Schultern, und obgleich ihm dabei die Hand vor Zorn zitterte, fiel der schmiegsame Stoff doch in schönen Falten an seinem athletischen Leibe nieder.

Dann wandte er dem Präfekten den Rücken und schritt in der Haltung eines Feldherrn, der eben mit dem

Siegeskranze gekrönt ward, an Philipp und den anderen Wartenden vorüber.

Wenige Sätze hatten dem Philosophen genügt, der Schwester dies zu berichten. Jetzt hemmte er den raschen Gang durch das Zimmer und beantwortete die Frage Melissas, ob die Macht dieses Emporkömmlings in der That groß genug sei, um einen so vornehmen und verdienten Herrn aus dem Amte zu verdrängen, mit dem Ausrufe: „Und das kannst Du bezweifeln? Titianus war vom ersten Augenblick an darüber im klaren, und was ich im Serapeum erfuhr . . . Aber eins nach dem andern. Der Präfekt beklagte den Vater, bedauerte den Alexander und versicherte dann, daß er selbst eines Fürsprechers bedürfe; denn wenn auch nicht heute, werde es dem Schauspieler doch morgen glücken, dem Kaiser sein Todesurteil abzuschmeicheln."

„Unmöglich," unterbrach ihn das Mädchen und streckte ihm wie zur Abwehr die Hände entgegen; er aber warf sich auf den Stuhl und fuhr eifrig fort: „Höre nur weiter! Von dem Präfekten war also nichts mehr zu erwarten. Ein wackerer Mann ist er gewiß, doch ein wenig vom Schauspieler steckt auch in dem vornehmen Herrn. Wozu wäre man Stoïker, wenn man sich nicht die Miene zu geben wüßte, dem nahen Tode wie einem Gang ins Bad entgegenzuschauen. Titianus spielte seine Rolle vortrefflich; ich aber ging — der Weg ist weit — durch den Sonnenbrand in das Serapeum, um den Beistand meines alten Gönners, des Oberpriesters, zu suchen. Der Kaiser ist jetzt sein Gast, und auch der Präfekt hatte mir geraten, diesem mächtigen Manne den Schutz des Vaters anzuvertrauen."

Hier sprang er wieder auf und eilte bald ruhelos hin und her, bald blieb er vor der Schwester stehen, während er zu erzählen fortfuhr. —

Der Günstling Theokrit hatte das Serapeum auf seinem schnellen Wagen schon lange erreicht, wie der Philosoph endlich dort eintraf. Als häufiger Gast des Oberpriesters wurde Philipp ungesäumt in das Vorzimmer des Quartieres geführt, das dem Theophilus übrig geblieben war, nachdem er die Prachträume seiner Wohnung dem kaiserlichen Gast überlassen. Schon in dem überfüllten Warteraum erfuhr der Philosoph, daß die Beleidigung des Günstlings bereits ernste Folgen nach sich gezogen habe, auch hörte er von dem Zorn des Kaisers und dem beklagenswerten Vorwitz unbesonnener Buben, der den ruhigen Bürgern zum Schaden gereichen werde. Bevor er sich aber noch unterrichten konnte, was man damit meine, wurde er zu dem Oberpriester berufen.

Das war an solchem Tage eine hohe Gunst, und das Wohlwollen, womit das Haupt der angesehensten Priesterschaft der Stadt ihn empfing, erweckte in ihm frohe Hoffnung auf günstigen Erfolg. Doch kaum hatte Philipp dem würdigen Herrn zu berichten begonnen, was sein Bruder verschuldet, als der Oberpriester die Hand, wie zur Vorsicht mahnend, auf die bärtigen Lippen legte und ihm dringlich zuraunte: „Schnell und leise, wenn das Leben Dir lieb ist.“

Als Philipp dann mit fliegenden Worten berichtet hatte, daß Zminis auch den Vater verhaftet habe, erhob sich der Greis mit einer Hast, die seinem majestätischen Wesen sonst fremd war, und wies den Jüngling auf eine verhängte Thür des Gemaches.

„Durch dieses Pförtchen," raunte er ihm zu, „kommst Du auf die westliche Hintertreppe und den Gang, der gegenüber dem Stadium ins Freie führt. Im Vorzimmer wissen die Römer wohl schon, wer Du bist. Was jetzt in diesem Hause geschieht, darüber gebieten andere als der Gott, dem es geweiht ist. Die unbesonnenen Worte Deines Bruders gehen bereits von Mund zu Mund. Auch der Kaiser weiß schon davon. — Es ward ihm versichert, der nämliche Hochverräter, der dem Zminis und seinen Häschern entwischte, habe auch einen Strick an unsere Pforte genagelt und ruchlose Schmähworte darunter geschrieben. Jetzt auch nur mit einem Worte für den Alexander oder euren Vater einzutreten, hieße sich selbst auf ein loderndes Feuer werfen, um es zu löschen. Du weißt nicht, wie heiß es brennt. Theokrit schürt es; denn er bedarf seiner, um den Präfekten darin zu vernichten. Kein Wort mehr, und was auch geschehe, solange die römischen Gäste dies Haus bewohnen, betrittst Du es nicht wieder."

Damit hatte der Oberpriester mit eigener Hand die Pforte geöffnet.

„Ungesäumt eilte ich dann nach Hause," schloß Philipp, „und wenn ich, niedergeschmettert von diesem neuen Fehlschlage, vergaß, dem Glaukias Schweigen aufzuerlegen ... Nein — nein! Es ist doch unverzeihlich; es ist ... Vielleicht fährt Alexander jetzt schon über den See, und als Brudermörder wie Caracalla ..."

Hier schlang Melissa dem erschütterten Manne den Arm um die Schulter und suchte ihn liebreich zu trösten, und es schien auch, als thäten ihre beruhigenden Worte ihm wohl. Aber warum verschloß er sich ihr noch immer?

Warum konnte Philipp sich ihr nicht vertrauensvoll eröffnen wie Alexander? Sie war ihm nie viel gewesen, und auch jetzt hielt er vor ihr verborgen, was ihn doch wohl am tiefsten bewegte.

Betrübt wandte sie sich von ihm ab; denn es ging nicht einmal an, ihn zu trösten. Doch da seufzte Philipp schwer und aus tiefstem Herzensgrund auf, und nun hielt das Mädchen sich nicht länger. Zärtlich, wie sie ihm noch nie genaht war, bat sie den Bruder, ihr das Herz zu öffnen. Sie wolle ihm gern tragen helfen, was ihn bedrücke; auch werde sie ihn verstehen; denn sie habe jetzt ja selbst Lust und Leid der Liebe erfahren.

Und sie hatte die rechten Worte gefunden; denn Philipp nickte ihr zu und sagte dumpf: „So höre! Vielleicht wird es mir gut thun.“

Dann begann er zu erzählen, was sie schon von Alexander wußte, und mit den Händen auf den heißen Wangen hörte sie atemlos zu und verlor kein Wort, obgleich die Frage immerfort in ihr aufstieg, ob sie ihm die volle Wahrheit mitteilen solle, die er ja nicht kennen konnte, oder ob es nicht besser sei, seine ohnehin schwer belastete Seele jetzt noch zu schonen.

Mit glühenden Farben schilderte er seine Liebe. Auch Korinnas Herz, versicherte er, müsse es zu ihm hingezogen haben; denn bei ihrer letzten Begegnung am nördlichen Ufer des Sees habe ihre Hand auf der seinen geruht, während er ihr aus dem Boote geholfen. Er fühle noch die Berührung ihrer Finger. Diese Begegnung sei auch kein Zufall gewesen; denn in der vermeinten lebenden Tochter des Seleukus habe er jetzt die irdische Erscheinungsform ihrer abgeschiedenen Seele sicher erkannt. Von

Sehnsucht nach ihm sei auch sie ergriffen gewesen, weil sie mit den feinen Sinnen der körperlosen Geister die Tiefe und Echtheit seiner Leidenschaft empfunden. Alexander habe ihm darüber Gewißheit verschafft; denn als Korinna ihm am See entgegengetreten sei, habe sich ihre Seele schon längst von der irdischen Hülle getrennt. Bevor er sie besessen, sei ihr sterbliches Teil ihm entrissen worden, und doch dürfe er sich glücklich preisen; denn das geistige sei ihm nicht verloren gegangen. In der vergangenen Nacht — der Vater sei zugegen gewesen und keine Täuschung möglich — hätten magische Kräfte ihn wieder mit ihr zusammengeführt.

Beflügelten Geistes, ganz voll von köstlichen Hoffnungen habe er sich zur Ruhe begeben, und Korinna sei ihm auch ungesäumt im Traum erschienen, so wunderschön, so gütig, und dazu feinen Geistes, bereit, seinem Denken und Streben zu folgen. Als er aber eben ein volles Liebesbekenntnis von ihren Lippen vernommen und die Frage an sie gerichtet, wie er sie rufen solle, wenn die Sehnsucht, sie wiederzusehen, übermächtig in ihm werde, habe die alte Dido ihn geweckt, um ihn mitten aus der Wonne des Elysiums in die tiefste Erdennot zu stürzen.

Aber — und dabei richtete er sich selbstbewußt höher auf — er werde es bald dem Magier gleichthun; denn es gebe keine Wissenschaft, die er sich nicht anzueignen vermöge; er habe es den Lehrern schon als Knabe bewiesen. Er, dessen Wissen gestern in der Ueberzeugung gegipfelt, daß es unmöglich sei, etwas sicher zu wissen, dürfe nun doch mit Gewißheit behaupten, es sei der menschlichen Seele vergönnt, sich von dem Stoffe zu trennen, den sie einmal belebt. So habe er denn

den festen Punkt außerhalb der Erde gewonnen, den Archimedes verlangte, um von ihm aus sie selbst zu bewegen, und er werde bald dahin gelangen, als sterblicher Mensch an den Seelen der Verstorbenen, deren Natur er nun kenne, seine Macht so gut wie Serapion, ja besser zu bewähren. Die willige Seele Korinnas werde ihm beistehen, und sei er erst dahin gelangt, den Seelen der Verstorbenen als ihr Meister zu gebieten und sie unter den Lebenden fest zu halten, dann werde eine neue Zeit der Glückseligkeit nicht nur für ihn und den Vater, sondern für jeden beginnen, dem der Tod ein geliebtes Wesen entriß.

Hier unterbrach Melissa seine immer schnellere und zuversichtlichere Rede. Mit wachsender Unruhe war sie dem betrogenen Jüngling gefolgt. Anfänglich hatte sie es grausam gefunden, seinen glücklichen Wahn zu vernichten. Mochte er sich seiner wenigstens freuen, bis die Angst hinter ihm lag, den Bruder durch seine Gedankenlosigkeit ins Verderben gezogen zu haben! Sobald sie aber sah, daß er auch den Vater und die Manen der Mutter mit in das betrügerische Spiel des Magiers zu verstricken gedenke, war es um ihre Zurückhaltung geschehen, und mit mahnendem Eifer drang es ihr von den Lippen: „Du läßt von dem Vater, Philipp; denn nichts als eitles Gaukelspiel war alles, was ihr bei dem Magier gesehen habt.“

„Mäßigung, Kind!“ fiel ihr hier der Philosoph überlegen ins Wort. „Als wär' ich nicht noch gestern nach Sonnenuntergang der gleichen Ansicht gewesen! Du weißt, daß die Richtung der Philosophie, der ich folge, zunächst die Zurückhaltung des Urteils befiehlt; wenn es aber

überhaupt zulässig ist, etwas mit Bestimmtheit zu behaupten . . ."

Doch weiter ließ ihn die Schwester nicht kommen.

Schnell und klar, und immer seltener von seinen Einwürfen unterbrochen, eröffnete sie ihm, wer diejenige sei, der er am Ufer des Sees die Hand gereicht und im Hause des Magiers wiedergesehen habe.

Mit wachsendem Feuer hatte sie das Ihre gethan, seinen unseligen Wahn zu zerreißen; als sie aber das Blut ihm aus den ohnehin fahlen Wangen weichen und ihn die Faust an die Stirn pressen sah, als gälte es, einen körperlichen Schmerz zu verbeißen, fand sie die verlorene Gelassenheit wieder, und die schöne Scheu der Frauenseele, nutzlos wehe zu thun, ließ sie dem Bruder verschweigen, was sie von der Begegnung des Alexander mit Agathe zu erzählen wußte.

Doch trotz dieser Schonung schaute Philipp wie vernichtet zu Boden, und was ihm so weh that, war weniger das peinliche Gefühl, mit grober List betrogen worden zu sein, als die Einbuße des reichen Hoffnungsschatzes, den er in der vergangenen Nacht gehoben zu haben meinte. Es war ihm, als zertrete ein roher Fuß das grünende Zukunftsglück, woran er sich eben noch gefreut, und nicht nur das Leben hienieden, sondern auch das endlose nach dem Tode hatte ihm die Erzählung der Schwester verdorben.

Wo die Hoffnung aufhört, beginnt die Verzweiflung, und mit wie leidenschaftlichem Ungestüm warf der leicht erregbare Grübler, der, ohne je an andere zu denken, nur mit selbstischem Eifer an der Ausbildung des eigenen Geistes gearbeitet und im Wettlauf nach Erkenntnis den

anderen vorauszukommen getrachtet hatte, sich ihr in die Arme.

Wie Steine fielen ihm die dumpfen Worte, in denen er sich den Elendesten der Elenden und ein Opfer des finstern Mißgeschicks nannte, von den Lippen.

Einem kranken Kinde ähnlich, dessen Schmerz sich steigert, wenn es Mitleidige bedauern, wies er den freundlichen Zuspruch der Schwester ungeberdig zurück, bis sie ihm wieder die Pflicht ins Gedächtnis zurückrief, die Hände für die Rettung des Vaters und Bruders zu regen.

Da brach er in den Ruf aus: „Auch sie, auch sie! Uns alle trifft es. Wie die Tantaliden jagt uns Schuldlose ein blindes Schicksal in Tod und Verzweiflung. Was hast Du denn verbrochen, Du stilles, geduldiges Wesen? Was der Vater, was unser froher, den Göttern freundlicher Bruder? Und ich, ich? Haben diejenigen, die man die Lenker der Welt nennt, ein Recht, mich zu strafen, weil ich den rastlosen Geist, den sie mir schenkten, gebrauchte? O, und wie sie zu martern verstehen! Meine Erkenntnis macht mich ihnen verhaßt, und nun beuten sie die Denkfehler des Feindes aus und lassen ihn wie einen Narren betrügen. Gerecht wollen sie sein, und doch handeln sie wie ein Vater, der den Sohn enterbt, weil er als Mann seine Schwächen bemerkte. Nach Wahrheit, nach Erkenntnis hab' ich unter Schmerzen und Thränen gerungen. Es gibt kein Gebiet des Denkens, dessen tiefste Tiefe mein Geist nicht zu ergründen bestrebt war, und wenn ich erkannte, daß es uns Sterblichen nicht gegeben sei, das Wesen der Gottheit zu erfassen, weil die Organe, die sie uns dazu gab, zu klein und ohnmächtig sind, wenn

ich mich weigerte, zu entscheiden, ob das, was ich nicht zu begreifen vermag, sei oder nicht sei, ist es meine Schuld oder die ihre? Vielleicht gibt es göttliche Kräfte, die das All erschufen und regieren; nur von ihrer Güte, ihrer Vernunft und Fürsorge für uns Sterbliche soll man mir schweigen! Kann denn ein vernünftiges Wesen auf das Wohl des andern bedacht sein, wenn es den Wohnplatz, den es ihm anweist, mit Fußangeln und Wolfsfallen besäte, wenn es ihm hundert Triebe in die Brust pflanzte, die ihn, gäbe er ihnen nach, in gräßliche Abgründe lockten? Ist das Wesen mein Freund, das mich entstehen und groß werden ließ, um mich neben erbärmlich wenig wahren Freuden am Marterpfahl leiden zu lassen und endlich, ob schuldig oder schuldlos, so gewiß zu töten, wie es mich geboren werden ließ? Wäre die Gottheit, die uns Sterblichen einen Teil ihres Geistes als Vernunft schenken soll, so beschaffen, wie sie der Menge gezeigt wird, dann könnte es hienieden nichts geben als Weisheit und Güte; aber die Thoren und Schlechten sind in der Mehrzahl, und die Guten den Bäumen gleich, die der Blitzschlag lieber trifft als das am Boden kriechende Unkraut. Ein Titianus fiel dem Tänzer Theokrit, der edle Papinian dem Mörder Caracalla, unser prächtiger Alexander einem Zminis zum Opfer, und die göttliche Vernunft läßt es zu und gestattet der menschlichen, ihr das Gesetz ins Antlitz zu schreien: Für die Schwachköpfe und Schlechten das Glück, für die Hüter und Pfleger der denkenden Vernunft, der Vernunft, die ein Teil ihres eigenen Wesens, Verfolgung, Elend, Verzweiflung!"

„Halt ein," fiel hier Melissa dem Bruder ins Wort. „Hat uns die Strafe der Himmlischen noch nicht schwer

genug getroffen? Willst Du sie zwingen, ihren Zorn noch furchtbarer auf uns zu entladen?"

Da schlug sich der Skeptiker mit herausforderndem Selbstgefühl auf die Brust und rief: „Ich fürchte mich nicht vor ihnen und scheue mich auch nicht, das Ergebnis meines Denkens frei zu verkünden. Es gibt keine Götter! Es gibt keine vernunftgemäße Regierung der Welt. Aus sich selbst ist das All von ungefähr entstanden, und schuf es ein Gott, so gab er ihm ewige Gesetze und läßt diese walten ohne Güte und Gnade und ohne sich um das Gewimmel der Menschen zu kümmern, das die Erde bekriecht wie ein Ameisenschwarm den Kürbis im Garten. Und wohl uns, wenn es so ist; denn tausendmal lieber ein Knecht eiserner Gesetze als der Sklave eines launenhaften Herrn, der neidisch und tückisch Gefallen findet an dem Verderben der Besten."

„Und das, sagst Du, sei das letzte Ergebnis Deines Denkens?" rief Melissa und schüttelte traurig das Haupt. „Fühlst Du denn nicht, daß Du mit solchen Ausbrüchen wilder Verzweiflung nur die eigene Lehre entwürdigst, deren Endziel die Leidenschaftslosigkeit sein soll, der unerschütterliche Gleichmut?"

„Halten denn diejenigen Maß," stieß Philipp keuchend hervor, „die über ein einziges Herz das Gift des Unheils in Strömen ergießen?"

„So rechnest Du dennoch mit denen, deren Dasein Du leugnest?" fragte Melissa mit unwilligem Eifer. „Ist das Deine vielgepriesene Logik? Wohin geraten dem ersten Mißgeschick gegenüber eure Lehren, die euch gebieten, euch eines bestimmten Urteils zu enthalten, um zum Gleichmut zu gelangen, damit — und das gefiel

mir, als ich's zum erstenmal hörte — außer dem Unglück nicht auch die sichere Ueberzeugung die Seele belaste, es sei wirklich ein Unheil, was euch betraf? Um Deiner selbst, um unser aller willen laß dies unsinnige Toben und nenne Dich nicht nur einen Skeptiker, sondern sei es; gebiete der Leidenschaft, die Dich fortreißt. Thu es mir, thu es den Unseren zu Liebe!"

Damit legte sie ihm, der sich wieder auf den Arbeitsstuhl niederwarf, die Hand auf die Schulter, und obwohl er sie verdrossen zurückstieß, fuhr sie in begütigendem und bittendem Tone fort: „Wenn nicht alles zu spät kommen soll, laß uns jetzt ruhig erwägen. Ich bin nur ein schwaches Mädchen, und was uns bedroht, trifft mich weit schwerer als Dich; denn was wäre ich ohne den Vater?"

„Das Leben mit ihm hat Dich wenigstens gelehrt, Dich geduldig zu fügen," unterbrach sie der Bruder dumpf und zuckte die Achseln.

„Ja, das Leben," entgegnete sie fest. „Es weist uns bestimmter auf den rechten Weg als all Deine Bücher. Wer weiß, was den Argutis zurückhält. Ich warte nicht länger. Die Sonne geht bald unter, und diesen Abend — der Römer Samonicus, der auch zu den Gästen gehört, hat mir's erzählt — nimmt der Kaiser im Hause des Seleukus, des Vaters der Korinna, das Mahl ein. Die Eltern der Verstorbenen schätzen den Alexander und werden für ihn thun, was in ihrer Macht steht. Frau Berenike, sagte der Bruder, sei eine edle Matrone. An Dir wäre es, sie um Hilfe anzuflehen für die Unseren; doch Du darfst Dich nicht in die Nähe des Kaisers wagen, und so geh' ich denn selbst und ruhe nicht, bis

die Mutter Korinnas mich anhört und mir verspricht, uns zu helfen."

Da rief Philipp entsetzt: „In das Haus, wo Caracalla mit den Wüstlingen zecht, die seine Freunde, willst Du Dich wagen? Du unerfahrenes, durch Dein bloßes Erscheinen jede Begier erregendes, junges, schönes Geschöpf! Ehe ich das gestatte, bevor ich das dulde, dränge ich mich selbst in das Haus des Seleukus und unter die Häscher, die den Tyrannen umgeben."

„Damit der Vater auch Dich verliert und mir auch der zweite Bruder geraubt wird?" frug Melissa ernst und gelassen. „Kein Wort weiter, Philipp! Ich gehe, und Du erwartest mich hier."

Da brauste der Philosoph befehlshaberisch auf: „Was ist in Dich gefahren, daß Du plötzlich das Gehorchen verlernt hast!? Aber ich werde Dich zwingen, und eh' ich zugebe, daß Du über Dich und uns zu dem Kummer auch Schande und Schmach bringst, schließ' ich Dich in Deine Kammer."

Damit ergriff er die Hand der Schwester, um sie sich nach in das Nebengemach zu ziehen.

Mit aller Kraft wehrte sich die Jungfrau; doch der Bruder war stärker als sie, und schon hatte er sie bis an die Schwelle geschleppt, als die in den Vorsaal führende Thür aufflog und der gallische Sklave Argutis in die Werkstatt stürzte und atemlos und keuchend den Ringenden zurief: „Was thut ihr? Bei allen Göttern, die Zeit ist übel gewählt, euch zu streiten. Zminis ist auf dem Weg hieher mit seinen Leuten, um euch zu verhaften. Gleich werden sie hier sein. In die Küche, Mädchen. Dido verbirgt Dich in der Holzkammer hinter

dem Herde; Du aber, Philipp, mußt in den Hühnerstall kriechen. Nur kein Zaudern; sonst ist es zu spät!"

„Fort denn!" mahnte auch Melissa den Bruder, „durch das Küchenfenster kommst Du ungestört zu dem Geflügel."

Hierauf warf sie sich ihm weinend an die Brust, küßte ihn und rief schnell: „Was uns auch betrifft, ich setze alles daran, den Vater und die anderen zu retten. Lebe wohl, und daß uns die Götter behüten!"

Wie Philipp vorhin die ihre, so ergriff sie nun seine Hand, um ihn sich nachzuziehen, er aber riß sich los und sagte mit einer Gelassenheit, die sie erschreckte: „So mag denn das Aeußerste geschehen. Das Verderben geht seinen Gang. Lieber tot als entwürdigt."

„Unsinniger!" drang es dem Sklaven jetzt über die Lippen, und der an Gehorsam gewöhnte, treue Mann umfaßte den Sohn seines Herrn, um ihn mit Gewalt in die Küche zu schleifen; Philipp aber stieß ihn zurück und rief wütend: „Ich verstecke mich nicht wie ein zitterndes Weib."

Da vernahm der Gallier draußen den Taktschritt der Sicherheitswächter, und ohne des Bruders weiter zu achten, riß er die Schwester sich nach in die Küche, wo die alte Dido sie in Empfang nahm, um sie zu verbergen.

Tief atmend blieb Philipp in der Werkstätte zurück. Durch das weit geöffnete Fenster sah er die Häscher nahen, und der auch in Stärkeren mächtige Trieb der Selbsterhaltung drängte ihn, dem Rate des Sklaven dennoch zu folgen. Bevor er aber noch die Thür erreicht hatte, sah er sich im Geiste zu den unter den Säulengängen im großen Hofe des Museums lustwandelnden Gelehrten treten und hörte diese kichern und ihren schnellen

Witz an dem Skeptiker, dem starken Geist üben, der bei den Hühnern, aus deren Stall man ihn hervorgezogen, einen Versteck gesucht hatte, und dieses Vorstellungsbild besiegelte seinen Entschluß, lieber der Gewalt zu unterliegen, als den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu nehmen. Aber es zeigte sich ihm auch ungesucht ein seiner Stellung, der ganzen Richtung seines Wesens und dem Unglücksgefühl, das seine Seele beherrschte, angemessener und würdiger Grund, die Gefangenschaft auf sich zu nehmen. Als Skeptiker kam es ihm zu, auch das Schwerste mit Gleichmut zu tragen, und er, dem das Rechtbehalten unter allen Umständen wohlthat, hätte der Schwester gern zugerufen, daß die furchtbaren Mächte, deren Feindschaft er auf sich gezogen, fortführen, ihn, der eines bessern Loses würdig gewesen wäre, in Tod und Verzweiflung zu treiben.

Bald darauf trat Zminis ihm entgegen und streckte den langen, hageren Arm nach ihm aus, um ihn im Namen des Kaisers zu verhaften.

Philipp ließ es geschehen, und es regte sich dabei keine Muskel in seinem fahlen Antlitz. Nur einmal flog es ihm wie ein Lächeln um die Lippen; denn es war ihm in den Sinn gekommen, daß man ihn kaum in den Kerker führen würde, wenn man des Alexander habhaft geworden wäre; doch das Lächeln verschwand nur zu bald und machte düsterem Ernste Platz, als Zminis ihm, der ihm jede Antwort verweigerte, höhnisch mitteilte, sein hochverräterischer Bruder habe sich vorhin selber dem Nachtstrategen gestellt und werde hinter Schloß und Riegel sorgsam behütet. Seine Schuld sei indes so groß, daß seine nächsten Angehörigen nach ägyptischem Recht mit

verhaftet und bestraft werden sollten. Es fehle nur noch seine Schwester, aber auch die werde man aufzufinden wissen.

„Möglich," hatte Philipps gelassene Antwort gelautet. „Da die Gerechtigkeit blind ist, hat wohl die Ungerechtigkeit um so schärfere Augen."

„Gut gesagt," lachte der Aegypter. „Man erkennt das Salz, womit man Dich neben dem freien Brot im Museum füttert."

Argutis war Zeuge dieses Gespräches geworden, und als eine halbe Stunde später die Häscher das Haus verließen, ohne Melissa in ihrem Versteck gefunden zu haben, teilte der Sklave ihr mit, daß Alexander sich, wie er gefürchtet, freiwillig ins Gefängnis begeben habe, um die Befreiung des Heron dadurch zu bewirken; die Schurken aber hätten den Sohn festgehalten, ohne den Vater zu entlassen. Beide weilten jetzt mit Ketten belastet im Kerker.

Der Sklave hatte diesen Bericht schon eine gute Weile beendet, und Melissa schaute immer noch bleich, thränenlos, wie versteinert zu Boden; plötzlich aber schüttelte sie sich, als habe ein Fieberschauer sie überfallen, und blickte durch das Fenster in den von der Abenddämmerung verschleierten Garten.

Die Sonne war untergegangen. Die Nacht brach herein, und wieder kam ihr das Wort der Christen in den Sinn: „Da aber die Zeit sich erfüllet."

Auch für sie und die Ihren war ein Abschnitt des Lebens zu Ende gekommen, und ein neuer mußte daraus erwachsen. Sollte Knechtschaft und Tod das freie Geschlecht des Heron vernichten?

Da zeigte sich der Abendstern am fernen Horizonte, und das erschien ihr wie ein Wink der Götter, und sie sagte sich, daß es an ihr sei, der letzten, die im Hause des Heron die Freiheit bewahrt, die Ihren auf der neuen Lebensbahn vor dem Untergange zu behüten.

Der Himmel begann sich mit Gestirnen zu schmücken. Das Gastmahl beim Vater der Korinna, an dem der Kaiser teilnehmen sollte, mußte in einer Stunde beginnen. Unschlüssiges Zaudern konnte alles verderben, und so warf sie das Haupt entschlossen zurück und rief dem Sklaven zu, der teilnahmsvoll jeder ihrer Bewegungen gefolgt war: „Nimm den blauen Mantel des Vaters, Argutis, damit Du stattlicher aussiehst. Mache Dich auch unkenntlich; denn Du sollst mich begleiten, und die Häscher könnten uns nachgehen! — Du, Dido, komm mit mir in meine Kammer. Nimm das neue Feiertagskleid vom Adonisfest aus der Truhe. Es liegt dabei auch das schöne blaue Band der Mutter mit den Gemmen in der Mitte. Der Vater sagte immer: ‚Das trägst Du zum erstenmal am Tage der Hochzeit;‘ aber nun ... Gleichviel! Du sollst mir damit die Locken durchflechten. Ich will in ein vornehmes Haus, wo man keinen einläßt, dem man nicht schon von fern ansieht, daß er guter Leute Kind ist. Den Schmuck laß nur beiseite; die Bittstellerin darf ja nicht prunken.“

Fünfzehntes Kapitel.

Die alte Dido wußte sich nichts Lieberes, als das teure Kind ihrer unvergeßlichen Herrin, das sie redlich aufzuerziehen geholfen, anzukleiden und zu schmücken, heute aber wurde es ihr sauer; denn Thränen über Thränen verdunkelten ihr dabei die alten Augen. Erst als sie die letzte Hand an die Ordnung des reichen braunen Haares der Jungfrau gelegt, die Schulterspange am Peplos befestigt und ihr den Gürtel zurechtgeschoben hatte, lichtete sich ihr beim Anblick des vollendeten Werkes das bekümmerte Gesicht. So schön hatte sie ihr liebes Mädchen noch nie gesehen. Von der kindlichen Befangenheit und der geduldigen Ergebung, die Dido, während sie Melissa die Locken aufband, noch vorgestern gerührt hatten, war zwar nichts mehr auf dieser ernsten, gedankenvollen Stirn und an diesem festgeschlossenen Munde zu bemerken; dafür aber schien die Jungfrau der Sklavin gewachsen zu sein und etwas von der frauenhaften Würde der Mutter gewonnen zu haben.

Die Alte sagte ihr auch, sie sehe aus wie das Bild der Pallas Athene, und fügte, um sie zu erheitern, hinzu,

was die Eule der Göttin angehe, so könne sie, Dido, ja dafür gelten.

Das Scherzen war nie die Sache der Alten gewesen, und heute fiel es ihr besonders schwer; denn sie war verdammt, bis ans Ende die Handmühle zu drehen, wenn das Schlimmste eintraf und man sie in ihrem Alter in ein fremdes Haus und den Argutis in ein anderes verkaufte.

Doch wie war der Gang so schwer, den ihr mutter- und jetzt auch vaterloser Liebling antreten sollte, und deswegen mußte sie zu scherzen versuchen.

Während des Ankleidens hatte sie nicht aufgehört, zu allerlei Göttern und Göttinen zu beten, daß sie der Jungfrau helfen möchten, die Seele derer zu rühren, die sie um Hilfe angehen wollte. Und sie, die sonst geneigt war, immer das Schlimmste zu befürchten, hoffte diesmal das Beste; denn die Gattin des Seleukus mußte ja ein steinernes Herz haben, wenn sie es dieser Unschuld, dieser Schönheit, dem rührenden Blicke dieser großen, bittenden Augen verschließen konnte.

Als Melissa endlich tief verschleiert mit dem Argutis das Haus verlassen hatte, reichte sie dem Sklaven den Arm, und das machte ihn, der den blauen Umwurf des Herrn trug und dem man längst nicht mehr auferlegte, das Haar kurz zu scheren, so stolz, daß er sich aufrecht trug wie ein Freier und niemand einen Sklaven in ihm vermutet hätte. Ein dichter Schleier verbarg das Antlitz Melissas, und sie wie ihr Begleiter waren schwer zu erkennen. Dennoch führte Argutis die Herrin durch möglichst stille und dunkle Gäßchen in die kanopische Straße.

Beide schwiegen und schauten gerade vor sich hin.

Ruhig wie sonst zu denken, wollte der Jungfrau auf diesem Gange nicht gelingen. Wie eine schwer leidende Kranke, die sich in das Haus des Arztes begibt, um durch den Schnitt seines Messers zu sterben oder Heilung zu gewinnen, sagte auch sie sich nur, daß sie etwas Schrecklichem entgegengehe, um etwas noch Furchtbarerem ein Ende zu machen. Dabei trat ihr bisweilen der Vater, der unvorsichtige und doch so wackere Alexander, der beklagenswerte Philipp und der wunde Geliebte vor das innere Auge; doch es wollte ihr nicht gelingen, auch nur eines dieser Bilder festzuhalten. Ebensowenig glückte es ihr, wie sonst, wenn sie etwas Wichtiges unternahm, ein Gebet an die Manen der Mutter oder die Götter zu richten, und zwischen alledem wurde fortwährend eine innere Stimme in ihr laut, die ihr zuversichtlich versicherte, der Kaiser, für den sie geopfert und der besser und milder sei, als die anderen glaubten, werde gerade ihr jede Bitte gewähren.

Aber sie wollte diese Verheißung nicht hören, und als sie einmal dennoch zu erwägen begann, wie es wohl angehen werde, sich Gehör bei dem Cäsar zu verschaffen, rieselte es ihr kalt über den Rücken, und es war ihr, als vernehme sie zum andernmale die letzten Worte des Philipp: „Lieber tot als entwürdigt.“

In des Sklaven Seele waren andere Empfindungen mächtig. Er, der sonst mit weit treuerer Sorge als Heron selbst über die Kinder seines Herrn wachte, hatte Melissa mit keinem Worte abgeraten, diesen gefahrvollen Gang zu unternehmen. Was sie vorhatte, schien auch ihm der letzte Erfolg verheißende Ausweg. Er stand noch im Anfang der Sechziger und war ein geschickter Mann, der

leicht an einen milderen Gebieter gekommen wäre als den Heron; aber er dachte keinen Augenblick an die eigne Zukunft, sondern zunächst nur an die Melissas, die er wie eine eigene Tochter liebte. Seinem Schutze hatte sie sich anvertraut, und er fühlte sich verantwortlich für ihr Schicksal. Wie ein hohes Glück empfand er es darum, ihr schon beim Eintritt in das Haus des Seleukus nützlich sein zu können; denn der Thorhüter desselben war sein Landsmann, den, wie ihn, das Schicksal von den Ufern der Mosella hierher verschlagen hatte. Bei allen Festen, die den Sklaven auf Stunden die Freiheit zurückgaben, waren sie seit Jahren gute Genossen, und Argutis wußte, daß der Freund für ihn und seine junge Herrin thun werde, was in seiner Macht stand. Es mußte ja schwer sein, bei der Wirtin eines Hauses, in dem der Kaiser weilte, Gehör zu erlangen; doch sein Landsmann war gewandt und findig, und was nicht unmöglich war, das setzte er durch.

Gehobenen Herzens und Hauptes schritt der Sklave dahin, und es stärkte ihm die Zuversicht, als in der hell erleuchteten kanopischen Straße einer der Häscher, der bei der Gefangennahme des Philipp mitgewirkt hatte, ihn anschaute, ohne ihn zu erkennen.

In dieser großen und schönsten Verkehrsader der Stadt ging es lebhaft genug her. Die Menge erwartete den Kaiser; doch waren diesmal strengere Maßregeln getroffen worden als beim Einzug; denn die Sicherheitswächter entzogen die ganze südliche Seite der Straße dem Verkehr und gaben den Bürgern nur den mit Bäumen umsäumten Fußweg frei, der sich in der Mitte der Straße zwischen zwei mit Granitplatten belegten

Fahrwegen und den Arkaden vor den Häuserreihen hinzog.

Die solcher Beschränkung ungewohnten freien Bürger der Großstadt rächten sich durch neue Witzeleien an dem Cäsar, der in Alexandria die Wege durch die Sicherheitswächter leer mache wie zu Rom durch den Henker. Als er zwei Wege frei zu halten befahl, scheine er vergessen zu haben, daß er nur noch eines bedürfe, seit er seinen Bruder und Mitregenten ermordet.

Auch Melissa sollte mit ihrem Begleiter auf die Allee zwischen den Fahrdämmen gedrängt werden; doch Argutis wußte einen der Sicherheitswächter zu bereden, daß sie — der Thorhüter werde es bestätigen — zu den Mimen gehörten, die im Hause des Seleukus vor dem Kaiser auftreten sollten, und so führte der Beamte sie selbst bis in den weiten Vorsaal des prächtigsten Hauses der Stadt.

Doch so wenig wie Alexander vor einigen Tagen, war Melissa in der Stimmung, die Herrlichkeiten zu bewundern, die sie hier in verschwenderischer Fülle umdrängten.

Schüchtern und immer noch verschleiert, gesellte sie sich, während Argutis mit dem Thorhüter sprach, zu dem Chor, der, bereit den Kaiser mit Gesang und Saitenspiel zu empfangen, zu beiden Seiten des weiten Raumes aufgestellt war. Sie fühlte nur dunkel, daß das Kichern und Flüstern hinter ihr sich auf sie beziehe, und als ein älterer Mann, der Chorführer, sie fragte, was sie hier begehre, und ihr ernst gebot sich zu entschleiern, gehorchte sie widerstandslos und sagte leise: „Bitte, laß mich hier stehen. Frau Berenike wird mich gleich zu sich bescheiden.“

„Recht, recht,“ versetzte der Musiker und gebot den Sängern, die sich fröhlich in allerlei Vermutungen über das Erscheinen eines so schönen Mädchens kurz vor der Ankunft des Cäsar ergingen, sie unbehelligt zu lassen.

Seitdem Melissa sich des Schleiers entledigt, drängte sich ihr das viele Köstliche, das sie hier von zahllosen Kerzen und Lampen sonnenhell beleuchtet rings umgab, zudringlich auf. Jetzt erst sah sie, daß Blumengewinde die weiß gesprenkelten Porphyrsäulen der Vorhalle umschlangen, daß andere von der offenen Decke in schönen Biegungen niederhingen, daß im Hintergrunde dieses weiten Raumes die marmornen Bildsäulen des Septimus Severus und der Julia Domna, der Eltern Caracallas, aufgestellt waren.

Zur Seite dieser Kunstwerke erhoben sich zwei gewaltige Laub- und Blumengruppen, in denen bunte Vögel, die das helle Licht munter erhielt, auf und nieder flatterten. Doch all diese Herrlichkeiten verschwammen vor ihren Blicken, und die erste Frage, welche die Künstlerstochter sich ihnen gegenüber sonst wohl vorgelegt hätte: ob sie schön seien oder nicht, kam ihr nicht einmal in den Sinn. Auch den Wohlgeruch, den sie einatmete, nahm sie erst wahr, als er, frisch erneut, sie belästigte.

Vollbewußt war ihr nur zweierlei, als Argutis sich ihr endlich wieder näherte: Auf ihr ruhten viele neugierige Blicke, und ringsum fragte man sich, was den Kaiser so lange zurückhalten möge.

Endlich — sie hatte schon viele lange Minuten gewartet — trat ihr der Thorhüter in Begleitung eines schlicht, aber kostbar gekleideten Mädchens, in dem sie die christliche Zofe Johanna erkannte, von der ihr Alexander erzählt, entgegen und winkte ihr stumm, ihr zu folgen.

Tief atmend und gesenkten Hauptes gelangte Melissa endlich an der Seite der Dienerin in ein prächtiges Impluvium, in dessen Mitte, von Rosenbüschen umkränzt, ein Springquell rauschte. Das Licht des Mondes und der Sterne mischte sich hier in den Schimmer zahlloser Lampen und den roten Schein hell lodernder Feuer; denn um das Becken her, woraus plätschernde Wasser zum nächtigen Himmel aufstiegen, waren marmorne Genien aufgestellt, die auf dem Haupt oder in den erhobenen Händen silberne Becken trugen, in denen gierige Flammen duftendes Zedernholz und edle Harze verzehrten.

Im Hintergrunde dieses tageshell erleuchteten Raumes erhoben sich neben den drei Stufen einer Treppe die Marmorstatuen des großen Alexander und des Caracalla. Beide waren von gleicher Größe, und dem Künstler, der die zweite schnell aus leichtem Material hergestellt hatte, war die Aufgabe gestellt worden, den Cäsar dem Helden, den er am höchsten verehrte, in jeder Hinsicht ähnlich zu gestalten. So riefen beide zusammen den Eindruck eines Brüderpaares hervor. Sie wurden von den Flammen zweier Feuer bestrahlt, die auf Altären aus Gold und Elfenbein brannten. Liebliche Knaben im Schmuck bewaffneter Eroten speisten dieselben.

Das alles gewährte einen zauberhaften, die Sinne bestrickenden Anblick. Melissa aber fühlte nur, während sie der Führerin folgte, daß eine fremde Welt sie umgebe, die sie vielleicht einmal im Traum geschaut, bis der Springquell, an dem sie vorbeischritt, sie mit kühlen Wassertropfen benetzte.

Da ward ihr wieder deutlich bewußt, was sie hierherführe.

Als Bittende sollte sie sogleich vor die Mutter Korinnas, vielleicht auch vor den Kaiser treten, und das Schicksal der Ihren war abhängig von ihrem Verhalten. Das Gefühl, eine ernste Pflicht zu erfüllen, ward in ihr lebendig. Höher aufgerichtet faßte sie nach dem Haar, um eine verschobene Locke an die rechte Stelle zu bringen, und das Herz schlug ihr zum Zerspringen, als sie auf der Plattform über den Stufen etliche Herren wahrnahm, die eine Frau redend umstanden. Diese erhob sich eben von dem elfenbeinernen Stuhl und schritt an der Hand eines römischen Senators — denn als solchen ließ ihn die mit Purpur verbrämte Toga erkennen — die Stufen hinunter und Melissa entgegen.

Die hohe Matrone, die den Beherrscher der Welt erwartete und sie doch würdigte, ihr, der armen Künstlertochter, entgegen zu schreiten, überragte den vornehmen Begleiter um eines halben Hauptes Länge, und die kurzen Augenblicke, deren die Mutter Korinnas bedurfte, um sich ihr zu nähern, reichten hin, um Melissa mit Dankbarkeit, Zutrauen und Bewunderung zu erfüllen; ja, diese Spanne Zeit war lang genug, um das Mädchen gegenüber der Pracht des weißen, mit Gold durchwirkten und von Edelsteinen funkelnden Brokatgewandes, das die majestätische Gestalt Frau Berenikes umfloß, vor die Frage zu stellen, was es dieser Mutter, der vor wenig Tagen das einzige, teuere Kind entrissen worden war, wohl kosten müsse, in solchem Prunke dem Kaiser und einer Schar von tobenden Gästen ein freundliches, ja ein beglücktes Antlitz zu zeigen.

Aufrichtiges Mitleid mit dieser reichen, vor allen Weibern der Stadt ausgezeichneten Frau erwachte in

der Seele des der Barmherzigkeit selbst so bedürftigen Mädchens, und als die Matrone ihr gegenüberstand und sie mit der tiefen Stimme gütig fragte, was ihren Bruder so schwer gefährde, verneigte sich Melissa mit unbefangener Anmut, und ob sie auch zum erstenmal von einer so vornehmen Matrone angeredet wurde, antwortete sie doch klar und im vollen Bewußtsein der Aufgabe, die sie hieher geführt hatte: „Ich bin Melissa, die Schwester des Malers Alexander. Wohl weiß ich, daß es unbescheiden ist, jetzt, wo Dir so Schweres obliegt, zu Dir zu dringen; aber ich sah keinen andern Weg, dem Bruder das schwer gefährdete Leben zu retten."

Da fuhr Berenike zusammen und rief ihrem Begleiter, dem Gatten ihrer Schwester und dem ersten Aegypter, der Aufnahme in den römischen Senat gefunden hatte, ernst und mit leisem Vorwurf zu: „Sagte ich's nicht, Coeranus? Es konnte nur das Wichtigste sein, was die Schwester des Alexander veranlaßt, zu dieser Stunde meinen Rat zu suchen." Der Senator aber, aus dessen schwarzen Augen das Wohlgefallen an der seltenen Schönheit Melissas blitzte, versetzte schnell: „Und käme sie auch um des Geringfügigsten willen, sie wäre mir wie Dir dennoch willkommen."

„Laß jetzt dergleichen," unterbrach ihn Berenike in verweisendem Ton. „Schnell, Kind! Was ist es mit Deinem Bruder?"

Da berichtete Melissa kurz und wahr, was der Leichtsinn Alexanders verschuldet und was ihn, den Vater und Philipp bedrohe. Zuletzt flehte sie mit innig rührender Bitte die hohe Frau an, dem Vater und den Brüdern Beistand zu leisten.

Indessen hatte das scharf geschnittene Antlitz des Senators sich immer tiefer verdüstert, und auch Frau Berenike schlug die großen Augen zu Boden. Es fiel ihr sichtlich schwer, eine Entscheidung zu treffen, und dies blieb ihr auch fürs erste erspart; denn Boten eilten herbei, und der Senator befahl Melissa mit fieberhaftem Eifer, zur Seite zu treten.

Dann flüsterte er der Schwägerin zu: „Es geht nicht an, dem Cäsar um dieser Leute willen unter Deinem Dache die Laune zu verderben," und Frau Berenike behielt nur Zeit, ihm ein kurzes: „Ich fürchte ihn nicht" zu entgegnen; denn der erste Bote hatte sie eben erreicht und berichtete atemlos, der Kaiser sei abgehalten, in eigener Person zu erscheinen, doch die Abgesandten, die seine Entschuldigung brächten, folgten ihm auf dem Fuße.

Da rief Coeranus der Schwägerin mit einem bittern Lächeln zu: „Nenne mich wenigstens einen guten Propheten. Was er uns Senatoren oft genug anthat, damit werdet auch ihr euch abfinden müssen."

Doch die Matrone hörte ihn kaum; denn voll inbrünstigen Dankes hatte sie die Augen aufwärts gerichtet und aus der erleichterten Brust drang ihr der Ruf: „Lob den Göttern für diese Gnade!"

Dann löste sie die Hände von dem stürmisch bewegten Busen und rief dem Hausmeister zu, der dem Boten nachgeeilt war: „Der Kaiser erscheint nicht. Benachrichtige den Herrn, doch so, daß es den anderen nicht auffällt. Er soll die Abgesandten hier mit mir empfangen. Die für mich bestimmten Polster läßt Du sogleich in aller Stille entfernen, dann aber soll das Gastmahl ungesäumt beginnen. — O Coeranus, Du

weißt nicht, welche Marter dieser armen Seele erspart bleibt!“

„Berenike,“ fiel ihr der Senator mahnend ins Wort, und legte den Finger auf die Lippen. Dabei nahm er auch wieder die junge Bittstellerin wahr und rief ihr bedauerlich zu: „Dein Gang hieher war leider vergeblich, mein schönes Kind. Bist Du so verständig wie reizend, dann wirst Du einsehen, daß es zu viel verlangt ist, sich zwischen den Löwen und denjenigen zu stellen, der ihn zur Wut reizt.“

Doch die Matrone achtete nicht dieser Warnung, die der Senator auch auf sie gemünzt hatte, sondern sagte, während der flehende Blick Melissas sie traf, mit selbstbewußter Bestimmtheit: „Du bleibst. Wir werden sehen, wen der Kaiser uns schickt. Ich weiß besser als dieser Herr, Kind, was es heißt, sein Liebstes bedroht zu sehen. Wie alt bist Du, Mädchen?“

„Achtzehn Jahre,“ versetzte die Gefragte.

„Achtzehn?“ wiederholte die Matrone, als erschrecke sie diese Zahl; denn ihre Tochter hatte das gleiche Alter erreicht. Dann erhob sie die Stimme und fuhr mit ermutigender Wärme fort: „Was in meiner Macht steht, wird für Dich und die Deinen geschehen, und Du hilfst mir, Coeranus.“

„Wenn es angeht,“ entgegnete dieser, „mit dem ganzen Eifer meiner Verehrung für Dich und der Bewunderung, die alles Schöne mir einflößt. Doch da kommen die Gesandten. Der ältere ist der gelehrte Philostratus, dessen Schriften Du kennst; der jüngere das Glückskind Theokrit, von dem ich Dir erzählte. Wenn der Zauber ihres Antlitzes diesen Allmächtigen zu gewinnen verstünde!“

„Coeranus," fiel ihm hier die Matrone mit ernstem Vorwurf ins Wort; doch hörte sie nicht mehr die entschuldigende Antwort des Senators; denn Seleukus, ihr Gatte, schritt eben die Treppe hinunter und, nachdem er ihr flüchtig zugewinkt hatte, den Gesandten entgegen.

Der Günstling Theokrit führte das Wort und verleugnete auch hier, trotz der Trauertoga, die ihn in schönen Falten umwallte, in keiner Bewegung den früheren Schauspieler und Tänzer.

Als Seleukus ihn seiner Gattin entgegenführte, versicherte Theokrit, sein hoher Herr sei ebenso erschreckt wie betrübt gewesen, als er vor kaum einer Stunde, schon bekränzt und zum Feste gerüstet, erfahren, daß die Götter dem Hause, von dessen Gastlichkeit er frohe Stunden erwartet, das einzige Kind grausam entrissen hätten. Schmerzlich empfinde der Cäsar den Unstern, als Nichtwissender die Ruhe, die des Trauernden Recht sei, gestört zu haben. Er ersuche sie und ihren Gemahl, sich der Gunst des Beherrschers der Welt versichert zu halten. Was ihn, den Theokrit, angehe, werde er zu berichten wissen, wie herrlich sie ihren fürstlichen Wohnsitz zu Ehren des Cäsar zu schmücken verstanden. Mit tiefer Rührung werde sein erhabener Herr vernehmen, daß auch die beraubte Mutter, die wie Niobe kinderlos traure, die Versteinerung, die sie an den Sipylos fessele, gelöst, und sich bereitet habe, strahlend wie Juno an der goldenen Tafel der Götter den höchsten aller sterblichen Gäste würdig zu empfangen.

Frau Berenike gelang es, sich Gewalt anzuthun und die schwülstigen Phrasen des Günstlings zu Ende zu hören, ohne ihn unwillig zu unterbrechen. Wie der

bitterste Hohn kam ihr jedes Wort vor, das dem Komödianten so glatt von den Lippen floß, und die Persönlichkeit desselben erschien ihr so widerwärtig, daß sie sich wie erlöst fühlte, als er, nachdem er noch mit dem Hausherrn einige Worte gewechselt, um Erlaubnis bat, sich zurückziehen zu dürfen, da wichtige Geschäfte ihn riefen.

Und so verhielt es sich in der That. Um keinen Preis hätte er diese Pflichten einem andern überlassen; denn es lag ihm ob, dem Präfekten Titianus, der ihn beleidigt, mitzuteilen, daß der Kaiser ihn abgesetzt habe und die gegen ihn erhobene Anklage wegen schlechter Amtsführung zu erwägen gedenke.

Der zweite Gesandte blieb zurück, und nachdem er die Ladung des Seleukus abgelehnt hatte, ihm zum Mahle zu folgen, und mit Frau Berenike einige Worte getauscht, zog der Senator ihn auf die Seite und führte ihn nach einem kurzen Gespräche Melissa entgegen, um sie aufzufordern, die Sache der Ihren dem berühmten Philostratus, der zu den bevorzugten Freunden des Kaisers gehöre, ans Herz zu legen.

Dann folgte Coeranus dem Winke der Schwägerin, die zu wissen begehrte, ob er es verantworten könne, dem Hofmanne, von dem sie nichts wisse, als daß er geschmackvoll zu schreiben verstehe, dies selten schöne Mädchen zuzuführen, das sich unter ihren Schutz gestellt habe, und das sie auch zu behüten gedenke.

Diese Frage schien den Senator zu belustigen, doch dem Ernste der Schwägerin gegenüber änderte er bald den leichtfertigen Ton und bekannte, daß der junge Philostratus einer der letzten gewesen wäre, dem er den Schutz

einer Jungfrau anvertraut hätte. Seine berühmten Briefe lehrten deutlich genug, ein wie eifriger und glücklicher Freund schöner Frauen der geistreiche Philosoph und Schriftsteller gewesen. Doch das sei anders geworden. Auch jetzt noch huldige er zwar der weiblichen Anmut, doch führe er ein geordnetes Leben und sei einer der wärmsten und ernstesten Verteidiger der väterlichen Religion und Tugend geworden. Er gehöre zu dem gelehrten Kreis der Julia Domna, der Mutter des Kaisers, in deren Auftrag er den Caracalla begleite, um, wo es angehe, die wilden Leidenschaften ihres Sohnes zu zügeln.

Das Gespräch, das Melissa indes mit dem Philosophen begonnen, hatte eine sonderbare Wendung genommen; denn schon bei der ersten Anrede war ihr das Wort auf den Lippen erstorben; hatte sie doch in dem Abgesandten des Kaisers den römischen Herrn wieder erkannt, der ihr im Tempel des Aeskulap aus dem Archiv entgegengetreten war und sie leicht belauscht haben konnte.

Und Philostratus schien sich gleichfalls ihrer Begegnung zu erinnern; denn sein kluges Gesicht, in dem sich Ernst und Heiterkeit liebenswürdig paarten, glänzte hell auf, und seinen Mund umspielte ein feines Lächeln, als er sie fragte: „Irr' ich mich, schöne Jungfrau, oder gewährte mir der große Asklepios am Morgen die Gunst, Dir zu begegnen, die ich am Abend dem göttlichen Cäsar verdanke?"

Da wies Melissa mit dem Blick auf den Senator und Frau Berenike, und obgleich ihr Ueberraschung und Bangigkeit die Lippen schlossen, sprachen ihre erhobenen Hände und ihr ganzes Wesen doch deutlich genug die Bitte aus, sie nicht zu verraten.

Und der Philosoph verstand sie und that ihr den Willen. Es gefiel ihm, mit einem so anmutigen Kinde ein Geheimnis zu teilen. Er hatte sie auch wirklich belauscht und überrascht und betroffen vernommen, daß sie für den Kaiser inbrünstig gebetet. Das reizte seine Neugier aufs höchste.

So raunte er ihr denn zu: „Was ich beim Asklepios sah und hörte, soll unser Geheimnis bleiben, mein Mädchen. Aber was in aller Welt konnte Dich veranlaßen, so herzlich für den Kaiser zu beten? Hat er Dir und den Deinen etwas Gutes erwiesen?"

Melissa verneinte dies mit einem leisen Kopfschütteln, und nun fuhr der Philosoph mit verdoppelter Wißbegier fort: „So gehörst Du zu denen, deren Herz Eros durch den Anblick des Bildes oder der Gestalt eines Menschen mit Liebe erfüllt?"

Da versetzte sie eifrig: „Welch ein Gedanke! O nein, nein! Ganz gewiß nicht."

„Nicht?" fragte Philostratus mit wachsendem Erstaunen. „Dann erwartet Deine hoffnungsreiche, junge Seele vielleicht, er könne noch bei seiner Jugend unter dem Beistande der Götter wie Titus ein Beglücker des Erdkreises werden?"

Da schaute sich Melissa scheu nach der Matrone um, die immer noch mit dem Senator sprach, und erwiderte schnell: „Sie nennen ihn einen Mörder! Aber ich weiß gewiß, daß er von schrecklichen Schmerzen des Leibes und der Seele gequält wird, und weil mir nun einer, der vieles weiß, sagte, daß es keinen gebe unter den Millionen, die der Cäsar beherrscht, der für ihn bete, da that er mir so leid — ich kann es nicht sagen . . ."

„Und deswegen," unterbrach sie der Philosoph, „erschien es Dir löblich und wohlgefällig den Göttern, die erste und einzige zu sein, die freiwillig und ungesehen ein Opfer für ihn auf den Altar legt? So hat sich's verhalten. Und wahrlich, Kind, Du brauchst Dich des nicht zu schämen."

Dann verfinsterte sich ihm plötzlich das Antlitz, und in verändertem Tone frug er ernst: „Bist du eine Christin?"

„Nein," versetzte sie bestimmt. „Wir sind Griechen. Wie könnt' ich auch dem großen Asklepios ein blutiges Opfer bringen, wenn ich an den Gekreuzigten glaubte?"

„Dann, dann," sagte Philostratus, und die Augen leuchteten ihm hell auf, „darf ich Dir in der Götter Namen versichern, daß ihnen Dein Gebet und Opfer wohlgefällig waren; ich selber aber, Du wackeres Kind, schulde Dir eine große Freude. Und nun noch eins. Wie war Dir zu Mute, Mädchen, als Du das Heiligtum verließest?"

„Leicht, Herr, und freudig," erwiderte sie schnell und schaute ihm mit den großen Augen heiter und offen ins Antlitz. „Singen hätte ich mögen mitten auf der Straße, obwohl sie nicht leer war."

„Das wollt' ich nur hören," versetzte er befriedigt, und während er ihr noch die Hand schüttelte, die er mit der liebenswürdigen Lebhaftigkeit seines Wesens ergriffen hatte, trat der Senator mit der Matrone ihm näher.

„Hat sie um Deinen Beistand geworben?" frug Coeranus, und Philostratus erwiderte schnell: „Was in meiner Macht liegt, für sie zu thun, das soll sicher geschehen."

Da bat Frau Berenike die beiden, ihr in ihre Ge-

mächer zu folgen; denn was an das Fest erinnerte, war ihr zuwider, und schon unterwegs begann Melissa dem neuen Freunde zu berichten, was ihren Bruder bedrohe.

In dem kunstvollen, ohne Prunk, doch mit den edelsten Werken der alten alexandrinischen Kunst ausgestatteten Frauengemache führte sie ihre Erzählung zu Ende.

Philostratus hatte ihr aufmerksam zugehört, doch bevor sie noch ihre Bitte in Worte kleiden konnte, unterbrach er sie mit dem Rufe: „So wird es also gelten, den Kaiser zu bewegen, Gnade zu üben, und das ... Du weißt nicht, Kind, was Du damit verlangst!“

Hier wurde er von einem Boten des Seleukus unterbrochen, der den Coeranus zu den Gästen berief, Frau Berenike aber begab sich, sobald sich der Senator entfernt hatte, in ihr Gemach, um den ihr widrigen Putz abzulegen.

Mit der Verheißung, bei ihrer baldigen Wiederkehr sich mit an der Beratung zu beteiligen, ging sie, und nachdem Philostratus ihr eine Weile gedankenvoll nachgeschaut hatte, wandte er sich an Melissa mit der Frage: „Würdest Du Dich entschließen, den Deinen zu liebe Dich bitteren Demütigungen, ja vielleicht einer schweren Gefahr auszusetzen?“

„Alles, auch das Leben für sie!“ entgegnete Melissa so freudig entschlossen, und aus ihren Augen strahlte dem Frager so opfermutige Begeisterung entgegen, daß es ihm das alternde Herz wärmte und der Grundsatz, dem er, seit er in der Nähe des Kaisers weilte, streng gefolgt war, ungefragt auch kein Wort an den Herrscher zu richten, in alle Winde zerstob.

Mit ihrer Hand in der seinen und einem forschenden

Blick in ihr Antlitz frug er sie noch einmal: „Und wenn es einen Schritt zu thun gälte, vor dem vielen Männern der Mut versagte; — Du würdest ihn wagen?“

Auch diesmal war ein frohes „Ja“ die Antwort, und nun gab Philostratus ihr die Hand frei und sagte: „So wollen wir denn das Aeußerste versuchen. Ich ebene Dir den Weg, und morgen — erschrick nicht — morgen trittst Du unter meinem Schutze vor den Kaiser.“

Da entfärbten sich die Wangen der Jungfrau, die neu erwachende Hoffnung lieblich gerötet, und während ihr Ratgeber den Wunsch äußerte, das weitere mit der Gattin des Seleukus zu bereden, trat Berenike in das Gemach.

Sie trug jetzt wieder Trauergewänder, und ihr bleiches, edles Antlitz war noch feucht von den Thränen, die sie eben vergossen. Jene dunklen Schatten, die, wo sie das Auge einer Frau umgeben, auf vergangene Seelenstürme deuten, wie der Hof, der den Mond, das Auge des nächtlichen Himmels, umrahmt, auf nahendes Unwetter weist, waren tiefer geworden, und als ihr bekümmerter Blick Melissa traf, überkam das Mädchen das Verlangen, sich dieser Frau in die Arme zu werfen und sich auszuweinen wie an der Brust einer Mutter.

Auch Philostratus schien von dem Anblick der Matrone ergriffen, die so vieles besaß und der ein roher Schicksalsschlag alles verdarb, was dem weiblichen Herzen teuer.

Es that ihm wohl, ihr mitzuteilen, daß er hoffen dürfe, den Kaiser milder zu stimmen. Was er vorhabe, sei indes ein Wagnis. Der Cäsar sei tief aufgebracht über die höhnischen Angriffe, die er hier erfahre, und der Bruder Melissas vielleicht der einzige Spötter, dessen man habhaft geworden. Ungestraft könne der Frevel der

Alexandriner Witzlinge nicht bleiben. In solcher verzweifelten Lage hülfen nur verzweifelte Mittel, und darum wage er den Vorschlag, Melissa zu dem Herrscher zu führen, damit sie ihn selbst um Gnade bitte.

Da zuckte die Matrone zusammen, wie von einem Skorpionstich getroffen. Heftig erregt, und als habe sie die Jungfrau vor einem Angriff zu schützen, schlang sie den Arm um sie, und Melissa schmiegte hilfesuchend das Haupt an die Brust der Matrone.

Da ward Berenike durch den Wohlgeruch, der den Locken des Mädchens entstieg, an die Stunden erinnert, in denen sie das eigene Kind so warm am Herzen gehalten. Ihr Mutterherz hatte ein neues Liebesziel gefunden, und mit dem Rufe: „Unmöglich!" zog sie den Schützling fester an sich.

Doch Philostratus bat sie um Gehör.

Von dem Gnadengesuch durch einen Dritten, sagte er, sei nichts zu erwarten als das Verderben dessen, der die Fürbitte wage.

„Caracalla," fuhr er fort und wandte sich an Melissa, „ist furchtbar in seinem Zorne, wer könnte es leugnen; doch in der letzten Zeit hat schweres Leid einen reizbaren Unzufriedenen aus ihm gemacht, der auf strenge Sitten hält in seiner Umgebung. Die Schönheit des Weibes gilt ihm nichts mehr, und dies anmutige Kind wird ohnehin mancherlei vor seiner Leidenschaft sichern. Er soll wissen, daß die Gattin des Oberpriesters, dessen Gast er ist, die würdigste der Frauen, dem Schicksal Melissas mit Teilnahme folgt, und ich selbst, der Freund seiner Mutter, bleibe in ihrer Nähe. Maßlos und von keinem Lebenden zu bändigen ist dagegen seine Rachelust, und

wer sie erweckte, den vermöchte auch nicht die edle Frau Julia vor dem grausamsten Mißgeschick zu bewahren. Weißt Du es nicht, so laß es Dir melden, Mädchen, daß er seinem Bruder Geta das Leben nahm, obgleich ihn die Arme der erhabenen Frau schützend umfingen, die ihn und sein Opfer gebar. Auch das mußtest Du wissen, und nun frage ich Dich zum drittenmal: Bist Du immer noch willens, alles für die Deinen zu opfern? Hast Du den Mut, den Gang in die Höhle des Löwen zu wagen?"

Da schmiegte Melissa sich fester an die Matrone, und von ihren erblaßten Lippen klang es leis, doch entschieden: „Ich bin bereit, und er wird mich erhören."

„Kind, Kind," rief die Matrone entsetzt und löste den Arm von dem Mädchen. „Du weißt nicht, was Dir droht. Dich blendet die glückliche Zuversicht der unerfahrenen Jugend. Ich kenne das Leben, und hier vor Augen sehe ich Dein Herzblut, rein und rot wie das der jungen Lämmer . . . Ich sehe . . . O Kind, Du kennst nicht den Tod und seinen furchtbaren Ernst!"

„Ich kenne ihn," fiel ihr Melissa in fieberhafter Erregung ins Wort. „Mein Liebstes, die Mutter, — mit diesen Augen sah ich sie sterben. Was ging mir nicht alles mit ihr zu Grabe! Und doch! Die Hoffnung blieb lebendig hier drinnen, und ein wie wüster Mörder Caracalla auch sein mag, mir wird er nichts anthun, gerade weil ich so schwach bin. Und, Frau Berenike, was bin ich denn, was liegt an meinem Leben, und was geht mit dem Vater verloren und den Brüdern, die beide auf dem Weg sind zum Höchsten und Größten!"

„Doch Du bist Braut," fiel die Matrone ihr lebhaft ins Wort, „Du sagtest auch vorhin, daß der Verlobte

Dir teuer . . . Und er? Er liebt Dich gewiß, und gehst Du zu Grunde, so verdirbt ihm der Schmerz das junge blühende Leben."

Da schlug Melissa die Hände vor das Antlitz und schluchzte laut auf: „So zeigt mir doch einen andern Weg! Jeden, auch den schwersten will ich betreten. Aber es gibt ja keinen, und wäre Diodor hier, er hinderte mich gewiß nicht; denn wozu das Herz mich drängt, das ist meine Pflicht und das Rechte! Doch er liegt krank und mit getrübtem Geist auf dem Lager, und ich kann ihn nicht fragen; aber Du, edle Frau, aus deren Augen mir so viel Güte entgegenschaut, laß doch ab, mir Salz in die Wunden zu streuen! Was mir obliegt, ist ja ohnehin so schwer! Aber ich würde es doch thun und zu dem schrecklichen Manne zu dringen versuchen, auch wenn keiner mich schützte!"

Mit wechselnden Empfindungen war die Matrone diesem Herzensergusse gefolgt. Was in ihr war, sträubte sich gegen den Gedanken, dies reine, schöne, liebenswerte Geschöpf der Wut des Tyrannen preiszugeben, dessen Verruchtheit so groß und grenzenlos war wie seine Macht; und doch sah auch sie keinen andern Weg, den Künstler zu retten, der ihr lieb geworden war. Ihre große Seele verstand den Entschluß der Jungfrau, das Leben der Ihren mit dem eigenen Herzblute zu erkaufen. In der gleichen Lage wäre sie selbst bereit gewesen, das Gleiche zu thun. Dazu sagte sie sich, wie glücklich es sie gemacht hätte, bei der eigenen Tochter die nämliche Gesinnung zu finden. So schmolz denn ihr Widerstand dahin, und von den widerstrebenden Lippen drang ihr der Ruf: „Thue denn, was Du für recht hältst!"

Dankbar und wie von einer schweren Last befreit flog Melissa ihr wiederum an die Brust, Frau Berenike aber trug Sorge, dem Schützling den steinigen Gang, so weit es in ihrer Macht lag, zu ebnen.

Eingehend und als gelte ihre Fürsorge der eigenen Tochter, hielt sie mit Philostratus Rat, und es ward, während aus dem Männersaale der Lärm des fortschreitenden Gastmahls zu ihnen drang, beschlossen, daß sie die Jungfrau in eigener Person zu der Gattin des Oberpriesters, des Bruders ihres Gemahls, führen und bei ihr auf die Rückkehr Melissas warten solle.

Philostratus stellte die passende Stunde und andere Einzelheiten fest und wünschte dann auch Näheres über den jungen Künstler zu erfahren, dessen Spottlust so Schweres über die Seinen gebracht

Sogleich führte Frau Berenike den Philosophen in das Nebengemach, wo das Bildnis ihrer geliebten Verstorbenen aufgestellt war. Ein dichter Kranz von Veilchen, die Lieblingsblumen der Verstorbenen, umgab es. Zwei dreiarmige Lampen auf hohen Gestellen beleuchteten das herrliche Kunstwerk, und Philostratus, ein Kenner, der viele Gemälde in geschmackvoller und anschaulicher Weise beschrieben hatte, versenkte sich stumm in die schönen Züge, die mit seltener Meisterschaft und der begeisterten Hingabe eines liebenden Herzens wiedergegeben waren.

Endlich wandte er den Blick auf die Matrone und rief: „Glückseliger Künstler, dem ein solches Vorbild sich darbot! Ein Werk, würdig der alten, besseren Zeit und eines Meisters aus den Tagen des Apelles! Was Dir in dieser Tochter genommen ward, edle Frau, hatte nicht seinesgleichen, und kein Schmerz ist groß genug, es zu

beklagen. Aber die Gottheit, die nimmt, weiß auch zu geben, und durch dies Bildnis rettet sie Dir einen Teil dessen, was Du an Deinem Kinde geliebt. Auch für Melissas Sache ist dies herrliche Bildnis bedeutend; denn der Kaiser hat einen feinen Sinn für die Kunst, und zu den Mängeln seiner Zeit, die ihm die Seele verbittern, gehört auch die Lähmung, die das Schaffen der bildenden Künstler befiel. Für den Meister, der dies Bildnis schuf, wird es leichter sein, Gnade zu erwirken, als für einen hochgeborenen Großen. Maler, wie diesen Alexander, braucht er außerdem für die Pinakothek in den von ihm geschaffenen herrlichen Bädern am Tiber. Wolltest Du mir Dein Kleinod anvertrauen für den morgenden Tag..."

Da unterbrach ihn die Matrone mit einem lebhaften „Nie", und wie zum Schutz legte sie die Hand auf den Rahmen.

Doch Philostratus ließ sich nicht entmutigen und fuhr im Tone schmerzlicher Enttäuschung fort: „Dies Bildnis ist Dein, und wer kann Dir Deine Weigerung verdenken? Wir werden also versuchen müssen, ohne diesen mächtigsten aller Bundesgenossen zum Ziele zu gelangen."

Frau Berenikes Blicke waren während dieser Worte auf dem Antlitz der Tochter ruhen geblieben und versenkten sich mehr und mehr in die schönen, sprechenden Züge des verstorbenen Kindes.

Wie sie selbst, so schwieg alles rings umher.

Endlich wandte sie das Haupt langsam Melissa zu, die betrübt zu Boden schaute, und sagte leise: „Sie war Dir ähnlich in vielen Stücken. Die Gottheit hatte sie geschaffen, um Glück und Licht um sich her zu verbreiten. Wo sie Thränen trocknen konnte, that sie es gern. Ihr

Bild ist ja stumm, aber dennoch befiehlt es mir, so zu handeln, wie sie es gethan haben würde. Kann dies Werk des Alexander in der That den Kaiser bewegen, Gnade zu üben, so soll es . . . Du, Philostratus, bestehst auf Deiner Meinung?"

„Ja," versetzte dieser bestimmt, „einen besseren Fürsprecher als dies Werk gibt es nicht für den Meister!"

Da richtete die Matrone sich auf und sagte: „Wohl denn! Morgen in aller Frühe ist es bei Dir im Serapeum. Das Bild der Verstorbenen mag verloren gehen, wenn es den Lebenden rettet, der es so liebevoll schuf." Hier reichte sie dem Philosophen mit abgewandtem Antlitz die Hand und verließ schnell das Gemach.

Ungesäumt eilte Melissa ihr nach und rief überströmend von dankbarer Liebe der Schluchzenden entgegen: „Weine nicht! Ich weiß etwas, das Dir besseren Trost bringen kann als das Werk meines Bruders; das lebendige Ebenbild, mein' ich, Deiner Korinna. Eine Jungfrau wie sie . . . Hier in Alexandria lebt sie . . ."

„Agathe, die Tochter des Zeno?" fragte die Matrone, und als Melissa dies bejahte, fuhr jene schwer atmend fort: „Dank für Deine Güte, mein Mädchen; doch auch dies Kind ging mir verloren."

Dabei stöhnte sie laut auf und warf sich mit dem leisen Ruf: „Ich will allein sein!" auf den Diwan.

Da zog sich Melissa bescheiden in das Nebenzimmer zurück, und Philostratus, der indes tief versunken in das Bildnis Korinnas dagestanden hatte, nahm von ihr Abschied.

Ohne den kaiserlichen Wagen zu benützen, der seiner harrte, begab er sich zu Fuß in sein Quartier, und so

heiter und mit sich selbst zufrieden wie auf dieser Wanderung hatte er sich lange nicht gefühlt.

Nachdem Frau Berenike kurze Zeit einsam geruht hatte, rief sie Melissa wieder zu sich und sorgte für den jungen Gast, als sei ihr in ihm der verlorene Liebling auf kurze Zeit wiedergeschenkt worden.

Zunächst gestattete sie dem Mädchen, den Sklaven Argutis kommen zu lassen, und nachdem auch sie den treuen Mann versichert, daß alles gut zu gehen verheiße, entließ sie ihn mit der Weisung, sich daheim für die junge Herrin zur Verfügung zu halten, die einstweilen in ihrem Hause Schutz finden werde.

Sobald der Trevirer sie verlassen, befahl sie der Zofe Johanna, ihren Bruder zu rufen.

Während diese den Auftrag erfüllte, teilte die Matrone dem Mädchen mit, daß dies Geschwisterpaar zu den Christen gehöre. Sie seien die Kinder von Freigelassenen ihres Hauses und frei geboren. Johannes habe sich schon früh so gelehrig gezeigt, daß man seinem Wunsche, ihn zum Sachwalter auszubilden, nachgegeben habe. Jetzt gehöre er zu den geachtetsten Anwälten der Stadt; doch stelle er seine seltene Beredsamkeit, die er nicht nur in Alexandria, sondern auch zu Karthago ausgebildet habe, am liebsten in den Dienst angeklagter Christen. In den freien Stunden besuche er die Verurteilten in den Kerkern, spreche ihnen Trost zu und beschenke sie mit dem reichen Gewinne, den seine Thätigkeit unter den Reichen ihm schenke. Er sei der rechte Mann, die Ihren aufzusuchen, ihre Hoffnung neu zu beleben und ihnen ihren Gruß zu überbringen.

Als der Christ dann erschien, zeigte er sich mit Freuden

bereit, diesen Auftrag auszurichten. Seine Schwester war schon beschäftigt, Wein und andere Erfrischungen für die Gefangenen zusammenzupacken, und Johannes bekannte der Matrone, daß es wohl mehr werden würde, als die drei, um die es sich handle — auch wenn ihre Haft recht lange dauere — aufbrauchen könnten.

Sein Lächeln bewies, wie sicher er auf die Freigebigkeit Frau Berenikes baue, und Melissa faßte schnell Zutrauen zu dem jungen Christen, der sie an ihren Bruder Philipp erinnert hätte, wenn die Haltung seiner hageren Gestalt nicht aufrechter und das lange Haar nicht schlicht und völlig ungekräuselt gewesen wäre.

Am wenigsten glichen die Augen des Johannes denen des Philipp; denn sie blickten so milde in die Welt wie die des Philosophen scharf und prüfend.

Melissa trug ihm mancherlei für den Vater und die Brüder auf, und als Frau Berenike ihn bat, dafür zu sorgen, daß das Bild ihrer Tochter sicher in das Serapeum gelange, wo es helfen solle, den Kaiser günstig für den Maler zu stimmen, lobte er den Entschluß der Matrone und fügte bescheiden hinzu: „Wie lange gehört uns denn überhaupt, was wir an vergänglichen Gütern besitzen? Vielleicht einen Tag, ein Jahr und im bestem Fall einige Lustren. Aber die Ewigkeit ist lang, und wer ihr zu liebe die Zeit vergißt und auf sie allein, die ja auch die Zeit unserer eigenen Seele ist, seine Hoffnung setzt, der verlernt zu beklagen, was uns an vergänglichen Gütern, und wären es die edelsten und uns teuersten, geraubt ward. O, könnte ich auch Dich dahin führen, auf die Ewigkeit Deine Hoffnung zu setzen, Du beste der Frauen, Du treuste der Mütter! Sie, die auch das klügste Gehirn nicht zu fassen

vermag — das sag' ich Dir, der Philosophin — ist das am schwersten zu erreichende und darum das vornehmste Ziel für das menschliche Denken. Faß es ins Auge, und in ihrem unermeßlichen Reiche, auch Dein zukünftiges Heim, wirst Du der Geschiedenen wieder begegnen, wird nicht nur ihr Bild Dir von neuem angehören, sondern sie selbst."

„Laß das," unterbrach hier die Matrone den Freigelassenen mit herber Ungeduld. „Ich weiß, wo Du hinaus willst; doch die Ewigkeit zu erfassen, ist dem Geiste der Gottheit vorbehalten; der unsere scheitert an diesem Versuche. Wie dem Ikarus schmelzen ihm die Flügel ab, und er stürzt in das Meer — das Meer des Wahnsinns mein' ich, dem ich oft nahe genug war. — Ihr Christen glaubt ja die Ewigkeit zu kennen, und wenn ihr darin nicht irrtet ... Doch ich will den alten Streit nicht erneuern. Gib mir mein Kind zurück auf ein Jahr, einen Monat, einen Tag nur, wie es war, bevor es von der mörderischen Krankheit erfaßt ward, und ich schenke Dir das Wolkenkuckucksheim Deiner Ewigkeit und gebe den Rest meines Erdenlebens noch mit in den Kauf."

Wie in hartem Fieberschauer wurde die kraftvolle Frau von dem neu aufgeregten Schmerze geschüttelt; sobald sie aber die Fähigkeit zurückgewonnen hatte, verständlich zu reden, rief sie dem Sachwalter zu: „Ich will Dich wahrlich nicht kränken, Johannes. Ich schätze Dich, und Du bist mir lieb. Aber wenn Du willst, daß es so bleibe, dann laß von dem thörichten Verlangen, die Schildkröte fliegen zu lehren. Thu das Deine für die armen Gefangenen, und wenn Du ..."

„Morgen, sobald es Tag wird, suche ich sie auf,"

unterbrach sie Johannes und verabschiedete sich schnell von den Frauen.

Sobald sie wieder allein waren, rief Berenike: „Da geht er hin, verletzt, als hätte ich ihm unrecht gethan. Und so sind sie alle, die Christen! Anderen aufzudrängen, was ihnen recht scheint, halten sie für Pflicht, und wer sich ihrer fraglichen Wahrheit verschließt, von dem setzen sie voraus, daß er beschränkten Geistes sei oder Feind alles Guten. Die Agathe, von der Du mir sprachst, und auch Zeno, ihr Vater, der Bruder meines Gatten, sind Christen. Korinnas Tod, hoffte ich, werde das Kind, nach dem mein Herz sich sehnte, und von dem ich viel Freundliches vernahm, zu uns zurückführen können; doch der gemeinsame Schmerz, der sonst so viel Getrenntes zusammenführt, hat die Kluft nur vertieft, die zwischen meinem Gemahl und dem Bruder sich aufthut. Wir sind schuldlos daran! Ja, wie freute es mich, als mir wenige Stunden nach dem Schrecklichen ein Brief des Zeno meldete, daß er uns mit der Tochter noch am nämlichen Abend aufsuchen werde. Doch dies Schreiben" — die Stimme der lebhaften Frau begann vor Unwillen zu zittern — „doch dies Schreiben zwang uns, ihn zu ersuchen, den Besuch unterbleiben zu lassen; denn — es ist nicht zu glauben, und ich thäte besser, nicht neues Oel in die Flamme zu gießen — denn er forderte uns auf, uns zu freuen, drei-, vier-, fünfmal wiederholte sich der gräßliche Ruf. Dazwischen sprach er mit empörendem Schwulst von der Seligkeit und Wonne, die unserer Verstorbenen warte ... Und das, das einer Mutter, der ein roher Streich des Schicksals vor wenigen Stunden das Herz in Stücke zerbrach! Lachenden Mundes der Be-

raubten, Todeswunden, Vereinsamten zuzurufen, — sich zu freuen — dies Uebermaß der Roheit oder Verwilderung hat uns auf immer geschieden. Die schwarzen Gartenarbeiter, die Korinna gekannt, und deren Gott eine Baumwurzel ist, die nur von fern der Menschengestalt ähnelt, sind in Thränen zerflossen, als sie das Schreckliche vernahmen, und Zeno, unser Bruder, der Oheim der gebrochenen Blume, freut sich und fordert uns auf, uns zu freuen! Mein Mann meint, der Haß und die alte Feindschaft habe dem Unsinnigen die Feder geführt; ich glaube nur, daß er, von christlichem Wahnsinn erfaßt, mir, einer Mutter, zumutete, sich unter das Tier zu stellen, das seine Jungen mit dem Leben verteidigt. Was Zeno meinem Gemahl anthat, da er ein Christ wurde und sein Vermögen dem Handelshause entzog, um es zum Teil an Gesindel zu vergeuden, hätte Seleukus ihm verziehen, dies ‚freue dich' aber kann weder er, von dem doch abfließt wie das Wasser vom Oel, was mir in das Herz dringt, noch ich dem Vater Agathens vergeben."

Hier schwieg sie mit heißen Wangen, und die sengende Glut ihrer Augen hatte der dunkel gekleideten majestätischen Frau, deren volles, rabenschwarzes Haar sich während dieser leidenschaftlichen Anklage gelockert, ein Ansehen gegeben, das Melissa erschreckte.

Auch ihr erschien dies „freue dich" bei solchem Anlaß unziemlich und kränkend, doch sie hielt ihre Meinung zurück, teils aus Bescheidenheit, teils weil sie die Unglückliche, der Agathe durch ihren bloßen Anblick so reichen Trost gewähren konnte, nicht noch weiter von der Nichte und ihrem Vater entfremden wollte.

Als die freigelassene Zofe Johanna kam, um sie in

ein Gastgemach zu führen, atmete sie auf, doch Frau Berenike wünschte Melissa diese Nacht in ihrer Nähe zu behalten und befahl der Christin leise, in dem an ihr Schlafgemach stoßenden Zimmer neben dem Lager der Verstorbenen, das nicht berührt werden dürfe, ein anderes zu rüsten.

Dann führte sie in immer gleicher Erregung Melissa in das freundliche Zimmer der Tochter.

Dort zeigte sie ihr alles, was Korinna besonders lieb gewesen war. Selbst der Vogel der Verstorbenen hing noch an der gleichen Stelle. Ihr Schoßhund schlummerte in einem Körbchen auf dem Kissen, das die Mutter einmal für den Liebling der Tochter gestickt. Melissa mußte die Laute und die ersten Webereien der Entschlafenen bewundern und den zierlichen Webestuhl von Elfenbein und Ebenholz ansehen, woran sie dieselben vollendet. Selbst die Verse, die Korinna auf den Tod ihres Lieblingsvogels nach dem Muster des Catull gedichtet, gab sie der Altersgenossin ihres Kindes zu hören.

Ob Melissa auch vor Erschöpfung die Augen zufallen wollten, zwang sie sich doch, aufmerksam zu bleiben, weil sie wahrnahm, wie wohl ihre Teilnahme der gütigen Frau that.

Dazwischen drangen die Stimmen der Männer, die vom Schmausen zum Zechen übergegangen waren, immer lauter in den den Weibern angewiesenen Teil des Hauses. Wenn die Heiterkeit der Gäste besonders hohe Wogen schlug und etwas Erheiterndes viele auf einmal zu hellem Gelächter hinriß, schrak Berenike zusammen, murmelte unverständliche Drohungen vor sich hin und bat die beleidigten Manen der Tochter leis um Vergebung.

Es schien ihr Erleichterung zu gewähren, sich von einer Stimmung in die andere schleudern zu lassen, und doch verlor sie weder im Schmerz, noch wenn die mütterliche Zärtlichkeit sie gesprächig machte, noch im Zorn die ihr eigene Majestät.

Was Melissa hier sah und hörte, zwang sie bald zum Mitleid, bald erschreckte es sie. Dazwischen peinigte sie die Sorge um die Ihren und die wachsende Erschöpfung.

Doch endlich kam die Erlösung.

Im Festsaal erklang heiterer Frauengesang zu hellem Flötenspiel.

Hoch aufgerichtet und mit geblähten Nüstern folgte die Matrone den ersten übermütigen Takten.

Daß dies Lied in ihrem trauernden Hause angestimmt werden durfte, war zu viel, und mit eigener Hand riß sie die Lade vor das nächste offene Fenster. Dann gebot sie dem jungen Gaste, zur Ruhe zu gehen.

O, wie wohl that es dem übermüdeten Mädchen, auf dem weichen Lager zu rasten!

Wie immer vor dem Entschlafen, teilte sie der Mutter im Geiste mit, was der letzte Tag ihr gebracht. Dann flehte sie die Manen der Verstorbenen an, ihr Beistand auf dem schweren Gange zu leisten, der ihr bevorstand; doch mitten im Gebet überwältigte sie der Schlummer, und schon hob und senkte sich ihr die junge Brust in gleichmäßigen Atemzügen, als der Besuch der Matrone sie wieder aus dem Schlaf erweckte.

In einem weißen Nachtgewande, von dem langen, aufgelösten Haar umwallt, mit einer silbernen Lampe in der Hand, erblickte Melissa sie plötzlich zu Häupten ihres

Lagers, und wie zur Abwehr streckte sie ihr im Halbschlaf die Arme entgegen; denn es war ihr, als schaue ihr der Dämon des Wahnsinns aus den großen schwarzen Augen der Matrone entgegen. Aber plötzlich veränderte sich der Blick der Unglücklichen und schaute gütig und liebreich auf sie hin.

Gelassen stellte sie das Lämpchen auf den Tisch, schlang, da die kühle Nachtluft durch das unverschließbare, offene Fenster des Gemaches drang, mit zärtlicher Sorgfalt die leichte weiße Wollendecke fester um den Leib der Jungfrau und murmelte dabei vor sich hin: „So hatte sie es gern."

Dann ließ sie sich vor dem Bette auf die Kniee nieder, heftete der Erwachten die Lippen lange auf die Stirn und sagte: „Auch Du bist schön, und er wird Dich erhören!"

Dann frug sie Melissa nach dem Verlobten, dem Vater, der Mutter, dem Philipp, und zuletzt raunte sie ihr unvermutet zu: „Dein Bruder Alexander, der Maler. — Mein Kind, — ob es auch auf dem Totenbette lag, es hat ihm dennoch das Herz mit Liebe erfüllt. Korinna ist ihm teuer gewesen. Ihr Bild lebt ihm fort in der Seele. Hab' ich recht gesehen? Sag es mir redlich!"

Da bekannte Melissa, wie tief die Schönheit der Verstorbenen den Bruder schon beim Malen ergriffen, und daß er ihr Herz und Seele mit einer Wärme der Hingabe geschenkt, deren sie ihn nie für fähig gehalten.

Und die unglückliche Frau lächelte, wie sie dies hörte, und murmelte vor sich hin: „Ich hab' es gewußt."

Dann schüttelte sie das Haupt und sagte wehmütig: „Ich Närrin!"

Endlich wünschte sie Melissa gute Ruhe und begab sich in ihr Schlafgemach zurück. Die Christin Johanna erwartete sie dort, und während sie der Herrin das Haar zusammenflocht, sagte die Matrone drohend: „Wenn der Verruchte auch dieser nicht schont . . .“

Hier schnitt ihr lauter Jubel aus dem Festsaal das Wort ab, und unter den lachenden Stimmen meinte sie auch die ihres Gatten zu erkennen. Da entzog sie sich mit einer heftigen Bewegung den Händen der Zofe und rief in zorniger Erregung: „Seleukus hätte das Unerhörte abzuwenden vermocht. O, ich kenne das Herz dieses trauernden Vaters! Furcht, Eitelkeit, Ehrgeiz, Genußsucht . . .“

„O Herrin,“ unterbrach sie Johanna. „Bedenke! Den Wunsch des Kaisers kreuzen heißt das Leben verwirken!“

„Dann hätt' er sterben müssen!“ entgegnete die Matrone fest und streng.

Sechzehntes Kapitel.

Vor Sonnenaufgang drehte sich der Wind. Von Norden her zog dunkles Gewölk herauf und verfinsterte den hellen alexandrinischen Himmel. Als der Markt sich füllte, regnete es heftig, und von der See her schnob es kühl über die Stadt hin.

Philostratus hatte sich nur kurzen Schlaf gegönnt und bis lange nach Mitternacht an seinem Werke über den Weisen und Wunderthäter Apollonius von Tyana geschrieben. Er wünschte an dem Beispiele dieses Mannes zu zeigen, daß im Glauben an die Götter der Väter und genährt von den Lehren, die an dem vieläſtigen Baume der griechischen Religion und Philosophie erwachsen waren, eine der Nachfolge nicht minder würdige Persönlichkeit heranzureifen vermöge als die des Meisters der Christen.

Julia Domna, die Mutter des Caracalla, hatte den Philosophen zu diesem Werke ermutigt, das ihrem leidenschaftlichen und verbrecherischen Sohne die Würde der Tugend und Mäßigung vor Augen führen sollte. — Dies Buch hatte ferner die Aufgabe, dem Cäsar die Religion seiner Vorfahren und des Staates in ihrer

ganzen Schönheit und veredelnden Kraft nahe zu bringen; denn er war bisher von einem Kultus zum andern geschwankt, hatte sich auch dem Christentume, das seine Amme ihm als Kind wert zu machen versucht, nicht abgeneigt gezeigt und sich jedem Aberglauben seiner Zeit in einer Weise hingegeben, die selbst die Mitlebenden abstieß.

Um der Tendenz dieses Werkes willen war es ihm wie ein Glück erschienen, einem schlichten Heidenkinde begegnet zu sein, das, ohne zu jenen Christen zu gehören, welche die zur wahren Sittlichkeit führende Macht ihrer Religion immer lauter priesen, Tugenden übte, die diesen für die höchsten galten.

Gestern hatte er in dem fortschreitenden Werke seinen Helden Apollonius sich über die geringe Anerkennung beklagen lassen, die er unter den nächsten Seinen finde. Auch darin sollte er ein ähnliches Schicksal gehabt haben wie Jesus Christus, dessen Namen zu nennen der Philosoph indes absichtlich vermied. In dieser Nacht nun dachte er an das Opfer, das Melissa für den ihr fremden Kaiser gebracht, und schrieb, als kämen sie aus der Feder des Apollonius selbst, die folgenden Worte nieder: „Ich weiß wohl, wie schön es ist, die ganze Welt für seine Heimat und alle Menschen für Brüder und Freunde zu halten. Sind wir doch sämtlich göttlichen Geschlechtes und haben einen gemeinsamen Vater.“

Dann schaute er von dem Papyrus auf und murmelte leise vor sich hin: „Von dieser Auffassung ausgehend konnte eine Melissa leicht in einem Caracalla einen Freund und Bruder sehen. Ging es nur an, dem Verbrecher im Purpur das Gewissen zu schärfen!“

Darauf nahm er das Blatt zur Hand, worauf er zu erörtern begonnen, wie das Gewissen es sei, das die Wahl zwischen dem Guten und Bösen vollziehe. Er hatte geschrieben: „Der Verstand beherrscht, was wir zu thun gedenken, das Bewußtsein das, was der Verstand zum Entschluß brachte. Wenn nun der Verstand das Gute erkor, so ist das Bewußtsein befriedigt."

Wie matt das klang! In dieser Form konnt' es nicht wirken!

Melissa hatte ihm mit ganz anderem Feuer bekannt, wie es ihr zu Mute gewesen, nachdem sie für den leidenden Sünder geopfert. Aehnliches fühlte wohl jeder, der bei der Wahl zwischen dem Guten und Bösen sich für das erstere entschieden hatte, und nun änderte er die letzten Worte und ergänzte sie also: „So schickt das Bewußtsein den Menschen mit Gesang und Jubel in alle Heiligtümer, in alle Haine, auf alle Straßen und überall hin, wo Sterbliche wohnen. Auch noch im Schlafe wird der Gesang ihn umklingen, und ein heiterer Chor aus der Welt der Träume die Stimme an seinem Lager erheben."

So war es besser! Dies freundliche Bild ließ vielleicht doch eine Spur in der Seele des jungen Verbrechers zurück, in dem der Wille zum Guten immer noch, wenn auch selten, aufflammen konnte. Der Kaiser las auch, was Philostratus schrieb, weil er Wohlgefallen fand an der Form des Gesagten, und dieser Satz war nicht vergebens geschrieben, wenn er den Caracalla wenigstens einzelnen Fällen gegenüber veranlaßte, dem Guten den Vorzug zu geben.

Für Melissa und ihren Bruder sein Bestes zu thun, war der Philosoph fest entschlossen. Er hatte dem Kaiser

schon oft Bilder vorführen müssen; denn als Kenner der Malerei und Beschreiber hervorragender Gemälde stand er allen Lebenden voran. Auch auf den Zauber der Unschuld Melissas setzte er Hoffnung, und so schaute der wackere Mann, als er sich zur Ruhe begab, dem keinenfalls gefahrlosen Rettungswerke zuversichtlich entgegen.

Am nächsten Tage erschien ihm sein Unternehmen in weniger freundlichem Lichte. Der bewölkte Himmel, der Sturm und Regen konnten leicht eine verhängnisvolle Wirkung auf die Stimmung des Kaisers ausüben, und als er erfuhr, der alte Galenus habe nach der Unterredung des Cäsar und der Verordnung einiger Mittel schon gestern Nachmittag das Schiff bestiegen und Caracalla dadurch zu heftigen Wutausbrüchen veranlaßt, die mit einem leichten Krampfanfalle geendet, bereute er beinahe sein Versprechen. Dennoch fühlte er sich gebunden, und so früh es anging, betrat er, auf das Schlimmste gefaßt, die Gemächer des Kaisers.

Seine finsteren Ahnungen gewannen durch den Auftritt, dem er dort beiwohnen sollte, neue Nahrung.

Schon im Vorzimmer hatte er die Häupter der Stadt und einige Vertreter des Senates von Alexandria gefunden, die ihrem kaiserlichen Gaste aufzuwarten wünschten. Zu ungewöhnlich früher Zeit waren sie hierher befohlen worden, und sie warteten schon über eine Stunde.

Caracalla selbst ließ sich, als Philostratus, dem der Zugang zu ihm jederzeit offen stand, ihn begrüßte, eben auf den Thronsessel nieder, den man für ihn in dem prunkend ausgestatteten Empfangssaal aufgestellt hatte. Er kam aus dem Bade und trug noch das weiße, bequeme Wollgewand, dessen er sich nach demselben bediente. Die

sogenannten „Freunde“: Senatoren und andere hochgestellte Männer, umgaben ihn in großer Zahl. Der Senator Pandion, der dem Cäsar jetzt die Rosse lenkte, war unter der Leitung seines Herrn beschäftigt, die Kette des Löwen „Perserschwert“ an den Ring zu schließen, den man zu diesem Zweck in den Boden neben dem Throne angebracht hatte, und da das Tier, dessen Halsband zu fest angezogen wurde, einen leisen Klagelaut von sich gab, schalt Caracalla den Günstling.

Sobald er den Philostratus bemerkte, winkte er ihm und raunte ihm zu: „Siehst Du mir nichts an? Dein Phöbus Apollon ist mir im Traume erschienen. Er legte mir die Hand auf die Schulter. Gegen Morgen gab es freilich um so widrigere Gesichter.“

Dann wies er ins Freie und rief: „Der Gott verbirgt sich uns heute. Trübe Tage brachten mir öfter schon Gutes; doch es wird mir da eine seltsame Probe von der ewig hellen Sonne Aegyptens gegeben. Mensch und Himmel empfangen mich gleich freundlich: Grau, grau, alles grau. Draußen und drinnen. Und auf dem Platz die armen Soldaten! Macrinus sagt, daß sie klagten. Aber der Rat meines Vaters war gut. Sie zufrieden stellen gilt es und nach nichts anderem fragen. Da draußen warten die Leiter dieser Stadt. Sie sollen ihre Paläste der Leibwache einräumen. Murren sie, laß ich sie selbst fühlen, wie sich's unter nassen Zelten auf durchweichtem Erdboden ruht. Das kühlt ihnen vielleicht das heiße Blut und verwässert ihnen beizeiten den salzigen Witz. Laß sie kommen, Theokrit.“

Damit winkte er dem früheren Schauspieler, und als dieser bescheiden frug, ob der Cäsar nicht vergessen, das

Morgengewand mit einem andern zu vertauschen, lachte Caracalla höhnisch auf und versetzte: „Ein leerer Kornsack über der Schulter thäte es auch für das giftige Krämergesindel!"

Damit streckte er den kleinen, doch muskelstarken Körper lang aus, stützte den Kopf mit der Hand, und sein wohlgeformtes Antlitz, aus dem der schmerzliche Zug von gestern verschwunden war, änderte plötzlich den Ausdruck.

Wie das seine Art war, wenn er einzuschüchtern oder Furcht einzuflößen wünschte, zog er die Stirn in düstere Falten, biß die Zähne fest zusammen und zwang die Augen zu einem zugleich mißtrauischen und bedrohlichen Schielblick.

Unter tiefen Verneigungen traten die Abgesandten, geführt von dem Exegeten, dem Haupte der Stadt, und dem Oberpriester des Serapis, Timotheus, vor ihn hin. Es folgten ihnen die Strategen, Mitglieder des Senates, und als Vertreter der großen jüdischen Gemeinde ihr Vorsteher, der Alabarch.

Man sah jedem einzelnen an, daß der Löwe, der bei ihrem Nahen das Haupt erhoben hatte, ihm unheimlich sei, und ein flüchtiges, höhnisches Lächeln, das einzige, das der Kaiser bei diesem Empfange zeigte, umspielte ihm die Lippen, als er auf die ängstlich zusammengezogenen Beine dieser reich geschmückten Herren sah.

Nur der Oberpriester, der als Wirt des Cäsar an die Seite des Thrones getreten war, zwei oder drei andere, und unter ihnen der Exeget, ein stattlicher, längst ergrauter Herr von makedonischer Herkunft, achteten nicht des Tieres.

Der letztere begrüßte den Kaiser mit ruhiger Würde und erkundigte sich im Namen der Stadt, ob er wohl

geruht habe. Dann teilte er dem Cäsar mit, welche Feste und Schaustellungen die Bürgerschaft für ihn vorbereite und nannte ihm endlich die hohe Summe, welche sie ihm zur Verfügung stelle, um ihrer Freude über seinen Besuch Ausdruck zu geben.

Da schwenkte Caracalla die Hand und sagte leichthin: „Der Alexanderpriester nehme als Idiolog dies Gold zugleich mit den Tempelsteuern in Empfang. Wir können es brauchen. Daß ihr reich seid, war uns bekannt. Doch wofür trennt ihr euch von dem Golde? Was habt ihr von mir zu erbitten?"

„Nichts, hoher Cäsar," versicherte der Exeget. „Durch Deinen gnädigen Besuch . . ."

Hier fiel Caracalla dem Makedonier mit einem gedehnten „So?" ins Wort, streckte das Haupt weit vor und schielte dem Stadthaupt ins Antlitz. „Niemand ist wunschlos außer den Göttern; es fehlt euch also nur der Mut, mich zu bitten. Was kann mich das lehren, als daß ihr Uebles von mir erwartet, daß ihr mich beargwohnt? Und thut ihr das, dann fürchtet ihr mich, und wenn ihr mich fürchtet, so haßt ihr mich auch. Die Schmähungen, die ihr an dies Haus schriebt, beweisen dies ohnehin deutlich genug. Haßt ihr mich aber" — hier sprang er auf und schüttelte die geballte Faust — „so hab' ich mich vor euch zu hüten!"

„Großer Cäsar," erhob hier der Exeget abwehrend die bittende Stimme, Caracalla aber fuhr drohend fort: „Vor wem ich mich zu hüten habe, der sehe sich vor! Es thut nicht gut, mit mir zu spielen! Die Lästerzungen sind schnell hinter den Lippen versteckt. Die Köpfe verbergen sich schon schwerer, und an sie will ich mich halten.

Sagt das den witzigen Alexandrinern. Wegen des übrigen gibt euch Macrinus Bescheid. Ihr seid entlassen."

Erregt von den drohenden Geberden des Herrn hatte der Löwe sich während dieser Rede aufgerichtet und zeigte den Abgeordneten knurrend die furchtbaren Zähne. Da sank den weniger Beherzten der Mut. Einige legten die Hände auf die gekrümmten Kniee, um sich zu schützen, andere waren schon allmälich bis zur Thür zurückgewichen, bevor noch der Kaiser das letzte Wort gesprochen hatte. Trotz des Versuches des Stadthauptes und des Alabarchen, sie zurückzuhalten, um den Allmächtigen milder zu stimmen, enteilten die meisten, sobald sie das Wort „entlassen" vernahmen, dem Saale. Wohl oder übel mußten die wenigen Mannhaften den anderen folgen.

Sobald die Thür sich hinter ihnen schloß, verschwand der Ingrimm von den Zügen des Kaisers. Mit beruhigenden und lobenden Worten streichelte er den Löwen und rief dann den Anwesenden höhnisch zu: „Das sind die Nachkommen der Makedonier, mit denen der größte aller Helden sich die Welt unterwarf! Wer war der feiste Große, der sich so elend in sich zusammenzog und, während ich noch sprach, sich nach dem Ausgange drängte?"

„Der Nachtstrateg Kimon, der Vorsteher des Sicherheitswesens der Stadt," versetzte der Alexanderpriester, der als Römer neben dem Throne stand, und der Günstling Theokrit fiel ihm ins Wort: „Man schläft schlecht unter der Hut solcher Wichte. Laß den Feigling dem früheren Präfekten folgen, mein Cäsar."

„Bring ihm sofort die Entlassung," befahl Caracalla, „aber sorge dafür, daß ein Mann sein Nachfolger werde."

Dann wandte er sich an den Serapispriester und ersuchte ihn höflich, dem Theokrit bei der Wahl des neuen Nachtstrategen zur Seite zu stehen, und Timotheus verließ mit dem Günstling den Saal.

Diesen Zwischenfall wußte Philostratus geschickt zu benützen, indem er berichtete, es sei ihm mitgeteilt worden, daß der mit gutem Recht entlassene Wicht einen Maler, der sicher zu den allerersten lebenden Meistern gehöre, auf einen bloßen Verdacht hin in den Kerker geworfen habe und mit ihm seine unschuldigen Verwandten.

„Das will ich nicht," brauste der Kaiser auf. „Nur mit Blut wird hier Ruhe geschafft. Kleinliche Quälereien erregen die Galle und steigern die Frechheit. Ist der Maler, von dem Du sprichst, ein Alexandriner? Es zieht mich an die Luft, doch der Sturm peitscht den Regen ans Fenster."

„Im Felde," bemerkte der Philosoph, „trotzest Du dem Unwetter heldenhaft genug. Hier in der Stadt genieße, was sie Dir bietet. Gestern noch glaubte ich, die Kunst des Apelles sei hier elend entartet; doch seitdem änderte sich mein Urteil; denn es ist mir ein Bildnis begegnet, das der Pinakothek in Deinen Thermen zur Zier gereichen würde. Man hat die nördlichen Fenster geschlossen, wir könnten sonst im Lande der Ueberschwemmung bei diesem Unwetter unter Dach und Fach ins Wasser geraten. — In solcher Finsternis kommt kein Gemälde zur Geltung. Dein Ankleidezimmer ist günstiger gelegen, und das breite Fenster läßt das nötige Licht ein. Darf ich die Freude haben, Dir dort das Werk des gefangenen Meisters zu zeigen?"

Da nickte der Kaiser ihm zu und ging, von dem

Löwen begleitet, dem Philosophen voran, der einem Aufwärter befahl, das Bildnis zu holen.

In dem bezeichneten Raume war es weit heller als im Empfangssaale, und während der Kaiser mit Philostratus auf das Bildnis wartete, ordnete und salbte sein indischer Leibsklave, den der Partherkönig dem Caracalla geschenkt, ihm still und geschickt die gelichteten Locken.

Dabei seufzte der Herrscher laut vor sich hin und preßte die Hand auf die Stirn, als ob sie ihn schmerze.

Da wagte es der Philosoph, ihm näher zu treten, und warme Teilnahme klang aus seiner Frage: „Was quält Dich, Bassianus? Du botest doch vorhin den Anblick eines gesunden, ja eines furchtbaren Mannes."

„Es geht auch wieder erträglich," versetzte der Herrscher. „Und doch!"

Abermals stöhnte er vor sich hin und bekannte dann, daß er gestern wieder von wahren Marterqualen gepeinigt worden sei. „Ganz früh, Du weißt ja," fuhr er fort, „kam der Anfall, und als er vorüber war — die Füße trugen mich kaum — stieg ich hinunter in den Hof zu den Opfern. Neugier .. Sie warteten ... Es konnte ja ein wichtiges Vorzeichen geben. Was aufregt, hilft noch am besten über das Elend hinweg. Aber nichts, nichts! Herz, Lunge, Leber, alles am rechten Platze ... Und dann der Galenus ... Was man gern hat, soll schaden, was einem zuwider ist, gesund sein. Dazu wohl zehnmal das nichtswürdige: ‚Willst Du einem frühen Ende entgehen ...‘ Das alles mit der Miene, als sei der Tod sein gehorsamer Sklave ... Er kann ja mehr als die anderen. Sich selbst hält er, ich weiß nicht wie lange am Leben ... Auch das meine zu verlängern ist seine

Pflicht. Ich bin der Cäsar. Mein Recht war es, zu fordern, daß er bleibe. Ich that es; — denn er kennt meine Krankheit und beschrieb sie, als quäle sie ihn selber. Und doch, — ich befahl, ja ich bat. Du hörst es, Philostratus, ich habe gebeten . . . Aber er bestand trotzdem auf seinem Willen. Er ging, er ist fort."

„Auch aus der Ferne kann er Dir dienen," versicherte der Philosoph.

„Hat er dem Vater, hat er mir in Rom geholfen, wo er mich täglich besuchte?" frug der Kaiser. „Das Uebel etwas zu mildern, es zu besänftigen, versteht er. Das ist alles, und wer von den anderen reicht ihm das Wasser? Vielleicht möchte er helfen, aber er kann nicht; denn, Philostratus, die Götter wollen nicht, daß es ihm glückt. Du weißt, wie viel ich geopfert, was ich ihnen gewährte. Gefleht hab' ich, mich kläglich erniedrigt, doch nicht einer wollte mich hören. Wohl erscheint mir manchmal einer der Olympier, wie in der letzten Nacht Dein Apollo. Aber ob er mir wohl will? Erst legte er mir die Hand auf die Schulter, wie mein Vater es that. Aber sie ward schwerer, bis die Last mich erdrückte und ich in die Kniee sank wie gebrochen. Nichts Gutes denkst Du? Ich seh' es Dir an. Ich glaub' es auch selbst nicht. Und wie laut hab' ich gerade zu ihm die Stimme erhoben! Für das Wohlergehen des Titus, sagt man, habe das ganze Reich, Mann und Weib, freiwillig sich betend an die Himmlischen gewandt. Auch ich bin ihr Herr, — aber" — und hier lachte er bitter auf, „aber wer hätte für mich aus freiem Antrieb je die Hände flehend erhoben? Die eigene Mutter that es immer zuerst für den Bruder. Er hat es gebüßt . . . Doch die anderen!"

„Sie fürchten Dich mehr, als sie Dich lieben," entgegnete der Philosoph. „Wem Phöbus Apollon erscheint, dem steht immer etwas Gutes bevor, und gestern — auch das ist erfreulich — hab' ich zufällig eine belauscht, eine Griechin, die sich ungesehen meinte und dennoch aus freiem Herzensdrange den Asklepios inbrünstig bat, Dich genesen zu lassen. Ja, sie suchte die Drachmen in ihrem Beutelchen zusammen und ließ eine Ziege für Dein Wohlergehen schlachten und dazu einen Hahn."

„Und das soll ich glauben?" lachte der Kaiser höhnisch auf; Philostratus aber versicherte lebhaft: „Es ist die lautere Wahrheit. Ich war in das Heiligtum gegangen, weil Apollonius dort Schriften niedergelegt haben sollte. Jedes Wort aus seiner Feder, Du weißt es ja, ist mir für seine Lebensbeschreibung von Wert. Das kleine Tempelarchiv wird durch einen Vorhang von der Cella getrennt, und während ich es durchstöberte, hörte ich vom Altar her eine weibliche Stimme."

„Sie erhob sich wohl für einen andern Bassianus, Antoninus, Tarautas, oder wie sie sonst mich noch nennen," unterbrach ihn der Kaiser.

„Nein, mein Cäsar, nein. Sie betete für Dich, den Sohn des Severus. Ich sprach sie später. Sie hatte Dich gestern morgen gesehen und zu bemerken gemeint, Du habest schwer und schmerzlich zu leiden. Das war ihr zu Herzen gegangen. Darum ging sie hin und betete und opferte für Dich, obgleich sie wußte, daß Du ihren Bruder verfolgst, den Maler, von dem ich Dir sprach. O, hättest Du mit angehört, wie warm, wie innig es klang, als sie den Gott anrief und die Hygiēa."

„Eine Griechin, sagtest Du, sei es gewesen?“ fiel ihm Caracalla ins Wort. „Und sie kannte Dich nicht und wußte wirklich nicht, daß Du sie hörtest?“

„Nein, Herr, gewiß nicht. Sie ist eine anmutige Jungfrau, und wenn Du sie sehen willst . . .“

Der Kaiser hatte den letzten Worten mit Spannung und in freudiger Erwartung gelauscht; plötzlich aber verfinsterte sich sein Antlitz, und ohne der Sklaven zu achten, die unter Leitung seines alten Kämmerers Adventus das Bildnis Korinnas brachten, sprang er auf, trat dem Philosophen näher und herrschte ihn an: „Wehe Dir, wenn Du lügst! Den Bruder willst Du aus dem Gefängnis befreien und findest die Schwester von ungefähr, wie sie für mich betet. Ein Märchen für Kinder!“

„Ich rede die Wahrheit,“ unterbrach ihn der Philosoph gelassen, obgleich die zuckenden Augenlider des Kaisers verrieten, daß ihm das Blut in zornige Wallung geriet. „Erst durch die Schwester, die ich im Tempel belauschte, hörte ich von der Gefahr des Bruders, lernte ich das Bildnis dort kennen.“

Da schaute der Kaiser eine Weile schweigend zu Boden. Dann hob er das Haupt und stieß erregt und heiser hervor: „Ich lechze nach was es auch sei, das mich mit der verruchten Brut versöhnt, über die ich gebiete. Du zeigst es mir. — Der einzige bist Du, der mich nie um etwas bat. Dich hab' ich für so rechtschaffen gehalten, wie die anderen es nicht sind. — Wenn auch Du, wenn Du mir gerade diesmal . . .“

Hier dämpfte er die Stimme, die einen immer bedrohlicheren Klang angenommen hatte und fuhr dringlich fort: „Bei dem Heiligsten, das Du auf Erden kennst, frage

ich Dich: Hat das Mädchen aus freiem Antrieb, ohne zu wissen, daß man es hörte, für mich gebetet?"

„Ich schwöre es beim Haupte meiner Mutter," gab Philostratus feierlich zur Antwort.

„Deiner Mutter?" wiederholte der Kaiser und sein Antlitz begann sich zu glätten. Aber plötzlich schwand der freudige Glanz, der seine Züge einen Augenblick verschönt hatte, und jäh auflachend rief er: „Die Mutter! Das also ist's! Denkst Du, daß ich nicht wüßte, was die meine von Dir erwartet? Ihr zu Gefallen hältst Du, der freie Mann, es bei mir aus. Um ihretwillen wagst Du es bisweilen, das stürmische Meer meiner Leidenschaft zu beschwören. Weil es mit Anmut geschieht, nehm' ich es hin. Jetzt erhebt sich meine Hand gegen einen Buben, der mich beschimpft. Aber er ist ein Maler, der etwas kann. Natürlich wird er Dein Schützling. Im Nu erdenkt Dein findiger Geist die Geschichte von der betenden Jungfrau. Es steckt auch etwas darin, das mich leicht milde stimmen könnte. Zehnmal betrügst Du den Bassianus, um einen Künstler zu retten. O, und wie wird meine Mutter sich beeilen, dem Manne, dem einzigen, zu danken, der den wilden Sohn zu besänftigen verstand! Die Mutter! Ich schiele nur, weil es mir gefällt. Mein Auge müßte blöder geworden sein, als es ist, könnte ich der Gedankenverbindung nicht folgen, die Dich dahin führte, bei der Mutter zu schwören. An die meine dachtest Du, als Du es thatest. Um ihr gefällig zu sein, betrogst Du den Sohn. Du, den ich für den einzigen, redlichen Freund hielt, Du zeigst dem Hungernden ein Brot. Da er aber darnach greift, zerstiebt es in der Luft. Es ist nur eine trügerische Seifenblase gewesen!"

Traurig, empört, verächtlich hatten die letzten Worte geklungen, der Philosoph aber, der ihnen erst erstaunt, dann unwillig gefolgt war, hielt sich nicht länger und fiel dem Herrscher mit einem gebieterischen: „Genug!“ in die Rede.

Dann richtete er sich höher auf und fuhr mit überlegener Würde fort: „Ich weiß, wie so mancher endete, der Dein Mißfallen erweckte, und doch hab' ich den Mut, Dir ins Antlitz zu rufen: Du fügst zu der Ungerechtigkeit, dem Kinde des Mißtrauens, die sinnloseste Kränkung. Oder glaubst Du, ein rechter Mann — und so nanntest Du mich selbst mehr als einmal — werde die Manen der teuren Frau, die ihn gebar, beleidigen, um der Mutter eines andern — und sei es auch die des Kaisers — gefällig zu sein? Was ich beim Haupte der Mutter schwöre, hat mir Freund und Feind zu glauben, und thut er es nicht, so hält er mich für den verächtlichsten der Wichte, und mein Umgang kann ihn nur schänden. Darum bitte ich Dich, mich nach Rom zu entlassen.“

Mannhaft und selbstbewußt hatten diese Worte geklungen, und sie gefielen dem Caracalla; denn die Freude, an die Wahrheit der Erzählung des Philosophen glauben zu dürfen, überbot jede andere Empfindung. Doch die Drohung des Philostratus, in dem er die Verkörperung des Guten sah, woran er doch den Glauben verloren, ihn zu verlassen, beunruhigte den haltlosen Mann, und so legte er dem mutigen Mahner die Hand auf den Arm und versicherte, daß er es als ein Glück empfinde, ihm das so schwer Glaubliche glauben zu dürfen.

Jeder Zeuge dieses Auftritts hätte den ruchlosen Brudermörder, den Tyrannen, den der Verkehr mit den Wahn-

gebilden einer zügellosen Einbildungskraft zum Aeußersten fähig machte, und der sich so gern das Ansehen eines düsteren Menschenfeindes gab, für einen Schüler gehalten, der alles daransetzte, die Vergebung und Gunst des würdigen Lehrers zurück zu gewinnen. Und Philostratus kannte den Kaiser und das menschliche Herz und machte es ihm darum nicht allzu leicht, sein Ziel zu erreichen.

Nachdem er endlich von dem Vorhaben, nach Rom zurückzukehren, abgelassen und dem Kaiser ausführlicher erzählt hatte, wie und wo er mit Melissa zusammengetroffen sei und was er von ihrem Bruder Alexander erfahren, entfernte er das Tuch von dem Bildnis Korinnas, stellte es in ein günstiges Licht und wies Caracalla auf die wunderbaren, einzelnen Schönheiten der echt hellenischen jungfräulichen Züge Korinnas.

Voll aufrichtiger Bewunderung hob er hervor, wie trefflich der Künstler es verstanden habe, die edlen Linien, welche der Cäsar an den Skulpturen der großen griechischen Meister so hoch schätze, mit Farbe und Cestrum zur Geltung zu bringen, und wie lebenswarm und weich dennoch das Fleisch, wie sonnig der Glanz der herrlichen Augen, wie biegsam, und als atme es noch den Wohlgeruch des Salböles aus, das wellige Haar erscheine.

Und Caracalla, der durch den Philosophen die feste Versicherung empfangen, daß Alexander vielleicht unvorsichtige und tadelnswerte Reden geführt habe, doch in keinem Falle der Verfasser der schnöden Verse sein könne, die man unter dem Strick am Serapeum gefunden, stimmte in das Lob des Kunstkenners ein und verlangte den Maler und seine Schwester zu sehen.

Heute morgen, da er sich vom Lager erhob, war ihm

mitgeteilt worden, daß die Planeten, die man auf der Warte des Serapeums in der vergangenen Nacht für ihn beobachtet hatte, ihm für die nächste Zeit Glück und Freude verhießen. Er war selbst wohl vertraut mit der Sternseherei, und der oberste Horoskop des Tempels hatte ihm gezeigt, wie besonders günstig die Konstellation gewesen sei, die ihn zu dieser Voraussagung führte. Phöbus Apollo war ihm im Traum erschienen, heute früh Opfer für Opfer günstig ausgefallen, und bevor er den Philostratus entließ, um Melissa zu rufen, sagte er: „Seltsam! Das Beste ist mir immer bei umwölktem Himmel begegnet. Wie hell schien die Sonne bei meiner Hochzeit mit der widrigen Plautilla. Bei fast all meinen Siegen hat es dagegen geregnet, und bei einem Wolkenbruche bestätigte das Orakel, daß die Seele des großen Alexander diesen von schweren Martern gequälten Leib wählte, um sein zu früh beschlossenes Erdendasein zu Ende zu leben. Sollte dies Zusammentreffen zufällig sein? Phöbus Apollon, Dein Lieblingsgott und der Deines Weisen von Tyana grollte mir vielleicht. Er, der sich selbst nach dem Morde des Python von der Blutschuld reinigte, ist der sühnende Gott. An ihn will ich mich halten wie der edle Held Deines Buches. Heute Morgen näherte der Gott sich mir wieder, und so laß' ich ihm jetzt Opfer schlachten, wie ihm noch keine dargebracht wurden. Ist es Dir so recht, Du schwer zu befriedigender Tadler?“

„Mehr als das, mein Bassianus,“ versetzte der Philosoph. „Nur bedenke, daß nach der Lehre des Apollonius das Opfer erst wirksam wird durch die Gesinnung, welche es darbringt!“

„Immer ein Wenn und Aber!“ rief Caracalla dem

Freunde nach, während dieser sich in das Quartier des Oberpriesters begab, um Melissa zu rufen.

Der Kaiser war seit langen Tagen zum erstenmal allein.

Mit der Hand im Halsband des Löwen trat er ans Fenster. Der Regen hatte nachgelassen, doch finsteres Gewölk bedeckte noch immer den Himmel. Vor ihm lag die von Menschen wimmelnde Mündung der Hermesstraße in den großen Platz, auf dem sich das durchnäßte Lager der Soldaten erhob, und sein Blick fiel in das Zelt eines in Alexandria heimischen Centurio, den die Seinen besuchten, zu denen ihn der bewegliche Lauf des Soldatenlebens zurückgeführt hatte.

Der bärtige Mann hielt ein Kind auf dem Arme. Ein Knabe und Mädchen — gewiß seine eigenen — schmiegten sich an ihn und schauten mit den großen schwarzen Augen verwundert zu ihm auf, während ein dreijähriges Kleines, der anderen nicht achtend, in einer Regenlache jauchzend mit den nackten Füßchen umherstampfte.

Eine ältere und eine jüngere Frau — wohl die Mutter und Gattin des Centurio — hingen an seinen Lippen, während er ihnen wohl von seinen Kriegsthaten erzählte.

Da die Tuba schon zum Sammeln rief, küßte er das Kind und legte es behutsam in die Arme der Mutter. Dann hob er den Knaben und das Mädchen auf, fing sich das im Wasser spielende Kleine lachend ein und drückte endlich allen vier Kindern die bärtigen Lippen auf das rote Mündchen. Zuletzt zog er die jüngere Frau an sich, streichelte ihr behutsam das Haar und flüsterte

ihr etwas ins Ohr; sie aber schaute dabei bald unter Thränen lächelnd zu ihm auf, bald schamhaft zu Boden. Der Mutter klopfte der Sohn zärtlich auf die Schulter, und beim Abschied küßte er auch ihr die faltige Stirn.

Caracalla hatte den Centurio schon mehrmals bemerkt. Er hieß Martialis und war ein einfacher, gering begabter, aber ordentlicher Mann, der sich durch blinde Todesverachtung ausgezeichnet hatte.

Für ihn bedeutete der Zug des Kaisers nach Alexandria Heimkehr und das beste Glück des Lebens. Wie viele Arme hatten sich liebreich dem schlichten Krieger geöffnet, wie viele Herzen ihm erwartungsvoll entgegengeschlagen. Sicherlich war kein Tag während seiner Anwesenheit vergangen, an dem die Mutter, das Weib und die Kinder nicht die Götter angefleht hatten, ihn zu erhalten. Und er, der Beherrscher der Welt, wollte es eben noch unglaublich finden, daß von den Millionen seiner Unterthanen ein einziger für ihn gebetet.

Wer erwartete ihn wohl liebenden Herzens?

Wo war seine Heimat?

In Gallien hatte er das Licht der Welt erblickt, der Vater war ein Afrikaner, die Mutter in Syrien geboren. Der Kaiserpalast in Rom, sein Haus, er mochte nicht daran denken; schweifte er doch im Reiche umher, um weite Strecken zwischen sich und diese Unglücksstätte zu legen, von der sich die Spuren des brüderlichen Blutes nicht austilgen ließen.

Die Mutter?

Sie fürchtete, ja vielleicht haßte sie ihn, den leiblichen, erstgeborenen Sohn, seit er ihr den jüngeren Liebling gemordet. Was fragte sie nach ihm unter ihren

Gelehrten, mit denen sie philosophirte, und die ihr in zierlicher Weise zu schmeicheln wußten.

Plautilla, sein Weib?

Der Vater hatte ihn genötigt, sich mit ihr, der reichsten Erbin der Welt, deren Mitgift größer gewesen war als der zusammengeworfene Schatz eines Dutzends von Königen, zu vermählen, und nun das spitze Gesicht dieser nichtigen, säuerlichen, namenlos anspruchsvollen Kreatur ihm in den Sinn kam, überlief es ihn kalt.

Er hatte sie in der Verbannung ermorden lassen. Andere waren die Thäter gewesen, und er dachte nicht daran, daß ihn die Verantwortung für die Unthat treffe, die sie in seinem Dienste begangen; doch um so lebhafter trat ihm ihr liebloses, ihm abgeneigtes Herz, ihr Vogelgesicht, das wie eine wohlgeformte Maske aus der Ueberfülle des Haares hervorgeschaut hatte, und der gefärbte überkleine Mund mit den schmalen Lippen vor die Seele. Wie schneidende Worte hatten sie zu sagen, wie unsinnige Forderungen zu stellen verstanden, und nichts Beleidigenderes war denkbar, als die Art, womit sie sich zusammengezogen, wenn er ihnen zugemutet hatte, die seinen zu küssen.

Sein Kind?

Sie hatte ihm eins geboren, doch es war der Mutter in die Verbannung und den Tod gefolgt. Das ihm kaum bekannte kleine Ding hing so eng mit der verhaßten Mutter zusammen, daß er sein Ende so wenig beklagte wie das ihre. Es war gut, daß die Mörder, ohne dazu beauftragt zu sein, auch dies unselige Leben ausgelöscht hatten. Von dem Ungeheuer, das seine und Plautillas Neigungen in sich vereinte, verlangte ihn nicht nach Kuß und Umarmung.

Von Menschen, für die das Herz anderer Männer wärmer empfindet, war es leer um ihn her geworden. Es gab keinen, der ihn liebte, außer seinem Löwen, keinen Ort auf Erden, wo man ihn freudig erwartet hätte.

Wie auf ein Wunder harrte er jetzt der einzigen, die aus freien Stücken die Götter zu seinen Gunsten angerufen hatte. Vielleicht war dies Mädchen ein jämmerliches, thränenreiches, vor elender Weichherzigkeit schwachköpfiges Nichts.

Da stand der Centurio schon vor der Manipel und hob den Stab. Beneidenswerter Bursch! Wie froh er dreinschaute, wie hell sein Kommandoruf klang! Und wie gesund der gemeine Gesell sein mußte, während ihn, den Kaiser, der Kopf wieder grausam zu schmerzen begann.

Da knirschte er mit den Zähnen, und es wandelte ihn die Lust an, dem unverschämten Glückspilz da unten die Lust zu verderben.

Wenn er ihn sogleich nach Spanien oder an den Pontus versetzte, war es aus mit der Freude. Der Centurio sollte auch einmal empfinden, wie es einem verlassenen Manne zu Mute ist.

Dieser tückischen Regung gehorsam, legte er schon die Hand an den Mund, um einem Tribunen den ruchlosen Befehl zu erteilen, als plötzlich das Gewölk auseinanderriß und die mächtige Sonne Afrikas aus einer blauen Insel im grauen Himmelsozean hervortrat und mit glühenden Strahlengarben die Erde erhellte.

Blendend spiegelte sich ihr entschleiertes Licht in den Rüstungen und Waffen der Krieger und erinnerte den Kaiser an den Gott, dem er eben Opfer ohne gleichen gelobt.

Philostratus hatte oft genug den Phöbus Apollon hoch über alle anderen Götter gestellt, ihn, der Klarheit um sich her verbreitete, wo er auftrat, der die Seelen wie die Erde erhellte, und als Herr der Harmonie und Musik den Menschen beistand, zu jener sittlich reinen, ebenmäßigen Gesinnung zu gelangen, die seinem lauteren Wesen angemessen war und genehm.

Jetzt hatte Apollon die schwarzen Vorboten des Ungewitters besiegt, und Caracalla wandte den Blick nach oben. Er scheute sich, vor diesem lichten Zeugen sein finsteres Vorhaben zur Ausführung zu bringen und rief leis in die Höhe: „Um deinetwillen, Phöbus Apollon, schon' ich des Mannes."

Selbstzufrieden senkte er dann den Blick. Der Zwang, den er sich selbst angethan hatte, kam ihm, der jedem Triebe nachzugeben gewohnt war, in der That groß und schwer vor.

Dabei nahm er wahr, daß es nun mit dem bewölkten Himmel vorbei sei, der ihm oft Glück gebracht hatte, und das beunruhigte ihn wieder.

Geblendet von der Flut des Lichtes, die durch das Fenster auf ihn eindrang, zog er sich mürrisch in das Zimmer zurück.

Wenn auch dieser helle Tag ihm Uebles brachte? Wenn der Gott sein Opfer verschmähte?

Aber war Apollon nicht vielleicht wie die anderen Unsterblichen ein Trugbild, das nur in der menschlichen Einbildungskraft lebte, die es geschaffen? Tüchtige Denker und fromme Leute, wie die Skeptiker und Christen, verlachten ja die ganze bunte Schar der Olympier.

Aber schwer hatte die Hand des Phöbus Apollon ihn

im Traume bedrückt. — Seine Macht war vielleicht dennoch gewaltig. Das verheißene Opfer mußte der Gott haben, was er ihm auch anthat. Wie schon so oft, empfand er auch bei diesem Entschluß bitteren Groll gegen die Unsterblichen, denen gegenüber er, der Allmächtige, machtlos war. Wären sie auch nur eine Stunde lang seine Unterthanen gewesen, er hätte sie die Leiden büßen lassen wollen, womit sie ihm das Dasein verdarben!

„Martialis heißt er. Ich will diesen Namen behalten," dachte er und warf einen letzten neidischen Blick auf den Centurio.

Wie lange Philostratus ausblieb! Die Einsamkeit beängstigte ihn, und wirren Blickes schaute er, wie nach Beistand suchend, umher.

Da meldete ein Diener den Philosophen. Erleichtert ging Caracalla ihm in das Tablinum entgegen. Dort ließ er sich auf dem Stuhle, vor dem mit Tafeln und Papyrusrollen belasteten Schreibtische nieder, warf das Ende der purpurnen Toga, mit der er vorhin das Badegewand vertauscht, neu um die Schulter, stellte den Fuß auf den Hals des Löwen und stützte das Haupt mit der Hand. Er wollte das wunderliche Mädchen als sorgender, das Wohl seiner Unterthanen erwägender Denker empfangen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Philosoph kündete dem Kaiser an, wen er bringe, und da bis zum Eintritt Melissas geraume Zeit verging, vergaß Caracalla sein schauspielerisches Vorhaben und blieb gesenkten Hauptes sitzen; denn wohl infolge der Sonnenstrahlen, von denen sein Scheitel getroffen worden war, hatte sich der Kopfschmerz schnell zu unerträglicher Heftigkeit gesteigert.

Ohne dem Mädchen auch nur einen Blick zu schenken, nahm er einige der lindernden Pillen des Galen und vergrub das Gesicht in die Hände.

Frei von Scheu vor dem Löwen war die Jungfrau vorwärts geschritten; denn Philostratus hatte sie versichert, daß er gutartig sei, und die Tiere ließen sich gern von ihr streicheln. — Auch vor der Person des Kaisers fürchtete sie sich nicht; denn sie sah, daß er litt, und die Angst, mit der sie seine Schwelle betreten hatte, verwandelte sich schnell in Mitleid.

Philostratus hielt sich an ihrer Seite und folgte gespannt jeder Bewegung des Kaisers.

Der Mut, den dies bescheidene Kind dem Raubtier

und dem nicht minder furchtbaren Manne gegenüber zeigte, erfreute ihn, und seine Hoffnung wuchs, als ein Sonnenstrahl ihr das glänzende Haar streifte, das Frau Berenike mit eigener Hand geordnet und mit weißem Bombyxbande durchflochten hatte.

Wie das Urbild sittiger, jungfräulicher Anmut mußte sie selbst dem ruchlosesten Wüstling erscheinen.

Es war auch gut, daß das lange Kleid und der Peplos von der feinsten weißen Wolle ihr ein wahrhaft vornehmes Ansehen verliehen.

Dies kostbare Gewand hatte die Matrone für die verstorbene Korinna anfertigen lassen und aus vielen erwählt, um es an Stelle des bescheidenen Kleidchens zu setzen, das die alte Dido der jungen Herrin gestern angethan hatte. Feinfühlig war die Matrone bedacht gewesen, der Jungfrau ein einfach würdiges, in seiner Schmucklosigkeit beinahe priesterlichstrenges Ansehen zu geben. Nichts an ihr sollte auf den Wunsch deuten, zu gefallen, und alles, was sie trug, durch seine Gediegenheit jeden Gedanken an die ärmlichen Bittstellerinnen der gewöhnlichen Art ausschließen.

Der Philosoph fühlte, daß für das Aeußere seines Schützlings gut gesorgt sei; doch das lange Schweigen des Kaisers, dessen Ursache er erkannte, begann ihn zu beunruhigen; denn bisweilen stimmte der Schmerz den Herrscher milde, noch öfter aber trieb er ihn an, sich für das eigene Leid durch rohe Eingriffe in das Lebensglück anderer gleichsam zu rächen.

Endlich schien auch seine Schutzbefohlene die Fassung, die ihn eben noch an ihr erfreut, zu verlieren; denn er sah, wie die Brust ihr schneller und höher wogte, wie

ihr Mund zuckte und die großen Augen in feuchtem Glanze zu leuchten begannen.

Jetzt glättete sich das Antlitz des Cäsar ein wenig. Dann hob er das Haupt, und während sein Blick den Melissas traf, tönte leise und wohllautend der Gruß „Freue Dich!" ihr von den Lippen.

Da bemächtigte sich des Philosophen eine große Besorgnis, und zum erstenmal fühlte er die ganze Schwere der Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen; denn so schön, so berückend liebreizend wie jetzt, wo sie in holder Verwirrung, angstvoll und doch ganz beherrscht von dem Wunsche, die Gunst des Mannes zu gewinnen, der sie mit einem Worte so hoch beglücken oder so elend machen konnte, zu Caracalla aufschaute, war sie ihm nie erschienen.

Wenn dieser Knecht der Leidenschaften, den vielleicht nur eine Laune dahin geführt hatte, der Liebeslust zu entsagen und ernste Sittenstrenge auch von seiner Umgebung zu fordern, dies bezaubernde Wesen begehrenswert fand, dann war es um sie geschehen.

Bleich und klopfenden Herzens blickte er dem weiteren Verlaufe des Unabwendlichen entgegen, dem er selbst die Wege geebnet.

Aber der Unberechenbare machte auch diesmal die Erwartungen des Philosophen zu schanden; denn nachdem er Melissa erstaunt, überrascht, außer Fassung, als sei er einem Wunder begegnet oder als sei der Geist eines Verstorbenen vor ihm aus dem Boden gestiegen, angestarrt hatte, sprang er auf und rief, indem er die Hand fest um die Lehne des Stuhles krampfte, dem Philosophen zu: „Was ist das? Täuschen mich die Sinne, oder

wird hier ein schändliches Spiel mit mir getrieben? Aber nein, nein! Meine Augen sind so gut wie mein Gedächtnis ... Dies Mädchen ..."

„Was kommt über Dich, Cäsar?" unterbrach ihn der Philosoph mit wachsender Unruhe.

„Etwas, etwas ..." stieß Caracalla hervor, „das euch zum Schweigen bringen wird, das eure thörichten Zweifel ... Nur Geduld ... Nur einen Augenblick wartet ... Gleich sollst Du ... Doch zuerst ..." und damit wandte er sich an Melissa: „Wie heißt Du, Mädchen?"

„Melissa," versetzte die Gefragte leise und mit zitternder Stimme.

„Dein Vater und Deine Mutter?"

„Heron nennen sie ihn; die Mutter aber — sie ist tot — war Olympias, die Tochter des Philipp."

„Und ihr seid makedonischen Blutes?"

„Ja, Herr. Vater und Mutter sind von rein makedonischer Herkunft."

Da suchte ein strahlender Blick des Kaisers das Auge des Philosophen, und mit dem kurzen Rufe: „Das ist, denk ich, genug," klatschte er in die Hände, und sogleich eilte der alte Kämmerer Adventus aus dem Nebenzimmer herbei, und die Schar der „Freunde des Kaisers" drängte ihm nach; Caracalla aber herrschte sie an: „Ihr wartet, bis ich euch rufe. Du, Adventus, bleibst! Ich brauche die Gemme mit der Hochzeit des Alexander."

Während der Freigelassene nun einem Kästchen von Ebenholz auf dem Schreibtische des Kaisers das Gewünschte entnahm, erfaßte Caracalla den Arm des Philosophen und sprach mit eindringlichem Eifer: „Als Erbe meines

Vaters, des göttlichen Severus, kam diese Gemme mir zu. Sie ward hergestellt, bevor die Jungfrau dort zur Welt kam. Gleich wirst Du sie sehen, und wenn Du dann noch behauptest, es sei ein Wahn ... Aber warum solltest gerade Du es bezweifeln? Auch dem Pythagoras und Deinem Apollonius war es bewußt, wessen Leib ihre Seele in einem früheren Dasein belebte! Die meine — die Mutter verlachte mich deswegen und andere wagten das Gleiche — die meine hatte vor einem halben Jahrtausend in dem Größten der Großen, in dem des Makedoniers Alexander, die beneidenswerte Heimat."

Damit riß er dem Freigelassenen die Gemme aus der Hand, und während er sie mit den Blicken verschlang und dazwischen Melissa prüfend ins Auge faßte, fuhr er eifrig fort: „Sie ist es. Nur ein Blinder, ein Narr, ein Böswilliger kann es bezweifeln! Wer von nun an meiner Ueberzeugung spottet, ich sei zur Welt gekommen, um das zu früh erloschene Leben des edlen Heros zu Ende zu führen, der soll es bereuen! Hier — es ist ja natürlich — hier in der von ihm gegründeten Stadt, die seinen Namen trägt, wird mir die Gewißheit, daß das Band, das den Sohn des Philipp mit dem des Severus, mit mir, verknüpft, mehr ist als ein Gebilde des Wahns. Diese Jungfrau — fasse sie nur schärfer ins Auge — in ihr ist die Seele der Roxane zur Auferstehung gelangt, wie mit mir die des Alexander, der ihr Gemahl war. Nun liegt es wohl auch für Dich auf der Hand, wie es kam, daß dies junge Geschöpf dem Drange nicht wehren konnte, für mich das Herz und die Arme im Gebet zu erheben. Ihre Seele war, da sie noch in der Roxane weilte, mit der des Heros in Liebe

verbunden; jetzt aber in der Brust dieses schlichten Kindes zog es sie zu der unvergessenen Seele, die hier, hier in dieser Brust eine neue Wohnung suchte und fand."

Begeistert und so fest überzeugt von der Wahrheit seiner sonderbaren Annahme, als verkünde er eine göttliche Offenbarung, hatte der Kaiser geredet.

Jetzt rief er den Philosophen zu sich heran und forderte ihn auf, die in den Onyx geschnittene Roxane mit seinem jungen Schützling zu vergleichen.

Die schöne Perserin stand auf der Gemme dem Alexander gegenüber. Beide reichten einander die Hände zum Ehebunde, und zu Häupten des herrlichen Paares schwang der geflügelte Hymen die hellbrennende Fackel.

Auch Philostratus erstaunte beim ersten Blick auf das Kunstwerk und gab seiner Ueberraschung den lebhaftesten Ausdruck; denn in der That glich das Antlitz der Roxane auf dem handgroßen, geschnittenen Muschelstück Zug für Zug der Tochter des Heron. Jeder mußte dies seltene Spiel des Zufalls für etwas Wunderbares, ja Unerhörtes halten, der nicht wußte — und von dem kleinen, die Gemme betrachtenden Kreise ahnte es keiner — daß dieselbe eine Jugendarbeit des Heron sei, welcher der Roxane die Züge seiner jungen Neuvermählten geliehen hatte, zu deren lebendem Ebenbild Melissa, die Tochter der Olympias, herangewachsen war.

„Und seit wann," fragte Philostratus, „ist dies herrliche Kunstwerk Dein eigen?"

„Es stammt, ich wiederhole es, aus dem Nachlaß meines Vaters," versetzte dieser. „Severus trug es bisweilen. Warte ein wenig. Nach der Schlacht bei Issos, beim Triumph gegen den Pescennius Niger — es ist

als säh' ich es vor mir — trug er sie an der Schulter, und das war . . ."

„Zweiundzwanzig Jahre ist es her," fiel ihm Philostratus ins Wort; Caracalla aber fragte Melissa: „Wie alt bist Du, Mädchen?"

„Achtzehn Jahre, Herr," lautete die Antwort, und sie gefiel dem Kaiser; denn er lachte hell auf und schaute dem Philosophen triumphirend ins Antlitz.

Dieser gab ihm auch willig zu, daß ihm selten etwas Ueberraschenderes begegnet sei, auch wünschte er dem Cäsar Glück, den Zuruf einer inneren Stimme in so handgreiflicher Weise bestätigt zu finden. Die Seele des großen Alexander möge aus ihm noch Herrliches wirken.

Während dieser Rede war die Angst, welche sich Melissas beim ersten Anblick des Kaisers und bei seinem langen Schweigen bemächtigt hatte, völlig geschwunden. Der furchtbare Mann, dessen Schmerzen ihre mitleidige Seele zu ihm hingezogen hatte, erschien ihr jetzt mehr wunderlich als schrecklich. Der Gedanke, daß sie, die bescheidene Künstlertochter, die Herberge der Seele des persischen Königskindes sein solle, belustigte sie sogar, und als der Löwe das Haupt zu ihr erhob und den Estrich wedelnd mit dem Schwanze schlug, fühlte sie, daß sie sein Wohlgefallen erwecke. Einem raschen Triebe folgend, legte sie ihm die Hand auf die Stirn und streichelte ihn furchtlos. Dem gezähmten Fürsten der Wüste aber gefiel die Berührung der leichten, warmen Mädchenfinger, und indem er das Auge an dem runden Arm Melissas rieb, ließ er ein leises, wohlgefälliges Knurren vernehmen.

Das freute den Kaiser und galt ihm für eine Be-

stätigung seiner wunderlichen Ueberzeugung. So stark hingezogen fühlte sich sein „Perserschwert“ nur zu wenigen; und der Tänzer Theokrit dankte die Gunst, die ihm Caracalla erwies, zum Teil dem Umstande, daß der Löwe ihm bei der ersten Begegnung besonders zutraulich begegnet war. Doch so lebhaft wie diesem Mädchen hatte das Tier noch keinem Fremden sein Wohlgefallen bezeugt. Nur wenn er selbst ihm zusprach und ihm schmeichelte, wedelte er so lebhaft mit dem Schweife. Der Instinkt ließ die Bestie das alte, wunderbare Band ahnen, das seinen Herrn mit der neuen Bekannten vereinte, und auch darauf wies der Mann, der in allem, was ihm begegnete, einen Fingerzeig höherer Mächte sah, den Philosophen hin und fügte dazu die Frage, ob der Schmerz, der ihn vorhin wieder jäh überfallen, nicht eher Dank der Nähe der wiedererstandenen Seele der Roxane, als in Folge der Pillen des Galenus so ungewöhnlich schnell vergangen sein möge.

Philostratus hielt es für geratener, dieser Annahme nicht zu widersprechen und wußte das Gespräch sehr bald auf die gefangenen Angehörigen Melissas überzuleiten.

Leise stellte er es dem Caracalla als schönste Aufgabe dar, die Seele derjenigen zufrieden zu stellen, die dem Heros, dessen Leben er fortführe, so teuer gewesen, und der Kaiser, welchen es freute, den Philosophen jenen Wahn, der ihm schmeichelte, als erwiesene Thatsache anerkennen zu sehen, stimmte ihm bei.

Mit einer Milde, deren ihn wenige fähig gehalten hätten, befrug er Melissa nach ihrem Bruder Alexander, und der Klang der Stimme, mit dem sie ihm bescheiden,

aber klar und voll schwesterlicher Liebe Antwort erteilte, behagte ihm so wohl, daß er sie, ohne sie zu unterbrechen, länger reden ließ, als es sonst seine Art war.

Endlich verhieß er ihr, den Maler zu verhören, und, wenn es angehe, Gnade zu üben.

Darauf klatschte er wieder in die Hand und befahl dem Freigelassenen Epagathos, der ihm die Dienste eines vertrauten Kammerherrn leistete, den gefangenen Alexander sogleich zu ihm zu führen.

Wie vorhin dem Adventus, so war diesmal dem Epagathos das Gefolge nachgedrängt, und da der Cäsar die Eingetretenen nicht wieder verjagte, wollte Melissa sich in das Nebengemach zurückziehen; der Herrscher aber gebot ihr zu bleiben.

Glühend und vergehend vor Scham und Verlegenheit blieb sie neben dem Stuhle des Caracalla stehen, und ob sie auch die niedergeschlagenen Augen nur dann und wann verstohlen zu erheben wagte, fühlte sie doch, daß hundert Blicke sie neugierig, herausfordernd, frech und verächtlich maßen. Wie gern wäre sie entflohen oder in den Boden gesunken; doch sie mußte standhalten und mit zuckenden Lippen die Zähne zusammenbeißen, um den Thränen zu wehren, die sich ihr in die Augen drängen wollten.

Der Kaiser achtete ihrer nicht mehr.

Es lüstete ihn, den Freunden und Gesellschaftern das Wichtigste mitzuteilen, das ihm begegnet war, doch geflissentlich hielt er noch damit zurück, während sie vor ihm Aufstellung nahmen. Den anderen voran schritt der Oberpriester des Serapis mit dem Günstling Theokrit, und Caracalla trug ihnen ungesäumt auf, den neu

ernannten Nachtstrategen zu ihm zu führen. Aber die Wahl war noch nicht vollzogen worden. Zwischen zwei bewährten Männern, meldete Theokrit, schwanke die Wage. Der eine, Aristides, sei ein wohlbeleumdeter Grieche, der andere zwar nur ein Aegypter, doch so ausgezeichnet wegen seines strengen Eifers, daß er ihm den Vorzug gebe.

Da fiel ihm der Oberpriester ins Wort und versicherte, daß der von Theokrit begünstigte Mann allerdings die Eigenschaften besitze, die jener an ihm rühme, doch in einem Maße, das ihn unter der griechischen Bevölkerung der Stadt im höchsten Grade verhaßt gemacht habe; durch Gerechtigkeit und Milde aber sei in Alexandria mehr zu erreichen als durch herausfordernde Strenge.

Da lachte der Günstling auf und versicherte, daß er vom Gegenteil überzeugt sei. Eine Bürgerschaft, die sich herausnehme, des göttlichen Cäsar, ihres Gastes, in so unerhörter Weise zu spotten, müsse die Macht Roms und seines Herrschers schmerzlich zu fühlen bekommen. Der abgesetzte Nachtstratege habe wegen der halben Maßregeln, die er getroffen, das Amt verloren, und der Grieche Aristides laufe Gefahr, in seine Fußstapfen zu treten.

„Keineswegs,“ unterbrach ihn der Oberpriester mit vornehmer Würde. „Der Hellene, den ich vorschlage, ist ein würdiger und mutiger Mann; der Aegypter Zminis aber, die rechte Hand des Gestürzten — es muß gesagt sein — ein gewissenloser, grausamer Schurke.“

Hier ward der Streit unterbrochen.

Melissa, der es während desselben vor den Ohren

gesaust hatte, war bei der Nachricht, dem Angeber Zminis solle der Befehl über die Sicherheitsbehörde der Stadt anvertraut werden, erblassend zusammengeschreckt. Wenn das geschah, waren die Ihren sicher verloren. Es mußte verhindert werden, und bei dem letzten Wort des Oberpriesters berührte ihre Hand die des Kaisers, und wie dieser auffuhr und sich erstaunt nach ihr hinwandte, raunte sie ihm so schnell und leise zu, daß nur wenige es bemerkten: „Nicht der Zminis! Er ist unser Todfeind."

Nur mit einem flüchtigen Blicke streifte der Kaiser das Antlitz des kühnen Mädchens, und doch entging ihm nicht, wie tief es erblaßt war.

Das sanfte Rot auf ihren Wangen und das Grübchen, welches er, während sie vorhin den Löwen streichelte, in denselben bemerkt hatte, waren ihm unsagbar reizend erschienen. Sie hatten sie auch dem Bilde der Roxane auf der Gemme so ähnlich gemacht, daß die Veränderung ihres Aussehens sein Bedauern erweckte. Sie sollte wieder lächeln, und gewohnt, jeden Verdruß andere mitfühlen zu lassen, herrschte er die „Freunde" unwillig an: „Kann ich denn überall sein? Geht auch das Kleinste nicht ohne mich vorwärts? An dem Präfekten der Prätorianer wäre es gewesen, Bericht über die beiden Vorgeschlagenen zu erstatten, wenn ihr nicht einig werden konntet; doch seit gestern abend sah ich ihn nicht. Wer sich erst rufen läßt, wenn ich ihn brauche, versäumt schon eine Pflicht. Macrinus kennt sonst die seine. Weiß einer, was ihn zurückhielt?"

Unwillig, ja bedrohlich hatte diese Frage geklungen, und der Präfekt der Prätorianer war ein mächtiger Mann, dessen Brauchbarkeit ihn schwer antastbar machte.

Dennoch ließ der Prätor Lucius Priscillianus nicht auf die Antwort warten. Es war der boshafteste und mißgünstigste Ränkeschmied am Hofe, und er haßte den Präfekten, weil er selbst nach seiner Stellung trachtete, welche die höchste im Staate war nach der des Kaisers. Einige seiner Sklaven hatten den Macrinus stets zu belauern, und mit einem höhnischen Achselzucken begann er: „Es wundert mich, daß der eifrige Mann, dem der schwere Dienst die Kräfte bereits zu lähmen beginnt, noch nicht hier ist. Den Abend und die Nacht braucht er hier übrigens zu besonderen Dingen, von denen man besorgen muß, daß sie seiner Gesundheit und der Gemütsruhe, die sein Amt erheischt, wenig förderlich sind."

„Was soll das?" fragte Caracalla; der Prätor aber fuhr unbeirrt fort: „Ewige Götter! Wen verlangt es nicht, einen Blick in die Zukunft zu thun?"

„Das ist es, was ihn zurückhält?" fragte der Kaiser mehr neugierig als unwillig.

„Jetzt am lichten Tage wohl kaum," fuhr Priscillianus fort, „die Geister, die er beschwören läßt, scheuen, sagt man, das Licht. Aber er wird müde sein vom Wachen und der heftigen Erregung."

„So ließ er in der Nacht Geister erscheinen?"

„Sicherlich, hoher Cäsar. Aber es fehlt den Geistern in dieser Stadt der Philosophen an Logik. Wie sich Macrinus wohl selbst die Voraussagung erklärt, daß er, der ja schon auf der höchsten für unsereinen erreichbaren Stufe steht, noch höher steigen solle?"

„Wir werden ihn fragen," versetzte der Kaiser gelassen. „Du aber hüte die Zunge; denn sie brachte schon manchen um den Kopf, den ich noch gern unter

den Lebenden sähe. Wünsche sind straflos. Wem gefiele wohl nicht die Stufe des höher stehenden andern? Dir, Freund, wäre die des Macrinus genehm. Thaten? Ihr kennt mich! Vor ihnen bin ich sicher, so lange jeder von euch dem andern das Aufsteigen so herzlich mißgönnt. Du hast das scharfe Spürauge wieder bewährt, mein Lucius, und wär' es nicht zu viel der Ehre für diese aufsässige Stadt, einen Römer in der Toga prätexta an die Spitze ihrer Sicherheitsbehörde zu stellen, so könnt' es mich lüsten, Dich zum Nachtstrategen Alexandrias zu machen.

„Ihr seht mich heut in gehobener Stimmung. Du kennst die Gemme dort, die von meinem Vater stammt, Cilo. Schau sie an und auch dies Mädchen. Tritt nur näher, Priester des göttlichen Alexander, und auch ihr leiht dem Wunder die Augen, Theokrit, Antigonus, Dio, Pandion, Paulinus. Vergleicht das Frauenbild auf der Gemme dort mit der Jungfrau an meiner Seite. Sie war noch lange nicht geboren, als ein Meister diese Roxane in den Stein schnitt. Auch ihr seid überrascht? Wie in mir die Seele des Alexander, so ist in dieser da die der Roxane zum andernmal ins Leben getreten. In Gegenwart des Philostratus ward es durch untrügliche Zeichen bestätigt!"

Hier unterbrach der Alexanderpriester den Caracalla, indem er im Tone fester Ueberzeugung ausrief: „Ein seltenes Wunder! Verneigen wir uns vor dem edlen Gefäß der großen Seele des Alexander. Ich, der Priester des Heros bestätige, daß der hohe Cäsar diejenige fand, in der die Seele der Roxane fortlebt."

Damit drückte er die Hand aufs Herz und verbeugte sich tief vor dem Kaiser, und die anderen thaten es ihm nach.

Auch der Spötter Julius Paulinus folgte der Aufforderung des priesterlichen römischen Ritters; doch flüsterte er dem Cassius Dio ins Ohr: „Die Seele des Alexander war neugierig und wollte sehen, wie es sich in demjenigen Hause, der ihm von allen Sterblichen am wenigsten gleichsieht.“

Auch über die Milde, die plötzlich über den Cäsar gekommen zu sein schien, schwebte dem früheren Konsul ein spöttisches Wort auf den Lippen; doch zog er vor, zu sehen und zu hören, als Caracalla den Günstling Theokrit zu sich heranwinkte und ihn, der sich jeder seiner Launen gefällig erwies, ersuchte, von der Wahl des Zminis zum Nachtstrategen abzusehen.

Es widerstehe ihm, sagte er laut, die Obhut der eigenen Person und der Stadt des Alexander einem Aegypter anzuvertrauen, da ein für diese Aufgabe geschickter Grieche zur Hand sei. Nachher gedenke er, sich beide Bewerber vorführen zu lassen und in Gegenwart des Präfekten der Prätorianer die Wahl zu treffen.

Darauf wandte er sich an die anwesenden Truppenführer und rief: „Entbietet meinen Gruß den Soldaten! Ich konnte mich ihnen gestern nicht zeigen. Vorhin sah ich mit Bedauern, wie der Regen sie hier in der üppigen Stadt durchnäßte. Das will ich nicht länger mit anschauen. Die Prätorianer und die makedonische Legion sollen Quartiere erhalten, von denen sie lang zu erzählen haben. — Ich gönn' es ihnen weit lieber als den widrigen Krämern, auf weicher Wolle zu schlafen und von silbernen Tellern zu speisen. Sagt ihnen das.“

Hier wurde er unterbrochen; denn Epagathos meldete eine Deputation des Museums und zu gleicher Zeit

den aus dem Gefängnis herbeigeführten Maler Alexander.

Da fuhr Caracalla unwillig auf: „Laßt mich mit den Silbenstechern in Frieden! Empfange Du sie in meinem Namen, Philostratus. Verlangen sie Unverschämtes, so lasse sie wissen, wie ich ihnen und dem Museum gesinnt bin. Geh und kehre dann zu uns zurück. — Bringt mir den Maler! — Ich will allein mit ihm reden. Ihr Freunde, folgt unserem Alexanderpriester und Idiologen, der hier bekannt ist, und seht euch die Stadt an. Ich werde euch fürs erste nicht brauchen."

Ungesäumt gehorchte die große Schar der Entlassenen.

Nun wandte Caracalla sich wieder Melissa zu, und das Auge leuchtete ihm hell auf, als er in ihren neu geröteten Wangen die Grübchen wieder entdeckte.

Ihr bittender Blick begegnete dabei dem seinen, und die frohe Erwartung auf den Bruder verlieh ihm einen den freundlosen Mann beglückenden Glanz.

Schon während der letzten Rede waren seine Augen bisweilen auf ihr ruhen geblieben; doch die ihren hatten ihn in Gegenwart so vieler Fremden gemieden. Jetzt meinte er, gebe sie aus freiem Herzensantrieb zu erkennen, daß seine Gunst sie beglücke. Ihre, der Roxane, Seele mußte sich ja ohnehin zu ihm hingezogen fühlen. Er glaubte fest daran. Das Gebet und Opfer für ihn — er wiederholte es sich — hatten es bewiesen.

Als Alexander eingeführt wurde, trug er es ihm nicht nach, daß der Bruder, der in seiner lebhaften Weise der Schwester die Arme entgegengestreckt hatte, erst von Melissa auf ihn hingewiesen werden mußte.

Dieser Jungfrau kam jede Huldigung zu, und dazu fesselte ihn der herrliche Wuchs des Alexander.

Schon lange Zeit hatte ihn keine Jünglingsgestalt so lebhaft an die Marmorbilder der großen Meister Athens erinnert. Wie die Verkörperung des Ideals hellenischer Kraft und Jugendschöne erschien ihm der Bruder Melissas. Man hatte ihn im Gefängnis des Umwurfes entkleidet, und er trug nichts als den kurzen Chiton, der auch die starken und doch weich geformten Arme frei ließ. Zum Ordnen und Salben des Haares war ihm keine Zeit gelassen worden, und nun umgab ihm das hellbraune Gelock in ordnungsloser Ueppigkeit das schöne Haupt. Wie ein olympischer Sieger, der mit allen Spuren des Kampfes sich aufmacht, um den Kranz zu empfangen, erschien dem Cäsar dieser gottbegnadete Jüngling.

Keine Spur von Furcht vor dem Kaiser oder seinem Löwen schädigte diesen Eindruck. Auch die Verbeugung, womit er an den Herrscher herantrat, war bei aller Ehrerbietung weder demütig noch befangen, und bitterer Verdruß, daß dieser Liebling der Gottheit ihn zur Zielscheibe seines Spottes erwählt, überkam den Cäsar.

Es wäre ihm wie ein großes Schicksalsgeschenk erschienen, wenn gerade dieser Jüngling, der Bruder einer solchen Schwester, ihm seine Neigung geschenkt und mit dem scharfen Auge des Künstlers das Große erkannt hätte, das er trotz seiner schnöden Frevelthaten in der eigenen Brust zu spüren meinte. Dazu wünschte er mit einem seltsamen, ihm sonst unbekannten Bangen, daß das Vergehen des Malers es ihm gestatten möge, Gnade zu gewähren.

Während Alexander ihn noch vertrauensvoll bat,

es seiner Jugend und der bösen alexandrinischen Art, die er von Eltern und Großeltern ererbt, zu gute zu halten, wenn sich seine Zunge leichtfertig gegen ihn, den Allmächtigen, vergangen, und der Fabel von der Maus und dem Löwen zu gedenken, schwanden die Falten, womit er den Jüngling anfänglich an die Furchtbarkeit seiner Macht zu mahnen gesucht, von der Stirn Caracallas. Der Gedanke, von diesem herrlichen Künstler, dessen scharfes Auge das Schöne vom Unschönen so sicher unterschied, für häßlich gehalten zu werden, war ihm abscheulich.

Bis dahin hatte er ihm schweigend zugehört; plötzlich aber fragte er, ob er, Alexander, den er nie beleidigt, es gewesen sei, der die schändlichen Verse unter den Strick an die Thür des Serapeums geschrieben, und da der Künstler dies mit aller Entschiedenheit verneinte, war es dem Kaiser, als sei ihm eine Last von der Seele gefallen.

Dennoch bestand er darauf, aus des Malers eigenem Munde zu vernehmen, was es sei, das seine Spottlust herausgefordert habe.

Nach einigem Sträuben und nachdem Melissa den Cäsar vergeblich gebeten, dies Bekenntnis sich selbst und dem Bruder zu ersparen, rief Alexander: „So muß das Wild denn freiwillig ins Netz und, stellt sich Deine Gnade nicht dazwischen, wohl auch in den Tod. Was ich sagte, bezieht sich zum Teil auf die seltene Kraft, die Du so oft im Felde und im Zirkus bewährtest, und sodann auf etwas, das ich jetzt selbst mehr als gern nicht gesagt haben möchte. Es heißt, Du habest Deinen Bruder getötet."

„Das, also das," unterbrach ihn der Kaiser, und sein Antlitz gewann ohne sein Zuthun einen finstern Ausdruck.

„Ja, Herr," fuhr Alexander tief aufatmend fort. „Dich belügen hieße zu dem ersten einen zweiten Frevel fügen, und ich gehöre zu denen, die gern mit gleichen Füßen in das kalte Wasser springen, wenn es schon sein muß. Deine Kraft, sagte ich, kenne die Welt; ja sie überbiete bisweilen die des Vaters Zeus; denn der habe den Sohn — den Hephästos meint' ich — nur auf die Erde geworfen — Deine starke Faust aber habe den Bruder durch die Erde hindurch in die Tiefe des Hades geschleudert. Das ist's. Ich that nichts hinzu und verschwieg nichts.

Angstvoll war Melissa diesen kühnen Worten gefolgt.

Der Präfekt der Prätorianer, Papinian, einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, hatte durch seine bloße Weigerung, den Tod des Geta für entschuldbar zu erklären, den Zorn des Kaisers erregt, und die edle Antwort, daß es leichter sei, einen Brudermord zu begehen, als ihn zu verteidigen, ihm das Leben gekostet.

Während Caracalla, so lang er sich gütig gegen sie erwiesen hatte, ihr abstoßend erschienen war, zog es Melissa nun wieder zu dem Aufgebrachten hin.

Wie die Wunden des Erschlagenen sich aufthun sollen, wenn der Mörder an ihn herantritt, pflegte Caracallas gereizte Seele dem wildesten Zorne Thür und Thor zu öffnen, wenn ein Unvorsichtiger ihn an seine schwerste Blutthat erinnerte. Auch diesmal hatte die Mahnung an den Brudermord seinen Zorn erregt, doch er kam nicht zum Ausbruch; denn wie ein Wolkenbruch die Flamme löscht, die der Blitz entzündet, hatte die seiner Kraft gewidmete Huldigung, die der Spott Alexanders enthielt, seinen Ingrimm beschwichtigt.

Die Ironie, die das höhnische Wort des Künstlers erst recht zum Witze machte, wäre dem Caracalla, hätte es einem anderen gegolten, sicher nicht entgangen; diesmal aber bemerkte er sie nicht oder wollte sie nicht bemerken, schon um Melissa im Glauben zu lassen, seine Manneskraft sei wert, bewundert zu werden. Außerdem sah er seinen Wunsch erfüllt, diesem Jünglinge vergeben zu können, und so maß er ihn nur mit einem strafenden Blick und rief ihm, um Spott mit Spott heimzuzahlen und um dem Missethäter zu vergegenwärtigen, vor welchem Geschick ihn die kaiserliche Gnade bewahre, drohend zu: „Es könnte mich reizen, auch an Dir meine Kraft zu versuchen, doch mit einem windigen Witzbold, den die Luft fortweht, wirft es sich schlechter als mit dem Sohn eines Kaisers. Wenn ich es darum einstweilen unterlasse, so geschieht es nur, weil Du diesem Arm" — und damit spannte er die Muskeln, die durch Uebung eine starke Schwellung gewonnen, prahlerisch an — „weil Du ihm eben zu leicht bist. Aber meine Hand reicht weit. Jeder Häscher ist ein Finger daran, und sie hat deren tausend. Du lerntest, mein' ich, schon etliche kennen, als sie Dich fingen."

„Das nicht," entgegnete Alexander und lächelte leise, während er sich ehrerbietig verneigte. „Deiner eigenen Kraft wag' ich nicht zu widerstreben, aber die Spürhunde des Nachtstrategen sind mir umsonst auf den Fersen gewesen. Freiwillig begab ich mich in den Kerker."

„Freiwillig?"

„Um den Vater, den sie gefangen nahmen, aus der Haft zu befreien."

„Sehr edel," versetzte der Kaiser höhnisch. „Der-

gleichen schafft einen guten Namen, doch muß man ihn manchmal mit dem Leben bezahlen. Das scheinst Du vergessen zu haben."

„Nein, hoher Cäsar, ich erwartete den Tod."

„So bist Du ein Philosoph, ein Verächter des Lebens?"

„Keins von beiden. Das Leben ist mir das Höchste; denn nimmt man es mir, so ist es vorbei mit dem Genuß seiner köstlichsten Güter."

„Köstlichste Güter," wiederholte der Kaiser. „Ich möchte wissen, welche Du mit diesem Namen beehrst?"

„Liebe und Kunst."

„So?" fragte der Cäsar und warf einen flüchtigen Blick auf Melissa. Dann fuhr er mit veränderter Stimme fort: „Und die Rache?"

„Diesen Genuß," entgegnete Alexander freimütig, „hab' ich noch nicht kennen gelernt. Es ist mir eben noch nichts ernstlich Böses angethan worden, bevor der schurkische Zminis, der wahrlich unwert ist, als Finger an Deiner Hand Uebles zu stiften, unsern Vater unschuldig der Freiheit beraubte."

Da warf ihm der Kaiser einen mißtrauischen Blick zu und sagte ernst: „Jetzt aber könntest Du Gelegenheit finden, den Wohlgeschmack der Rache zu kosten. Wär' ich furchtsam — der Aegypter handelte ja nur als mein Werkzeug — hätte ich Grund, mich vor Dir zu hüten."

„Mit nichten," fiel ihm Alexander mit einem liebenswürdigen Lächeln ins Wort, „es liegt ja in Deiner Hand, mir lauter Gutes zu erweisen. Thu's! Es sollte mir eine Lust sein, Dir zu zeigen, daß ich zwar leichtsinnig über die Maßen, dabei aber doch ein dankbarer Mensch bin."

„Dankbar?“ wiederholte Caracalla mit einem häßlichen Lachen. Dann erhob er sich langsam und schaute dem Alexander mit dem Rufe: „Es könnte mich lüsten, es mit Dir zu versuchen,“ scharf ins Antlitz.

„Und ich bürge dafür, daß Du es nie bereuen wirst,“ fiel ihm Melissa ins Wort. „So schwer er sich auch verging, er ist wert Deiner Gnade.“

„Ist er's?“ frug Caracalla und schaute ihr wohlgefällig ins Antlitz. „Was die Seele der Roxane mit diesen roten Lippen so eifrig versichert, muß ich wohl glauben.“

Dann hielt er wieder inne, maß den Alexander noch einmal mit einem prüfenden Blick und fuhr fort: „Du hältst mich für stark und müßtest diese Meinung, die ich zu schätzen weiß, ändern, wenn ich Dir Gnade schenkte wie ein weichmütiges Mädchen. Ich habe Dich in meiner Gewalt. Du verwirktest das Leben. Schenk' ich es Dir, so muß ich dafür eine Gegengabe verlangen, um nicht der Betrogene zu sein.“

„Gib den Vater frei, und er thut, was Du nur immer verlangst,“ unterbrach ihn Melissa; Caracalla aber schnitt ihr das Wort ab mit dem Rufe: „Man stellt dem Kaiser keine Bedingung. Tritt zurück, Mädchen!“

Melissa folgte gesenkten Hauptes diesem Gebot und schaute erst besorgt, dann aber erstaunt auf die lebhafte Unterredung dieser so verschiedenartigen Männer.

Alexander schien das Ansinnen des Kaisers ablehnen zu wollen, bald aber mußte ein Vorschlag desselben ihm etwas Vergnügliches in Aussicht stellen; denn von seinen Lippen klang das leise, wohllautende Lachen, das der Schwester oft in trüben Stunden die Seele erhellte. Dann wurde das Zwiegespräch wieder ernster, und Cara-

calla rief so laut, daß Melissa es verstand: „Vergiß nicht, mit wem Du redest. Wenn Dir meine Zusage nicht genügt, so kehre zurück in den Kerker."

Da zitterte sie wiederum für den Bruder; doch ein gutes Wort des Alexander besänftigte die Leidenschaft des schrecklichen Mannes, der sich keinen Augenblick gleich blieb. Auch der Löwe, der ungefesselt neben dem leeren Stuhle des Herrschers lag, machte sie bisweilen besorgt; denn wenn der Kaiser unwillig die Stimme lauter erhob, richtete er sich grollend in die Höhe.

Wie schrecklich war dies Tier und sein Gebieter!

Lieber auf einer Schiffsplanke zeitlebens von der Brandung auf und nieder geschleudert werden, als verdammt sein, das Dasein dieses Mannes zu teilen! Und doch lag etwas in seinem Wesen, das sie anzog; ja, es widerstand ihr, von ihm übersehen zu werden.

Endlich wandte Alexander sich an Caracalla und fragte bescheiden, ob er Melissa anvertrauen dürfe, was er ihm verheißen.

„Das soll meine Sache sein," entgegnete der Kaiser. „Du denkst, ein schwaches Mädchen sei immer noch ein besserer Zeuge als keiner. Vielleicht bist Du im Rechte. Es sei also hier wiederholt: Wenn Du mir auch das Ungeheuerste zu hinterbringen hast, gegen Dich soll sich mein Unwillen nicht kehren. Dieser da — warum soll es Dir verschwiegen bleiben, Mädchen — begibt sich in die Stadt und sammelt dort die Scherze und witzigen Epigramme, die man mir zu Ehren ersann."

„Alexander," fiel hier Melissa dem Herrscher tief erblassend ins Wort und erhob abwehrend und von schwerer Angst ergriffen die Hände; Caracalla aber kicherte

vor sich hin und fuhr munter fort: „Ja wohl! Das Ding ist gefährlich, und darum versprech' ich mit meinem kaiserlichen Wort, ihn den Frevel der anderen nicht büßen zu lassen. Im Gegenteil! Er ist frei, wenn die Blumenlese mir genügt, die er heimbringt."

„Aber," fügte Alexander, den die mahnenden Blicke und das bleiche Antlitz der Schwester nun auch bedenklich machten, in bestimmtem Tone hinzu: „Du gelobtest mir auch noch ein zweites, und darauf — ich wiederhole es — lege ich das schwerere Gewicht. Du wirst mich nicht zu bekennen zwingen, noch durch andere zu erforschen versuchen, wer dies oder jenes Witzwort über Dich ersann oder aussprach."

„Genug," fiel ihm der Kaiser ungeduldig ins Wort; Alexander aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr eifrig fort: „Dein Wort, man stelle dem Kaiser keine Bedingung, ich vergaß es nicht; doch trotz meiner elenden Machtlosigkeit besteh' ich auf dem Recht, in den Kerker zurückzukehren und dort zu erwarten, was über mich verhängt wird, wenn Du mir nicht noch einmal vor dieser hier zusicherst, weder nach dem Urheber der Worte zu fahnden, die mir etwa zu Ohren kommen, noch mich selbst durch irgend einen Zwang zu nötigen, den Namen des Epigrammatikers zu nennen. Warum soll ich Deiner Neugier und Deinem Gefallen an scharfem Witze nicht dienen? Bevor ich aber auch nur das Geringste thäte, was nach Verräterei schmeckt, zehnmal lieber das Beil oder den Galgen!"

Da rief Caracalla mit verfinsterter Stirne laut und kurz: „Ich gelob' es!"

„Und wenn Dich nun der Zorn übermannt?" klagte

Melissa und erhob bittend die Hände; der Kaiser aber versetzte streng: „Es gibt keine Leidenschaft, die den Cäsar zu einem Meineide hinreißt.“

In diesem Augenblick trat Philostratus wieder mit dem Freigelassenen Epagathos in das Zimmer, und letzterer meldete den Präfekten der Prätorianer.

Da bat Melissa, ermutigt durch die Anwesenheit des gütigen Freundes: „Aber, nicht wahr, großer Cäsar, Du gibst unsern Vater und Bruder jetzt frei?“

„Vielleicht,“ versetzte Caracalla. „Sehen wir erst, wie dieser da seinen Auftrag erfüllt.“

„Du wirst mit mir zufrieden sein,“ versetzte Alexander, der nun wieder heiter drein schaute, und den es reizte, dem viel umschmeichelten Tyrannen ungefährdet Dinge ins Gesicht zu sagen, die ihm den Spiegel vorhalten würden, ohne — des meinte er sich versichert zu haben — andere und sich selbst damit zu gefährden.

Dann verneigte er sich zum Abschied. Melissa that das Gleiche und sagte so unbefangen, als liege hier das Kommen und Gehen frei in ihrer Hand: „Nimm meinen Dank, großer Cäsar. O, wie heiß will ich mein Leben lang für Dich bitten und beten, wenn Du Dich gegen meinen Vater und die Brüder gnädig erweist.“

„Das heißt, Du willst mich verlassen,“ frug Caracalla.

„Es kann ja nicht anders sein,“ versetzte Melissa scheu. „Ich bin eine Jungfrau, und die Männer, die Du erwartest . . .“

„Doch wenn sie mich verlassen?“ forschte Caracalla weiter.

„Auch dann wirst Du meiner nicht bedürfen,“ stammelte das Mädchen.

„Das heißt," fiel der Kaiser ihr herb ins Wort, „daß Du Dich vor der Wiederkehr fürchtest. Das will sagen, daß Du dem Manne, für den Du betetest, aus dem Wege gehen möchtest, so lang er sich wohl fühlt. Faßt das Leid ihn aber wieder an, das Dein Mitgefühl einmal erregte, dann überläßt auch Du den Mann mit dem schnell erregten Zorn am liebsten sich selbst oder der Sorge der Götter."

„So nicht, so nicht," bat Melissa und schaute ihm mit einem Blick in die Augen, der ihn so tief ins Herz traf, daß er milde und bittend fortfuhr: „So zeige, daß Du diejenige bist, für die ich Dich halte! Ich zwinge Dich zu nichts. Geh hin, wohin Du begehrst, halte Dich fern von mir, auch wenn ich Dich rufe, aber," und hier verfinsterte sich ihm wieder die Stirn, „aber woher sollte ich Gnade finden für diejenige, von der ich Teilnahme erwartet hatte und freundliche Neigung, und die mich flieht wie die anderen."

„O Herr, Herr!" stieß hier Melissa angstvoll hervor.

„Geh nur," unterbrach sie der Kaiser, „ich brauche Dich nicht."

„Nein, nein," scholl es nun dem Mädchen bang von den Lippen. „Rufe mich, und ich will kommen! Nur vor den anderen und ihren höhnischen Blicken sollst Du mich schützen, nur — o ihr ewigen Götter ... Wenn Du meiner bedarfst, will ich Dir dienen, und gern, von Herzen gern will ich es thun. Aber wenn ich Dir etwas gelte, wenn meine Gegenwart Dir lieb ist, wie kannst Du das Schlimmste über mich bringen? ..."

Hier hemmte ihr ein jäh hervorbrechender Strom von Thränen die Stimme; über das Antlitz des Kaisers aber flog ein triumphirendes Lächeln, und indem er Melissa

die Hände von dem feuchten Antlitz zog, sagte er gütig: „Die Seele des Alexander hier drinnen trägt nach der Roxanes Verlangen. Das ist es, was mir Deine Nähe so wert macht. Nie und nie sollst Du zu bereuen haben, meinem Rufe zu folgen. Ich schwör' es bei den Manen meines göttlichen Vaters, und Du, Philostratus, bist der Zeuge."

Da atmete der Philosoph, der den Caracalla zu kennen meinte, erleichtert auf, und Alexander sagte sich froh, die Gefahr, die er auf die Schwester hatte einbrechen sehen, sei nun beseitigt. Den Roxane-Wahn, von dem Caracalla ihm vorhin wie von einer feststehenden Thatsache geredet, hielt er für eine närrische Laune des wunderlichen Mannes, die Melissa besser als Verheißungen und Schwüre beschützen werde.

Heiter faßte er die Hand der Schwester und sagte mit zuversichtlicher Frische: „Rufe sie nur, wenn Du wieder krank bist, so lange Du hier bist. Ich weiß ja aus Deinem eigenen Munde, daß es keine Leidenschaft gibt, die den Cäsar zu einem Meineid hinreißen könnte. Gestattest Du ihr jetzt, mir zu folgen?"

„Nein," versetzte Caracalla kurz und befahl ihm, zu erfüllen, was er auf sich genommen. Dann wandte er sich an den Philostratus und ersuchte ihn, Melissa zu Frau Euryale, der würdigen Gattin des Oberpriesters, zu geleiten, die schon seiner Mutter eine gütige, nievergessene Gastfreundin gewesen.

Wie gern führte der Philosoph gleich darauf die junge Schutzbefohlene der Matrone zu, die ihrer Rückkehr längst bangen Herzens entgegengesehen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Bildsäule des Gottes Serapis, ein Riesenwerk, das die Meisterhand des Bryaxis aus Gold und Elfenbein geschaffen, thronte mit dem Kalathos auf dem bärtigen Haupte und dem dreiköpfigen Cerberus ihr zu Füßen, hoch und still erhaben im Hintergrunde der großen Halle des Serapistempels.

Es fehlte bei der Statue nicht an frommen Betern und begeisterten Bewunderern; denn so lang der Kaiser der Gast des Gottes war, blieb der Vorhang gelüftet, der seine majestätische Gestalt sonst den Blicken verbarg. Aber die ihm am wärmsten ergebenen Anbeter meinten, das würdige, freundlich ernste Antlitz des großen Serapis schaue unwillig drein; denn hatte sich auch in der größten und schönsten Säulenhalle der Welt nichts geändert, waren auch die herrlichen Reliefbilder an den Wänden und an den Decken, die Statuen und Altäre von Marmor, Bronze und edlen Metallen zwischen den Kolonnaden und die köstlichen, farbenreichen Mosaikgemälde, die in wohlgeordneten Gruppen den Fußboden bedeckten, die alten geblieben, so ward dieser bewunderungswerte Estrich doch heute

von tausend Füßen betreten, die nichts mit dem Gotte zu schaffen hatten.

Vor der Ankunft des Kaisers pflegte in diesem echten Götterheim, das der kaum sichtbare Rauch des verbrannten Kyphi mit feinem Wohlgeruch durchwehte, feierliche Stille zu herrschen, und die Verehrer des Gottes sammelten sich still um seine Bildsäule, um die Altäre, die kleinen Statuen der ihm verwandten Unsterblichen, oder die Tafeln, worauf die Geschenke und Gebete verzeichnet standen, die fromme Könige und Bürger dem Serapis verehrt und ihm geweiht hatten. An Festtagen und in den Stunden des priesterlichen Dienstes vernahm man hier den frommen Gesang priesterlicher Chöre oder das Hersagen der Gebete. Das Auge folgte dann den Stolisten, welche die Bildsäulen, wie das Ritual es vorschrieb, mit Kronen und Binden schmückten, oder den Prozessionen der höchsten, hohen und niederen Diener des Gottes. Mit heiligen Reliquien und Götterfiguren in Laden und auf Barken, mit bedeutungsvollen Standarten, Sceptern und Sinnbildern zogen sie auf vorgeschriebenen Bahnen durch die dem Kultus geweihten Räume des Heiligtums, und bei alledem sprach Andacht und Seelenerhebung aus den Zügen der meisten.

Aber gerade diese Empfindungen schien die Anwesenheit des Kaisers aus dem Tempel verbannt zu haben. Von früh bis spät wimmelte die große Halle zwar von Besuchern, doch ihr Ansehen und Verhalten paßte weit besser auf den Markt oder in ein öffentliches Bad als in diese geweihte Halle. — Sie hatte sich in das Vorgemach des Kaisers verwandelt, und an die römischen Senatoren, Legaten, Tribunen und anderen vornehmen Herren drängten

sich Klienten des Cäsar und seiner „Freunde“, Soldaten von niedrigerem Range, Schreiber, Freigelassene und Sklaven, die mit Caracalla gekommen waren. Es fehlte auch nicht an Alexandrinern, die durch die Vertrauten des Herrschers einen Vorteil, eine Gunst, eine Auszeichnung, eine Gnade zu erreichen erwarteten. Die meisten suchten sich den Freunden und Begleitern des Cäsar zu nahen, um sie an sich ziehen und sich durch sie zu bereichern. Da gab es Korn-, Wein- und Waffenhändler, die Lieferungen für das Heer zu erhalten wünschten, dort Wucherer, die gegen kostbare Pfänder, die den Kriegern oft aus der Kriegsbeute zufielen, Geld zu verleihen wünschten, und hier wie überall drängten sich geputzte und geschminkte Schöne an die verschwenderischen Fremden. Nach Dutzenden zählten die Magier, Sternseher und Wunderthäter, die diesen heiligen Raum für die geeignetste Stelle hielten, den nach Vorzeichen und Zaubermitteln begierigen Römern ihren Dienst anzubieten. Sie wußten, wie hochgeschätzt die ägyptischen Zauberkünste im ganzen Reiche waren, und so überbot der eine den andern an Zudringlichkeit. Obgleich ihre Kunst zu den verbotenen gehörte, kleidete sich auch jeder in einer Weise, welche Neugier und Erwartung zu spannen bestimmt war.

Der Magier Serapion hielt sich fern von den anderen. Er glich ihnen auch äußerlich nur durch Bart und Talar; dieser aber war nicht wie bei jenen mit Hieroglyphen, Zungen und Flammen bestickt oder benäht, sondern weiß und schmucklos, und das gab ihm das Aussehen eines würdigen priesterlichen Gelehrten.

Als Alexander die Tempelhalle durchschritt, um dem Auftrage des Kaisers gerecht zu werden, und sich dem

Magier näherte, schlüpfte Kastor, sein vielgewandter Gehilfe, hinter eine Bildsäule und flüsterte, als der Künstler wieder in der Menge verschwand, dem Gebieter zu: „Nichtswürdig! Der freche Maler ist immer noch frei."

„Bis auf weiteres," lautete die Antwort, und Serapion hatte schon die Lippen geöffnet, um dem andern einen neuen Befehl zu erteilen, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte und der Angeber Zminis ihm zuraunte: „Gut, daß ich Dich hier finde. Die Anklagen gegen Dich häufen sich, Freund, und wenn ich auch bis jetzt ein Auge zudrückte, wird es hinfort nicht mehr angehen."

„Hoffen wir das Gegenteil," versetzte der Magier bestimmt und fuhr dann in schnellem Flüstertone fort: „Ich weiß, was Du erstrebst, und mein Beistand wird Dir von Wert sein, — doch man darf uns nicht zusammen sehen. In der Gerätkammer, links neben den ersten Stufen der Sternwartentreppe finden wir uns. Ich geh' Dir voran."

„Aber schnell," entgegnete der andere. „In einer Viertelstunde werde ich vom Kaiser erwartet."

Vor der bezeichneten Gerätkammer, zu der Serapion, als einer der geschicktesten Verfertiger der astronomischen Instrumente des Heiligtums, den Schlüssel besaß, empfing der Magier den Sicherheitswächter, und ihre Verhandlungen führten schnell zum Ziele. Sie kannten sich gut, und jeder wußte Dinge von dem andern, die ihm gefährlich werden konnten. Da die Zeit drängte, sahen beide von dem unnützen Bestreben ab, den ebenbürtigen Gegner zu täuschen.

Der Magier wußte bereits, daß der Sicherheitswächter dem Kaiser zum Nachfolger des abgesetzten Nachtstrategen

vorgeschlagen worden sei und einen nicht zu mißachtenden Nebenbuhler besitze. Mit Hilfe des Syrers, der die Kunst der Bauchrednerei so vollkommen übte, daß er unfehlbar die Täuschung zu erwecken verstand, seine in der Verstellung wohlgeschulte Stimme töne aus jeder beliebigen Person oder Sache, hatte Serapion den mächtigsten Mann nach dem Kaiser, den Präfekten der Prätorianer Macrinus, zu sich herangezogen und ihn in der vergangenen Nacht mit festen Banden an sich gefesselt.

Macrinus, ein in Niedrigkeit geborener Mann, der dem Severus, dem Vater des Caracalla, seine Größe verdankte, hatte gestern im Pantheon zu der Statue seines verstorbenen Gönners gebetet. Da war ihm von derselben zugerufen worden, der göttliche Severus habe Großes mit ihm im Sinne. Ein frommer Weiser sei beauftragt, ihm nähere Aufschlüsse zu geben. Er werde ihn finden, wenn er sich um Sonnenuntergang in das Heiligtum der Isis begebe und dort am Altar der Göttin dreimal den Namen Severus rufe.

Der syrische Bauchredner hatte, gemäß der Verordnung des Serapion, hinter einer Säule versteckt aus der Statue seines Wohlthäters zu dem Präfekten gesprochen, und Macrinus war natürlich seiner Weisung gefolgt.

Im Isistempel hatte der Präfekt dann den Magier getroffen, und was dem Emporkömmling während der Nacht zu sehen, zu hören und zu empfinden gegeben worden war, hatte so tief auf ihn gewirkt, daß er den Serapion auch am kommenden Abend zu besuchen verhieß.

Durch welche Mittel er den mächtigen Mann an sich gezogen, verschwieg der Magier dem Sicherheitswächter, doch versicherte er, daß Macrinus Wachs in seiner

Hand sei und schloß dann mit dem Aegypter den Vertrag, daß wenn ihm, dem Serapion, seine Erhebung zum Nachtstrategen gelinge, er, Zminis, ihn ungehindert walten lassen und dem Kaiser seine Kunst empfehlen solle.

Wenige Minuten hatten hingereicht, diesen Pakt zu schließen; dann aber forderte der Magier den Aegypter auf, vor allem den gefangenen Vater und Bruder des Malers Alexander aus dem Wege zu schaffen.

„Unmöglich," versetzte Zminis. „Ich ginge der Künstlerbrut mehr als gern an den Hals, doch ich bin dem Cäsar ohnehin als zu streng und schonungslos dargestellt worden. Eine hübsche Dirne, die Tochter des Alten, hat ihn mit allerlei Weiberränken bestrickt."

„Nein," entgegnete der Magier bestimmt. „Ich sah sie. Sie ist eine Jungfrau mit der harmlosen Seele eines Kindes. Doch ich kenne die Macht des Gegensatzes, und wo die Verworfenheit reiner Unschuld begegnet . . ."

„Nur keine Philosophie!" fiel ihm der andere ins Wort. „Es sind hier ganz andere Dinge im Spiele, und eins oder das andere könnte Dir dienen."

Nun berichtete er, daß der Kaiser, der ja das Leben des großen Alexander fortzuführen wähne, Melissa für die neubelebte Roxane halte.

„Das gibt freilich zu denken," sagte der Magier, strich sich sinnend den Bart und fuhr dann plötzlich auf mit dem Rufe: „Nach dem Gesetz, das Du kennst, werden auch die Angehörigen der Staatsverbrecher in die Steinbrüche oder Bergwerke geführt. Laß den Heron und seinen Sohn, den Philosophen, sogleich forttransportiren. Wohin, ist Deine Sache, nur müssen sie für die nächsten Tage unerreichbar bleiben."

„Vortrefflich," entgegnete der Aegypter, und über sein langes braunes Gesicht flog ein widriges Lächeln. „Sie kommen als Knechte auf eine Galeere, um sich selbst in die Bergwerke auf Sardinien zu rudern. Ein göttlicher Gedanke!"

„Es stehen mir noch bessere zu Gebot, wenn es gilt, einem Freunde förderlich zu sein," versicherte der Magier. „Schaffe nur den Philosophen aus dem Wege. Wenn der Kaiser seiner gewandten Rede das Ohr leiht, seh' ich Dich nie an des abgesetzten Nachtstrategen Stelle. Der Maler ist weniger gefährlich."

„Auch an ihn soll es kommen!" rief der Späher und schnalzte dabei mit den vollen Lippen, als ob er einen Leckerbissen koste.

Dann winkte er dem Magier einen Abschiedsgruß zu und eilte in die große Halle des Serapeums zurück. Dort schärfte er einem Unterbeamten ein, für die Fortschaffung des Steinschneiders und seines Sohnes, des Philosophen, auf der nach Sardinien bestimmten Galeere zu sorgen.

Vor der Ausgangsthür trat ihm der Magier, zu dem sich der Syrer gesellt hatte, noch einmal entgegen und raunte ihm zu: „Mein Freund dort hat eine Thonfigur von der Hand eines geschickten Künstlers gesehen. Sie stellt den Kaiser als prahlerischen Soldaten in Gestalt eines verwachsenen Zwerges dar. Ein abschreckendes Zerrbild. In der Schenke zum Elefanten ist es zu sehen."

Da drückte ihm der Aegypter mit einem kurzen „das läßt sich benützen!" die Hand und verließ schnell die Halle.

Zwei Stunden waren seitdem vergangen, und Zminis wartete noch immer im Vorzimmer des Kaisers. Dasselbe Schicksal traf den Griechen Aristides, der bisher

der bewaffneten Sicherheitsmannschaft vorgestanden hatte, während der andere mit der Führung der Späher und schriftlichen Berichten auf der Nachtstrategie betraut gewesen war.

Die prächtige Kriegergestalt des Hellenen nahm sich neben der hageren, haltlosen des langen Aegypters vornehm genug aus. Sie wußten beide, daß die nächste Stunde den einen zum Vorgesetzten des andern machen werde, doch hielten sie für gut, davon zu schweigen. Zminis zeigte sich wie immer, wenn er von Herzen kommende Zuneigung, die seinem Wesen fremd war, zur Schau tragen wollte, bald unterwürfig, bald zudringlich vertraulich, Aristides aber ließ sich seine gleisnerische Beflissenheit gefallen und erwiderte sie mit herablassender Würde.

Es fehlte ihnen nicht an Unterhaltungsstoff; denn ihre Interessen waren die gleichen, und beiden gereichte es zur Genugthuung, dem andern darzuthun, welcher Schaden der öffentlichen Sicherheit durch sein langes, müßiges Warten an dieser Stelle erwachsen müsse.

Nachdem aber die zweite Stunde verronnen war, ohne daß sie der Kaiser vor sich gerufen, oder einer ihrer Gönner sich um sie gekümmert hätte, schwoll dem Zminis die Galle, und der Grieche zog unwillig die Stirn kraus.

Beide scheuten sich, zumal der Wartesaal sich immer mehr füllte, ihrem Unwillen Ausdruck zu geben; wenn aber die in die inneren Räume des kaiserlichen Quartiers führende Thür sich öffnete und ihnen helles Gelächter und das Klirren der Pokale ans Ohr drang, zuckte der Hellene die Achseln, und dem Aegypter leuchtete das Weiß der Augensterne unheimlich hell aus dem braunen Gesichte.

Caracalla hatte indes den Präfekten der Prätorianer empfangen und sein langes Ausbleiben verziehen, nachdem Macrinus ihm unaufgefordert erzählt, wie wunderbare Dinge ihm der Magier Serapion gezeigt. Außerdem war der Sohn des Präfekten zu dem Gastmahl des reichen Seleukus geladen gewesen, und als Caracalla durch ihn und andere erfuhr, wie glänzend es ausgefallen sei, regte sich auch in ihm die Eßlust.

Selbst der Sättigung gegenüber folgte der Cäsar nur dem Triebe des Augenblicks, und er, der es sich im Felde, um den Soldaten zu gefallen, an einem Stück Brot und etwas Brei genügen ließ, wußte in der Stadt die Freuden der Tafel sehr wohl zu schätzen. Wann immer er winkte, mußte ein köstliches Mahl bereit stehen. Was da seiner harrte oder versäumt ward, galt ihm gleich, wenn es etwas vorzunehmen galt, das ihm anstand.

Wohl erinnerte ihn Macrinus bescheiden an die wartenden Sicherheitswächter; er aber winkte nur verächtlich mit der Hand und begab sich in den Speisesaal, der sich bald mit der stattlichen Zahl der Tischgenossen füllte.

Wenige Minuten nach seinem Eintritt ward ihm die erste Schüssel an das Lager gestellt, und da man um ihn her Erheiterndes zu erzählen wußte, und eine ganz vorzügliche Bande von Flötenspielerinnen und Sängerinnen die Pausen des Gespräches ausfüllte, behagte es ihm bei Tafel. Er sprach auch trotz der Warnung, die Galenus seinem römischen Leibarzt eingeschärft hatte, den edlen Weinen, die in den luftigen Speichern des Serapeums für ihn ausgewählt worden waren, wacker zu, und seine Umgebung erstaunte über die ungewohnte Munterkeit des Herrschers.

Dem Oberpriester, den er auf das Polster an seiner Seite rief, bewies er sich besonders huldreich, ja er stützte sich auf seinen Arm, als er endlich den Speisesaal verließ und in das Tablinum zurückkehrte.

Dort warf er sich mit glühendem Haupt auf den Lehnstuhl und fütterte, ohne seiner Umgebung zu achten, den Löwen. Es machte ihm Freude, das mächtige Tier ein junges Lamm zerreißen zu sehen. Nachdem man die Reste dieser Vorspeise abgeräumt und den Estrich gesäubert, gab er seinem „Perserschwert" blutige Fleischstücke zu fressen und neckte das Tier, indem er ihm bald die besten Leckerbissen aus dem Rachen riß, bald sie ihm wieder hinhielt, bis die gesättigte Bestie sich gähnend zu seinen Füßen hinstreckte.

Während dieser Beschäftigung ließ er sich einen Brief des Senates vorlesen und diktirte dem Schreiber die Antwort. Wohl flimmerten ihm dabei die Augen weinselig aus dem hochroten Antlitz, doch war er bei voller Besinnung, und was er dem Senat zu wissen gab, klang zwar hochfahrend genug, doch nicht mehr oder weniger verständig als in völlig nüchternen Stunden.

Nachdem er sich die Hände in einem goldenen Becken gesäubert, folgte er der Mahnung des Macrinus und ließ die draußen harrenden Bewerber um den Posten des Nachtstrategen einführen.

Der Präfekt der Prätorianer hatte auf Anlaß des Magiers den Aegypter empfohlen; der Kaiser aber wünschte erst selbst zu sehen und dann zu entscheiden.

Beiden Bewerbern waren von ihren Gönnern Winke zugekommen; dem Aegypter, seine Strenge zu mäßigen, dem Griechen, sich möglichst scharf und rücksichtslos zu

zeigen. Und diese Aufgabe wurde ihm erleichtert; denn der Mißmut, der sich bei dem mehr als dreistündigen Warten in ihm gesammelt, half ihm, seinen angenehmen Zügen etwas Herbes zu geben. Zminis versuchte durch kriechende Demut mild zu erscheinen, — und dies stand seinem tückischen Gesicht so übel, daß Caracalla mit Vergnügen wahrnahm, er werde der Bitte Melissas und dem Wunsche des Oberpriesters, auf dessen Gott er Hoffnungen setzte, nachgeben und den Griechen bevorzugen können.

Aber die eigene Sicherheit galt seiner Selbstsucht mehr als der Wunsch irgend eines sterblichen Wesens, und so überschüttete er zunächst beide mit Vorwürfen über die elende Handhabung der Ordnung in dieser Stadt. Ihrem Ungeschick sei es nicht einmal gelungen, den harmlosesten der Menschen, den Maler Alexander, zu fangen. Mit der Nachricht, die Beamten des Nachtstrategen hätten den Künstler festgenommen, sei er dazu betrogen worden; denn der Maler habe sich freiwillig gestellt. — Von einem andern Hochverräter, den es ihrer eigenen Geschicklichkeit zu ergreifen geglückt sei, habe er bisher noch nichts vernommen, und doch sei die Stadt voll von schnöden gegen seine Person gerichteten Epigrammen. Dabei schaute er den Bewerbern mit dem Ausdruck wilder Empörung ins Antlitz.

Der Grieche neigte stumm und wie schuldbewußt das Haupt, dem Aegypter aber blitzten die Augen auf, und mit einer wunderlich tiefen Neigung des biegsamen Rückens berichtete er, daß er schon länger als drei Stunden eine fluchwürdige Thonfigur entdeckt habe, welche die hohe Person des Caracalla als Soldaten in widriger Pygmäengestalt darstelle.

„Und der Thäter?“ knirschte Caracalla und folgte der Antwort des Aegypters mit einem drohenden Blicke.

Der hohe Cäsar selbst, lautete die Antwort des Zminis, habe ihn, da er eben die Spur des Verbrechers gefunden, zu sich beschieden, und während des Wartens seien ihm mehr als drei kostbare Stunden verloren gegangen.

Da stieß Caracalla ingrimmig hervor: „Ihr fangt mir den Buben! Ich will sein freches Machwerk sehen! Wozu habt ihr die Augen? Schützen sollt ihr mich, ihr Tölpel, auch vor der galligen Brut dieser Stadt und ihren giftigen Spöttern. Das Alte mag abgethan sein. Laßt den Vater und Bruder des Malers laufen. Sie sind gewarnt. Neues will ich hören! Neues, und allen voran die Witzreißer, den Mann mit dem Stricke und den Fratzenkneter an ihrer Spitze, in Ketten sehen. Wir brauchen sie, um den andern ein Beispiel vor Augen zu führen.“

Da meinte der Grieche Aristides, die Zeit sei gekommen, seine Strenge zu beweisen, und ehrerbietig, doch bestimmt stellte er dem Kaiser vor, daß er raten müsse, den Steinschneider Heron und seinen Sohn, den Philosophen, in Gewahrsam zu halten. Es seien bekannte Leute, und zu weit getriebene Milde werde den Uebermut der Lästerzungen nur steigern. Der Maler sei frei, und wenn man auch die Seinen aus dem Gefängnis entlasse, werde ihn nichts hindern, eines Tages in die unerreichbare Ferne zu verschwinden. Alexandria sei eine Seestadt, und ein Schiff führe die Verbrecher ins Weite, bevor man die Hand umgewandt habe.

Da herrschte der Kaiser ihn mit der zornigen Frage an, ob er seinen Rat zu hören gewünscht, und der listige

Aegypter sagte sich, daß Caracalla um der Tochter willen den Vater und wohl auch seine Söhne zu schonen wünsche. Es mußte dem Cäsar aber doch lieb sein, sie fest zu halten, um durch sie auf das Mädchen einen Zwang zu üben, und so log er denn mit kecker Stirn, er habe, gehorsam dem Gesetz dieses Landes, den Heron und seinen Sohn Philipp wenigstens für die nächste Zeit der Gnade des Kaisers entrückt. Sie seien in der Nacht eingeschifft worden und auf dem Weg nach Sardinien. Ein schnelles Staatsschiff werde sie indes später einholen und zurückführen können.

Und der Angeber hatte richtig gerechnet; denn des Kaisers Antlitz hellte sich auf. Zwar tadelte er das allzu schnelle Vorgehen des Aegypters, doch gebot er keineswegs, für die Verfolgung der Galeere zu sorgen.

Dann rief er nach kurzem Besinnen: „In keinem von euch beiden find' ich das, was ich suche; doch in der Not begnügt man sich auch mit verdorbenem Brot, und so muß ich wohl unter euch wählen. Wer mir das Zerrbild zuerst bringt und zugleich seinen Schöpfer in Ketten und Banden, dem soll das Amt des Nachtstrategen gehören."

Alexander hatte indes das Tablinum betreten. Sobald Caracalla ihn wahrnahm, winkte er ihn zu sich heran und der Künstler meldete dem Kaiser, daß er die Zeit wohl benutzt und ihm vieles mitzuteilen habe. Endlich frug er auch bescheiden nach dem Zerrbilde, wovon der Cäsar eben geredet habe, und Caracalla wies ihn an den Aegypter.

Da wiederholte dieser, was er von dem Magier vernommen.

Gelassen ließ Alexander ihn zu Ende reden, dann

aber schöpfte er tief Atem, richtete sich höher auf, wies mit dem Finger so verachtungsvoll auf den Späher, als verpeste seine Gegenwart die Luft, und rief: „Dieser da, großer Cäsar, trägt Schuld, wenn die Bürger meiner Vaterstadt sich manchen Frevels vermessen. In Deinem Namen quält er sie und verfolgt sie. Wie viel Strafwürdiges ward hier begangen, nur um ihn und seine Kreaturen zu äffen und in Atem zu erhalten! Wir sind ein leichtlebiges Volk. Wie die Kinder reizt es uns, gegen ein Verbot zu handeln, dessen Uebertretung die Ehre nicht befleckt. Doch dieser da stempelt auch den heitern Uebermut und das harmlos witzige Wort zum Verbrechen oder deutet es so, daß es strafwürdig erscheint. Aus tückischer Lust am Unglück anderer, in der Hoffnung, dadurch höher zu steigen, hat dieser schlechte Mann Hunderte ins Elend gestürzt. In Deinem Namen, mein Kaiser, ist es geschehen, und keiner hat Dir mehr Widersacher geschaffen als dieser Wicht, der Deine Sicherheit untergräbt, statt sie zu schützen."

Hier brach Zminis, auf dessen hageren Zügen sich das Braun in ein glanzloses Erdfahl verwandelt hatte, in den heiseren Ruf aus: „Ich werde Dir zeigen und mit Dir der alexandrinischen Hochverräterbande, die hinter Dir steht . . ."

Aber der Kaiser gebot ihm zornig, zu schweigen, und Alexander fuhr unbeirrt fort: „Du drohst uns und wirst Deine Verleumdungskunst ins Feld zu führen wissen — ich weiß es. Aber hier sitzt ein Herr, der Unschuldige schützt, — und das sind die Meinen. Dir wird er auf den Kopf treten, wenn er in Dir, Du Fluch dieser Stadt, erst die Natter erkannt hat, die Du ja bist. Wie jetzt

eben im kleinen, hoher Cäsar, wird er Dich später auch im großen hintergehen. Höre nur, wie er Dir diente! Ein Zerrbild Deiner Person will er entdeckt haben, das einen Soldaten darstellt. Aber warum entfernte er es nicht von der Stelle, wo es nichts als Aergernis erregte und diejenigen, die es anschauten, nur zu leicht verleiten konnte, Deine edle Gestalt für die eines scheußlichen Zwerges zu halten? Die Antwort liegt auf der Hand. Um andre zu neuem Spott zu reizen, um auch sie ins Elend zu stürzen, ließ er es stehen."

Der Kaiser war diesen Worten beistimmend gefolgt, und mit strengem Ernst frug er den Aegypter: „Hast Du das Bildnis gesehen?"

„In der Schenke zum Elefanten," lautete die schrill hervorgestoßene Antwort.

Da schüttelte Alexander mißtrauisch den Kopf und erbat sich die Erlaubnis, dem Aegypter eine Frage vorlegen zu dürfen. Sie ward ihm bewilligt, und der Künstler verlangte nun zu wissen, ob der Soldat allein gestanden habe.

„So viel ich mich erinnere, ja," versetzte Zminis, seiner selbst kaum mächtig.

„Dann ist Dein Gedächtnis so untreu und schlecht wie Deine Seele!" rief ihm der Maler ins Antlitz; „denn neben dem Soldaten stand noch eine andere Figur. Der nasse Thon klebte auf demselben Brett wie der Soldat, den der gleiche Künstler modellirte. Nein, nein, mein schlaues Bürschchen, Du fängst den Bildhauer nicht; denn, wohl gewarnt, schwimmt er schon auf dem Meere."

„Das lügst Du!" kreischte Zminis.

„Wird sich zeigen, Freund," höhnte Alexander weiter.

„Gestatte mir jetzt, hoher Cäsar, Dir die Figuren zu zeigen. Man trug sie mir nach, und draußen im Vorzimmer ließ ich sie stehen. — Gut umhüllt, versteht sich; — denn je weniger sie sehen, desto besser."

Beifällig winkte Caracalla ihm Gewährung zu, und Alexander entfernte sich schnell; der Herrscher aber überhäufte den Aegypter mit Schmähungen und verlangte zu wissen, weswegen er die Bildwerke nicht sofort zu entfernen geboten.

Jetzt bekannte Zminis, um Gnade bettelnd, daß er nur durch einen Freund von dem Soldaten gehört habe und ihn sicher sogleich vernichtet hätte, wenn er ihm selbst zu Gesichte gekommen wäre.

Hier versuchte der Präfekt Macrinus den Angeber mit der Bemerkung zu entschuldigen, der eifrige Beamte sei bestrebt gewesen, ein gutes Licht auf seine Tüchtigkeit zu werfen. Diese That sei schwer zu billigen, aber verzeihlich.

Doch kaum hatte er ausgeredet, als sein Feind, der Prätor Lucius Priscillianus mit einem Ernst, der ihm sonst nicht eigen war, bemerkte: „Ich meinte, daß es auch zu den Pflichten des Mannes, der die Stütze und der Stellvertreter des Kaisers sein soll, gehöre, die Wahrheit unverfälscht vor seinen und unsern Herrn kommen zu lassen. Nichts dünkt mich weniger entschuldbar als eine dem göttlichen Cäsar ins Gesicht geschleuderte Lüge."

Einige Höflinge, die dem Präfekten nicht hold waren, und auch der Oberpriester des Serapis stimmten dem Redner bei, Caracalla aber achtete ihrer nicht, sondern blickte gespannt und in seiner Eitelkeit schon durch das bloße Bewußtsein der Existenz solcher Zerrbilder tief verletzt, schnell atmend auf die Thür.

Er hatte nicht lange zu warten. Als aber die Hülle von den Thonfiguren genommen war, entrang sich seiner Brust ein leiser, knirschender Aufschrei, und sein eben noch gerötetes Antlitz erblaßte. Während dann rings um ihn her Rufe der Entrüstung laut wurden, stieg ihm das Blut wieder in die Wangen, und mit erhobener Faust murmelte er unverständliche Drohungen vor sich hin. Dabei kehrten seine Blicke wieder und wieder auf die Zerrbilder zurück. Sie nahmen ihn mehr als alles andere in Anspruch, und wie an einem Apriltag sich der Himmel bald verdunkelt, bald aufklärt, wechselten Blässe und Röte auf seinem Antlitz.

Während Alexander ihm sodann einige Fragen beantwortete und versicherte, dem Elefantenwirt seien diese Figuren höchst ärgerlich gewesen, und er habe sie ihm mit Freuden überlassen, um sie zu vernichten, schien Caracalla sich an ihren Anblick zu gewöhnen; denn er faßte sie gelassener ins Auge und gab sich Mühe, vor den anderen den Gleichgiltigen zu spielen.

Den Philostratus frug er, als wünsche er sich zu belehren, ob er den Künstler, der diese Figürchen hergestellt habe, nicht auch für talentvoll halte, und als der Philosoph dies bedingungsweise bejahte, erklärte er, in den Zügen des Apfelhändlers immerhin einige Aehnlichkeit mit den seinen zu finden. Dann wies er auf die eigenen, geraden, nur durch eine Bruchstelle am Schenkel etwas verunstalteten Beine, um zu zeigen, wie schändlich ungerecht es sei, sie mit dem Untergestell eines verwachsenen Zwerges zu vergleichen.

Endlich erregte der Apfelhändler, eine häßliche Pygmäengestalt mit dem Kopf eines Alten, der dem seinen dennoch ähnlich genug sah, seine Wißbegier.

Worauf dies Bildwerk wohl anspielen, was an ihm es wohl geißeln sollte?

Der Korb, welcher der Figur um den Hals hing, war voller Früchte, und was sie in der freien Hand hielt, konnte ein Apfel sein, aber auch etwas anderes.

Hastig und mit erzwungener Heiterkeit frug er nach der Meinung „der Freunde" und verwarf die Behauptung des Günstlings Theokrit, dies Machwerk stelle gar keinen Apfelhändler dar, sondern einen Menschen, der im Vergleich zu den Göttern nur ein Zwerg sei und die Welt dennoch mit den Gaben der Unsterblichen beschenke, als fade Schmeichelei.

Alexander und Philostratus wußten keine Auskunft zu erteilen; als aber der Prokonsul Julius Paulinus sich herausnahm, zu bemerken, das Männlein gebe seine Aepfel für Gold her, wie der Cäsar das römische Bürgerrecht, er wisse schon, wofür, den Provinzialen zuerteilt habe, nickte Caracalla ihm beistimmend zu.

Dann übertrug er das Amt des Nachtstrategen einstweilen auf den Griechen Aristides. Der Aegypter werde hören, was er über ihn verhänge.

Als der Präfekt die Figuren entfernen lassen wollte, untersagte der Kaiser dies hastig und befahl dann den Anwesenden, sich zurückzuziehen. Nur dem Alexander winkte er, bei ihm zu bleiben, und sobald er mit ihm allein war, sprang er auf und verlangte mit leidenschaftlichem Eifer zu wissen, was er erkundet. Aber der Jüngling zauderte, bevor er mit dem Berichte begann.

Da schwur Caracalla ihm nochmals aus freien Stücken, seinen Eid zu halten, und nun versicherte Alexander, er kenne die Verfasser der Epigramme, die er hier und dort

aufgelesen habe, in der That so wenig wie der Cäsar selbst, und wenn der Spott, den sie enthielten, bisweilen auch giftig sei, so stehe er, der Beherrscher der Welt, doch so hoch, daß er ihn wie Sokrates, als Aristophanes ihn selbst auf die Bühne brachte, belachen könne.

Da beteuerte der Herrscher, er verachte die Fliegen, doch reize es ihn, ihr Gesumm zu vernehmen.

Alexander freute sich dieser Versicherung und sprach nur sein Bedauern über den unglücklichen Umstand aus, daß die meisten der Epigramme, die er mitzuteilen habe, sich auf den Tod seines Bruders Geta bezögen. Er wisse jetzt, daß es vermessen sei, eine That zu verdammen ...

Hier fiel der Kaiser, dem es immer noch gelang, ruhig zu bleiben, ihm ernst ins Wort: „Diese That war nötig, nicht für mich, sondern für das Reich, das mir mehr gilt als Vater, Mutter und hundert Geschwister und tausendmal mehr als die Meinung der Menschen. „Laß hören," schloß er, „in welcher Form das witzige Volk dieser Stadt sie verdammt."

Das klang so würdig und einnehmend, daß Alexander es wagte, das Distichon herzusagen, das er schon in dem Bade vernommen, dem sein erster Besuch gegolten hatte. Es bezog sich nicht auf den Brudermord, sondern nur auf das mantelförmige Gewand, dem der Kaiser seinen Spitznamen Caracalla verdankte, und es lautete also:

„Warum so gern wohl benutzt das weiteste Kleid Caracalla?
Weil er so vieles vollbracht, das zu verbergen ihm frommt."

Da lachte der Kaiser leise auf: „Wer hätte wohl nichts zu verbergen? Der Vers ist übrigens nicht übel. Gib nur Dein Täfelchen her! Sind die anderen nicht schlimmer ..."

„Sie sind es,“ unterbrach ihn Alexander besorgt, „und es reut mich, daß ich Dir helfe, Dich selbst zu quälen!“

„Quälen?“ wiederholte der Kaiser verächtlich. „Diese Verschen belustigen mich, und ich finde sie lehrreich. Das ist alles. Her mit der Tafel!“

Dieser Befehl klang so streng und entschieden, daß Alexander das kleine Diptychon mit der Bemerkung hervorzog, Maler schrieben schlecht, und was er da hingekritzelt, sei nur zur Stütze seines Gedächtnisses berechnet.

Es hatte ihn gereizt, daß Caracalla die Wahrheit durch ihn zu hören bekommen sollte; jetzt aber ward ihm die ganze Größe des Wagnisses klar, in das er sich gestürzt. Dabei sah er auf die in das Wachs gekritzelten Buchstaben, und es kam ihm in den Sinn, daß er sich vorgenommen hatte, am Ende des einen Verses das Wort „Zwerg“ in Cäsar zu verwandeln, und das dritte sehr bissige Epigramm dem Kaiser ganz vorzuenthalten. Das vierte und letzte war durchaus harmlos, und er hatte es zuletzt mitteilen wollen, um ihn zu versöhnen. Die Tafel ließ sich deshalb nicht zeigen. Wie er sich aber anschickte, sie zurückzuziehen, riß Caracalla sie ihm aus der Hand und las mühsam:

„Einst galt hier die Bruderliebe
Für des Fürsten höchste Zierde,
Und man pries die Philadelphen.
Heute jauchzt man zu dem Zwerge,
Der als Mörder seines Bruders
Misadelphos *) heißen sollte.“

„So, so,“ murmelte der Kaiser bleich vor sich hin und fuhr dann mit bedeckter Stimme fort; „immer das-

*) Bruderfeind.

selbe. Mein Bruder und der Wuchs meines Leibes! Man scheint es in dieser Stadt der Gelehrten den Barbaren nachzuthun, die den Längsten und Breitschulterigsten zum Könige wählen. Wenn der dritte Vers nichts anderes enthält, wird mir der ohnehin schale Witz Deiner Mitbürger vollends langweilig werden. — Sieh da, was nun kommt, sind wieder Trochäen. Werden auch kaum etwas Neues enthalten! Der Wasserkrug dort! Trinken! Fülle den Becher!“

Doch Alexander gehorchte nicht gleich diesem rasch hervorgestoßenen Befehle, sondern griff mit der Versicherung, der Kaiser werde seine Schrift nicht lesen können, nach der Tafel.

Da legte Caracalla die Hand auf dieselbe und herrschte den Künstler an: „Trinken! Den Becher befahl ich!“

Damit heftete er den Blick auf das Wachs und entzifferte mühsam die ungelenken Schriftzüge, womit der Maler die folgenden Verse, die er in der Schenke zum Elefanten gehört, aufgezeichnet hatte:

„Knapp ist hier die Zeit bemessen;
Fragt mich drum nicht, wie viel Frevel
Des Tarautas*) Hand beflecken,
Fragt nach seinen edlen Thaten,
Und mit einem kurzen ‚keine‘
Still ich eure Wißbegierde
Und erspare gute Stunden.“

Alexander that indessen, wie ihm geheißen, und als er den Krug wieder in das Gestell gesetzt hatte und zu dem Kaiser zurückkehrte, erschrak er; denn das Haupt und

*) Spitzname des Kaisers nach einem besonders grausamen Gladiator von kleinem Wuchs.

die Arme Caracallas flogen und zuckten hastig hin und her, und ihm zu Füßen lagen die beiden Hälften des Wachstäfelchens, das er, während der Krampf ihn befiel, auseinander gerissen hatte. Mit schäumendem Munde stieß er leise Klagelaute aus, und bevor es Alexander hindern konnte, biß er, vom Uebermaß des Schmerzes überwältigt und einer Stütze bedürftig, in die Armlehne des Stuhles, von dem er niederzugleiten drohte.

Entsetzt und von aufrichtigem Mitleid erfaßt, suchte Alexander ihn aufzurichten; doch der Löwe, der wohl wähnte, Alexander trage Schuld an dem veränderten Zustande seines Herrn, richtete sich brüllend auf, und es wäre um den Jüngling geschehen gewesen, wenn man das Tier nicht nach der Fütterung an die Kette gelegt hätte.

Gegenwärtigen Geistes sprang Alexander nun hinter den Stuhl und zog ihn mit dem Bewußtlosen, der ihm auch zum Schilde diente, von der aufgebrachten Bestie fort.

Galen hatte dem Kaiser ans Herz gelegt, sich vor übermäßigem Weingenuß und starken Gemütserregungen zu hüten, und wie berechtigt seine Mahnung gewesen, das bewies der Anfall, der mit furchtbarer Heftigkeit eingetreten war, nachdem der Cäsar beide Warnungen schnell hinter einander mißachtet.

Alexander mußte die ganze Kraft der in der Ringschule gestählten Arme aufbieten, um den Kranken, dessen keineswegs verächtliche Stärke die Dämonen des Krampfes verdoppelten, auf dem Stuhle festzuhalten und vor dem Zubodenstürzen zu wahren.

Hieher gezwungen durch das wütende Gebrüll des Löwen, das in immer mächtigeren Schwingungen weit über das Gemach hinausdrang, und den Hilferuf Alexanders, eilte

das ganze Gefolge des Kaisers herbei. Doch der Leibarzt und der Kammerdiener Epagathos wehrten ihnen den Eintritt, und nur sie und der alte, halbblinde Adventus teilten sich in die Pflege des Kranken. Ihn hatte Caracalla von einem Briefboten zu den höchsten Würden und dem Ehrenamt seines vertrauten Kämmerers erhoben, der Heilkünstler aber bediente sich am liebsten des Beistandes dieses erfahrenen und ruhigen Mannes, und beide brachten auch den Tobenden bald wieder zur Besinnung.

Bleich und wie zerschlagen ruhte der Cäsar nun auf einem schnell herbeigeschafften Diwan. Kaum fähig, ein Glied zu rühren, schaute er ins Leere. Alexander hielt ihm die zitternde Hand, und als der Leibarzt, ein behäbiger Lebemann in mittleren Jahren, an die Stelle des Künstlers trat und ihm winkte, sich zu entfernen, bat Caracalla den Jüngling mit leiser Stimme, zu bleiben.

Sobald die unterbrochene Geistesthätigkeit des Kaisers sich wieder zu regen begann, wandte sie sich auf die Ursache des neuen Anfalls zurück. Mit einem schmerzlich bittenden Blick ersuchte er den Alexander, ihm die Täfelchen noch einmal zu reichen; doch dieser versicherte — und Caracalla schien ihm nicht ungern zu glauben — er habe während des Krampfes das Wachs auf der Tafel zerdrückt. Der Kranke fühlte wohl selbst, daß solche Kost noch zu kräftig für ihn sei.

Nachdem er dann lange schweigend vor sich hingeschaut hatte, begann er von dem Witz der Alexandriner zu reden. Was ihm, der sich mit kriechenden Günstlingen umgab, die er an Geist und Gaben hoch überragte, hier geboten worden war, schien ihn doch stärker als alles andere in Anspruch zu nehmen. Er begehrte zu hören, wo und

von wem der Maler die Epigramme vernommen. Doch Alexander versicherte wiederum, die Namen der Verfasser nicht zu kennen. Das eine habe er im Bade, das zweite in einer Schenke und das dritte beim Haarkräusler gehört.

Da schaute der Kaiser wehmütig auf die volle, braune, neugesalbte Lockenfülle des Jünglings und sagte: „Die Haare sind wie die anderen Lebensgüter. Sie bleiben nur schön bei den Gesunden. Du Glückspilz weißt wohl kaum, was Kranksein bedeutet?“ Dann blickte er wieder stumm vor sich hin, bis er plötzlich auffuhr und, wie Philostratus gestern Melissa, den Alexander frug: „Du und Deine Schwester, seid ihr unter die Christen geraten?“

Als der Jüngling dies lebhaft verneinte, fuhr Caracalla fort: „Und doch! Deine Epigramme zeigen ja deutlich genug, wie die Alexandriner mir gesinnt sind. Auch Melissa ist ein Kind dieser Stadt, und bedenke ich, daß sie es über sich gewann, für mich zu beten, dann ... Meine Amme, die beste der Frauen, war eine Christin. Von ihr hörte ich die Lehre, den Feind zu lieben und für denjenigen zu beten, der uns verdammt ... Ich hielt sie immer für unerfüllbar; aber jetzt ... Deine Schwester ... Was ich da vorhin über die Haare sagte und die Gesundheit, es erinnert mich noch an ein andres Wort des Gekreuzigten, das die Amme — wie lange ist's her — manchmal brauchte: ‚Wer hat, dem wird gegeben, und wer da nicht hat, dem wird genommen,‘ heißt es. Wie grausam das ist, und doch wie so weise, furchtbar zutreffend und wahr! Ein Gesunder! Was besitzt er nicht schon alles, und wie reiche Gaben erwirbt ihm das beste aller Geschenke noch zu den anderen. Einer

der dem Siechtum verfiel — schau nur mich an! — wie viel Elend zieht dieser Fluch, der doch für sich schon furchtbar genug ist, noch nach sich, wie bitteren Wermut gießt er in alles!"

Dann lachte er höhnisch vor sich hin und fuhr aufbegehrend fort: „Aber ich! Ich bin ja der Beherrscher der Welt. Ich habe ja viel, sehr viel, und darum wird mir auch viel gegeben, und meine kühnsten Wünsche, befriedigt sollen sie werden!"

„Ja, Herr!" fiel ihm Alexander lebhaft ins Wort. „Dem Leid folgt die Freude!

‚Lebe, liebe, trink und schwärme
Und bekränze Dich mit mir'

singt Sappho, und der Rat des Anakreon, den heutigen Tag zu genießen, ist auch nicht übel. Denke, das kurze Leid, das Dir dann und wann den süßen Lebenstrank vergällt, sei der Ring des Polykrates, mit dem Du den Neid der Götter, die Dir so vieles gaben, beschwichtigst. Ich an Deiner Stelle, ewige Götter, wie wollt' ich die guten, gesunden Stunden genießen und den Unsterblichen und Sterblichen zeigen, wie viel echte und rechte Lust sich erkaufen läßt durch Macht und Reichtum!"

Da leuchteten die matten Augen des Kaisers auf, und mit dem Rufe: „Das will ich auch! Ich bin noch jung, und ich habe die Macht!" richtete er sich jäh in die Höhe. Doch gleich sank er wieder in die Polster zurück, und als er dabei das Haupt bewegte, wie um zu sagen: „Da siehst Du, wie es mit mir bestellt ist," ging dem Alexander das Schicksal dieses Unglücklichen tiefer als je zuvor zu Herzen.

Seine junge, für jeden neuen Eindruck empfängliche Seele vergaß das Blut und die Schandthaten, die diesen Beklagenswerten befleckten. Sein Künstlergeist war gewöhnt, was ihn anzog, als stehe es zur Nachbildung bereit, ohne Nebengedanken mit ganzer Seele zu erfassen, und der Mann, der da vor ihm lag, war für ihn in diesem Augenblick nur ein Bemitleidenswerter, den ein grausames Schicksal um die besten Freuden des Daseins betrog. Es kam ihm auch in den Sinn, wie schmählich er selbst und andere den Kaiser verspottet. Vielleicht hatte Caracalla wirklich das meiste Blut vergossen, um der Wohlfahrt und Einheit des Reiches zu dienen.

Er, Alexander, war nicht sein Richter.

Hätte Glaukias den Gegenstand seines Spottes so daliegen sehen, wäre es ihm sicher nicht eingefallen, ihm die Gestalt eines pygmäenhaften Scheusals zu geben. Nein, nein! Sein, des Alexander, Künstlerauge wußte das Schöne vom Häßlichen wohl zu unterscheiden, — und der dort auf dem Diwan ruhende müde Mann war kein widriger Zwerg. Träumerische Schlaffheit breitete sich über seine edel geschnittenen Züge. Nur selten flog ein schmerzliches Zucken darüber hin, und die ganze Erscheinung des Cäsar erinnerte den Maler an den schönen ephesischen Gladiator Kallistos, wie er bei den letzten Spielen schwer verwundet auf dem Sande gelegen und den Todesstoß erwartet hatte. Am liebsten wäre er nach Hause geeilt, um sein Gerät zu holen, das Bildnis des Verkannten zu malen und es den Spöttern zu zeigen.

Schweigend versenkte er sich in dies stille, von der Natur so fein gebildete und Mitleid erweckende Antlitz. So konnte kein von Grund aus verderbter Bösewicht

aussehen; doch der ruhenden See war es vergleichbar. Wenn der Orkan losbrach, welch ein strudelndes Gewirr von grauen, zischenden, hochauf brandenden Wellen wurde dann aus der friedvollen, seidenglatten, schimmernden Fläche!

Und plötzlich begann es auch in den Zügen des Kaisers lebendig zu werden. Sein eben noch mattes Auge leuchtete heller auf, und als habe das lange Schweigen den Gang seiner Gedanken kaum unterbrochen, rief er immer noch mit umflorter Stimme: „Ich möchte aufstehen und mit Dir, aber ich bin noch zu schwach. Geh Du jetzt, Freund, geh, und bringe mir Neues.“

Da gab Alexander ihm zu bedenken, daß jede Erregung ihm schädlich sein werde; doch Caracalla rief eifrig: „Stärken wird es mich und mir wohl thun! Was mich umgibt, ist so hohl, so flach, so elend — was ich höre, so schal. Ein kräftiges, gesalzenes Wort, ist es auch scharf, es erfrischt mich ... Wenn Du ein Bild vollendest, willst Du nur hören, wie es den Freunden, den Schmeichlern gefällt?“

Da meinte der Künstler den Kaiser zu verstehen. Treu seiner Art, stets das Beste zu erwarten, hoffte er, daß wie ihm, dem Alexander, der Tadel der Neider förderlich gewesen war, den Caracalla der scharfe Witz der Alexandriner zur Selbsterkenntnis und zu größerer Mäßigung führen werde; nur nahm er sich vor, dem Leidenden nichts wieder mitzuteilen, was einer bloßen Schmähung gleiche.

Als er ihm dann Lebewohl sagte, schaute Caracalla so schmerzlich zu ihm empor, daß der Künstler ihm gern die Hand gereicht und recht warm zugesprochen hätte. Der Kopfschmerz, welcher jedem Krampfe marternd folgte, hatte

von neuem begonnen, und widerstandslos ertrug der Cäsar, was der Arzt mit ihm vornahm.

In der Thür fragte Alexander den alten Adventus, ob er nicht meine, daß der Verdruß über die Spottverse der Alexandriner den schrecklichen Anfall hervorgerufen habe, und ob es nicht geraten sei, dem Kaiser nie wieder dergleichen zu Ohren kommen zu lassen; doch der Emporkömmling schlug die halbblinden Augen verwundert zu ihm auf und versetzte mit einer rohen Teilnahmlosigkeit, die den Jüngling empörte: „Angetrunken hat er sich den Krampf. Was den da krank macht, sind andere Dinge als Worte. Wenn Dir selbst, junger Mann, die Witze der Alexandriner nicht noch übel bekommen, dem Cäsar schaden sie gewiß nicht!"

Da wandte Alexander dem Kämmerer unwillig den Rücken, und die Frage, wie es möglich gewesen sei, daß der wohlunterrichtete und für das Schöne empfängliche Kaiser elendes Gelichter wie den Theokrit und diesen Alten aus dem Staube in seine nächste Nähe gezogen, nahm ihn so voll in Anspruch, daß Philostratus, der ihn im nächsten Zimmer traf, ihn laut anrufen mußte.

Der Philosoph teilte ihm mit, daß Melissa bei der Gattin des Oberpriesters weile; doch als Philostratus sich eben anschickte, neugierig zu erfragen, was zwischen dem kühnen Maler und dem Cäsar vorgegangen sei — denn auch der Philosoph war ein Höfling — wurde er zu Caracalla berufen.

Neunzehntes Kapitel.

In einem der wenigen Zimmer, die der Oberpriester von seinem weiten Quartier sich für den Aufenthalt der Mitglieder des eigenen Hauses vorbehalten hatte, wurde der Jüngling von Melissa, der Gattin des Timotheus und Frau Berenike empfangen.

Diese zeigte sich erfreut, den Künstler wiederzusehen, dem sie das Bildnis der Tochter verdankte. Es war wieder in ihren Besitz gelangt; denn Philostratus hatte es während der Mahlzeit des Kaisers in ihr Haus zurückbringen lassen.

Ermüdet ruhte sie auf einem Polster. Hinter ihr lagen qualvolle Stunden; denn noch weit schwerer als um das ihr teure Gemälde hatte sie die Sorge um Melissa geängstigt, die ihr lieb geworden war. Dazu verkörperte sich in der Jungfrau für die Matrone ihr ganzes Geschlecht, und die Gefahr, dies reine, anmutige Geschöpf der Willkür eines zügellosen Tyrannen preisgegeben zu sehen, brachte sie außer sich und veranlaßte ihre lebhafte Seele zu lauten Ausbrüchen des Unwillens. Dazu brachte sie allerlei Anschläge in Vorschlag, deren Unmöglichkeit Frau Euryale, die besonnenere und nicht

weniger warmherzige Gemahlin des Oberpriesters, ihr darthat.

Wie Berenike hatte auch sie, eine zarte Frau, deren schlichtes braunes Haar schon zu ergrauen begann, das einzige Kind verloren. Aber darüber waren Jahre hingegangen, und sie hatte sich gewöhnt, Trost in der Sorge für Notleidende zu suchen. In der ganzen Stadt schätzte man sie als die Vorsehung der Hilfsbedürftigen, gleichviel welchen Standes und Glaubens. Auch wo es Wohlthätigkeit im großen zu üben, Kranken- und Armenhäuser zu errichten und auszustatten galt, wandte man sich zuerst an sie, und wo sie ihre geräuschlose und doch mächtige Beihilfe zusagte, war der Erfolg von vornherein gesichert; denn außer dem eigenen und dem großen Reichtum ihres Gatten standen dieser hochgestellten und allverehrten Frau die Mittel der Heiden und Christen der ganzen Stadt zur Verfügung; denn beide zählten sie zu den Ihren, und die letzteren, obgleich sie sich nur im geheimen zu ihnen hielt, mit dem größeren Rechte.

Daheim gewährte ihr der Verkehr mit hervorragenden Männern den höchsten Genuß. Ihr Gatte ließ ihr volle Freiheit, obwohl er, der oberste griechische Priester der Stadt, es lieber gesehen hätte, wenn sich unter ihren fleißigsten Besuchern nicht auch gelehrte Christen befunden hätten. Aber der Gott, dem er diente, faßte die meisten anderen in sich zusammen, und die Mysterien, denen er vorstand, lehrten, daß auch Serapis nur eine Erscheinungsform des beseelten Alls sei, das in steter, ewigen Gesetzen folgender Selbsterneuerung sein unendliches Dasein vollzog.

Von der Weltseele, die alles Geschaffene durchdrang, lebte ein Teil auch in dem einzelnen Menschen, um nach

dem Tode zu seinem göttlichen Urquell zurückzukehren. An dieser pantheistischen Weltanschauung hielt er fest; doch er, der an Stelle des ungelehrten römischen Alexanderpriesters auch das Ehrenamt eines Hauptes des Museums bekleidete, kannte nicht nur die Systeme seiner heidnischen Vorgänger, sondern auch die heiligen Schriften der Juden und Christen.

In der Sittenlehre der letzteren fand er vieles, was seinen eigenen Ansichten entsprach.

Ihm, der sich im Museum zu den Skeptikern zählte, gefielen biblische Worte, wie: „Alles ist eitel“ und „Alles Wissen ist Stückwerk.“ Die Forderung der Nächstenliebe, der Friedfertigkeit, des Durstes nach Gerechtigkeit, die Aufforderung, den Baum an seiner Frucht zu erkennen und mehr für den Geist als für den Körper zu fürchten, waren ihm ganz nach dem Sinne.

Er war so reich, daß ihm die Gaben der Tempelbesucher, die seine Vorgänger gefordert hatten, wenig galten. So mischte er selbst manches Christliche in den Glauben, dessen oberster Diener und Hüter er war. Nur die Sicherheit, mit der Männer wie Clemens und Origenes, die zu den Freunden seiner Gattin gehörten, die Lehre, der sie anhingen, für die einzig richtige, ja für die Wahrheit selbst erklärten, schien ihm, dem Skeptiker verwerflich.

Seinen Bruder Zeno hatten die Freunde seiner Gemahlin zum Christen gemacht; — für Frau Euryale selbst brauchte er dergleichen nicht zu befürchten. Sie liebte ihn zu sehr und war zu ruhig und verständig, um ihn, den heidnischen Oberpriester, durch die Taufe bloß zu stellen und ihn in die Gefahr zu stürzen, der Macht

entkleidet zu werden, von der sie wußte, daß er ihrer für sein Wohlsein bedürfe.

Einer andern als der heidnischen Götterlehre anzugehören, stand jedem Alexandriner frei, und niemand hatte ihm selbst seine in skeptischem Sinn verfaßten Schriften verdacht. Wenn Euryale handelte wie die besseren unter den christlichen Weibern, konnte ihm das nur recht sein, und es wäre ihm kleinlich erschienen, sie wegen ihres Wohlgefallens an der Lehre des Gekreuzigten zu tadeln.

Ueber die Person des Kaisers war er noch nicht ins reine gelangt.

Er hatte erwartet, einen halb wahnsinnigen Bösewicht in ihm zu finden, und sein Toben, nachdem er von dem gegen ihn gerichteten Epigramm mit dem Stricke vernommen, hatte den Oberpriester nur in dieser Ansicht bestärkt. Später aber war er auch manchem Guten an ihm begegnet, und Timotheus wußte, daß sein Urteil durch die Hochachtung, die der Cäsar ihm erwies, während er die anderen wie Sklaven behandelte, nicht gefälscht worden sei. Seine bessere Meinung war vielmehr aus den Unterhaltungen entsprungen, die er mit dem Cäsar geführt. Da hatte der Vielgeschmähte sich nicht nur als ein wohlunterrichteter, sondern auch als ein denkender Mann gezeigt, und gestern Abend, bevor Caracalla sich erschöpft zur Ruhe begeben, war es dem welterfahrenen Oberpriester ähnlich ergangen wie vorhin dem leichtgläubigen Künstler; denn der Cäsar hatte ihm gegenüber sein schweres Geschick in rührenden Worten beklagt und bekannt, zwar Schweres verschuldet, aber auch das Beste gewollt und Glück, Seelenruhe und Behagen der Wohlfahrt des Staates geopfert zu haben. Hellen Blickes

hatte er die Schäden seiner Zeit durchschaut und bekannt, bei dem Versuche, das alte Schadhafte mit Stumpf und Stiel auszurotten, um Besserem Platz zu schaffen, gescheitert zu sein und statt Dank zu ernten, den Haß der Götter und Menschen auf sich gezogen zu haben.

So kam es, daß Timotheus, als er vorhin zu den Seinen getreten war, diesen versichert hatte, er möchte, wenn er jenes Gespräches gedenke, doch noch Gutes, ja vielleicht das Beste von dem verbrecherischen Jüngling im Purpur erwarten.

Aber Frau Berenike hatte dem Schwager mit höhnischer Entschiedenheit versichert, Caracalla habe ihn getäuscht, und als Alexander dem Leidenden gleichfalls das Wort zu reden versuchte, war sie aufgefahren und hatte ihn thörichter Leichtgläubigkeit geziehen.

Melissa, die schon vorhin für den Kaiser eingetreten war, schloß sich trotz der Matrone dem Bruder an. Ja, Caracalla hatte Schweres verbrochen, seine Ueberzeugung, daß die Seele Alexanders in ihm und die der Roxane in ihr lebe, war thöricht genug, — aber die wunderbare Aehnlichkeit des Bildes auf der Gemme mit ihr mußte jeden überraschen. Daß auch gute und edle Regungen seine Seele bewegten, des sei sie gewiß.

Aber Frau Berenike zuckte wiederum nur höhnisch die Achseln, und als der Oberpriester bemerkte, gestern Abend sei Caracalla in der That nicht im stande gewesen, ein Festmahl zu besuchen, und ein Teil auch der anderen Verbrechen des Cäsar sei gewiß seinen schweren Leiden zur Last zu legen, brauste die Matrone auf: „Und ist es auch sein körperlicher Zustand, der ihn veranlaßt, ein Trauerhaus mit festlichem Lärm zu erfüllen? Was ihn

zum Verbrecher macht, kann mir gleich sein. Ich für mein Teil gebe dies teure Kind lieber der Willkür eines Missethäters als der eines Geisteskranken preis."

Aber der Oberpriester und die Geschwister versicherten, der Geist des Cäsar sei so gesund und scharf wie einer, und Timotheus frug, wer in ihrer Zeit denn frei sei von Aberglauben und dem Wunsche, mit den Seelen der Abgeschiedenen zu verkehren?

Doch die Matrone ließ sich nicht umstimmen, und nachdem der Oberpriester zum Dienste des Gottes abgerufen worden war, tadelte Frau Euryale, seine Gattin, den übergroßen Eifer der Schwägerin. Wo die Weisheit des reifen Alters und die schnelle Jugend in einem Urteil zusammenträfen, da sei es gemeinhin das rechte.

„Und ich bleibe dabei," rief Berenike, und die großen Augen flammten ihr leidenschaftlich auf, „daß es freveln heißt, meinen Rat zu mißachten. Das Schicksal raubte Dir und mir das geliebte Kind. Ich will nicht auch diese da verlieren, die mir wert ward wie eine Tochter."

Da neigte sich Melissa über die Hände der Matrone, küßte sie dankbar und rief mit feuchten Augen: „Aber er ist gut zu mir gewesen und hat mir versichert . . ."

„Versichert," wiederholte Frau Berenike verächtlich. Dann zog sie die Jungfrau ungestüm an sich, küßte ihr die Stirn, legte ihr die Hand wie zum Schutz auf den Scheitel und wandte sich an den Künstler, während sie fortfuhr: „Was ich vorhin forderte, darauf bestehe ich. Noch in dieser Nacht muß Melissa fort von hier in die Ferne. Du, Alexander, sollst sie begleiten. Mein eigenes Meerschiff, die ‚Berenike und Korinna' — Seleukus schenkte es mir und der Tochter — steht zur Abfahrt bereit. In

Carthago lebt meine Schwester. Auch ihr Gemahl, der erste Mann der Stadt, ist mein Freund. In seinem Hause werdet ihr Schutz und Unterkunft finden."

„Und der Vater und Philipp?" fiel ihr Alexander ins Wort. „Befolgen wir Deinen Rat, so sind sie des Todes."

Da lachte die Matrone höhnisch auf: „Das ist es also, was ihr von dem guten, dem großen, dem edlen Herrscher erwartet!"

„Den Freunden," versetzte Alexander, „erweist er sich huldreich, aber wehe dem, der ihn beleidigt."

Da blickte Berenike sinnend zu Boden und fuhr ruhiger fort: „So sucht die Euren erst zu befreien und besteigt dann mein Schiff. Es soll für euch bereitstehen. Melissa wird es gebrauchen, ich weiß es. Meinen Schleier, Kind! Der Wagen erwartet mich beim Tempel der Isis. Du führst mich dahin, Alexander, und wir fahren zusammen zum Hafen. Ich mache Dich dort mit dem Schiffsführer bekannt. Es wird gut sein. Dir sind Vater und Bruder lieber als die Schwester, mir gilt diese hier mehr. Könnt' ich selbst nur fort, fort von hier aus dem verödeten Haus und sie begleiten!"

Damit hob sie den Arm, als wolle sie einen Stein ins Weite schleudern.

Stürmisch schloß sie endlich die Jungfrau in die Arme, nahm von der Schwägerin Abschied und verließ mit Alexander das Zimmer.

Sobald Frau Euryale mit Melissa allein war, beruhigte sie das Mädchen in ihrer gütigen, gelassenen Weise; denn die finsteren Ahnungen der unglücklichen Matrone hatten die Jungfrau mit neuer Besorgnis erfüllt.

Und was war ihr heute alles begegnet!

Bald nach der gefahrvollen Unterredung mit dem Kaiser war Theophilus mit dem Obersten der Sternseher des Serapeums und der Astronomen des Cäsar zu ihr gekommen, um sie zu fragen, an welchem Tage und in welcher Stunde sie zur Welt gekommen sei. Auch über die Geburtstage ihrer Eltern und andere Lebensumstände war sie ausgeforscht worden.

Theophilus hatte ihr bekannt, daß der Kaiser ihr das Horoskop zu stellen befehle.

Bald nach der Mahlzeit war sie dann in Begleitung der Frau Berenike, die sie in der Wohnung des Oberpriesters fand, in die Krankensäle des Serapeums gegangen, um den Geliebten zu begrüßen.

Dankbar und glücklich hatte sie ihn bei voller Besinnung wiedergefunden, aber die Aerzte und der Freigelassene Andreas, dem sie auf der Schwelle des Krankenzimmers begegnet war, legten ihr ans Herz, alles Aufregende fern von ihm zu halten. So war es ihr nicht möglich gewesen, ihm zu vertrauen, was den Ihren begegnet sei, und welchen gefahrvollen Schritt sie gethan, um sie zu retten. Aber Diodor hatte von der Hochzeit geredet, und Andreas konnte bestätigen, daß Polybius wünsche, sie so bald als möglich feiern zu sehen.

Manches Erfreuliche war zur Sprache gekommen; dazwischen aber hatte Melissa sich verstellen und ausweichende Antworten erteilen müssen, zunächst auf die Frage des Diodor, ob sie schon mit den Brüdern und den Freundinnen verabredet, welche Jünglinge und Jungfrauen das Hochzeitsgefolge bilden und den Hymenäus singen sollten.

Wenn beide miteinander geflüstert und sich zärtlich

angeschaut hatten, wenn Diodor in sie gedrungen war, sich nicht nur die Hände küssen zu lassen, sondern auch die lieben roten Lippen, stellte Frau Berenike im Geiste die verstorbene Tochter an die Stelle Melissas. Welch ein Paar wäre das gewesen, wie stolz und glücklich hätte sie es in die schöne Villa zu Kanopus einführen wollen, die ihr Gatte und sie mit dem Wunsche neu ausgeschmückt hatten, daß sie einmal Korinna, ihren Gemahl, und, fügten es die Götter, ihre Kinder beherbergen möge.

Aber auch Melissa und Diodor paßten gut zu einander, und sie gab sich Mühe, jener alles Glück zu gönnen, das sie für die eigene Tochter begehrt.

Als es zur Trennung kam, legte sie die Hände der Verlobten ineinander und rief den Segen der Götter auf sie herab.

Diodor ließ es dankbar geschehen.

Er wußte nur, daß diese majestätische Matrone durch Alexander mit Melissa bekannt geworden sei und sie lieb gewonnen habe, und willig gab er der Empfindung Raum, diese Frau, an deren junonischer Schönheit sein Auge andächtig hing, sei statt der eigenen, längst verstorbenen Mutter an sein Lager getreten.

Außerhalb des Krankensaales war Andreas Melissa wieder begegnet, und nachdem sie ihm von dem Besuche bei dem Kaiser berichtet, war er angstvoll in sie gedrungen, dem Rufe des Tyrannen um keinen Preis wieder zu folgen. Dann hatte er ihr verheißen, sie sicher zu verbergen, sei es auf dem Gute des Zeno, sei es in dem schwer zugänglichen Hause eines andern Freundes.

Als Frau Berenike dann wieder mit besonderem Eifer auf ihr Schiff hinwies, hatte Andreas gerufen: „In die

Gärten, auf das Schiff, unter die Erde, nur nicht zurück zu dem Cäsar."

Die letzte Frage des Freigelassenen, ob sie auch weiter ihres Gesprächs gedacht, hatte ihr das Wort: „Da aber die Zeit sich erfüllet," ins Gedächtnis zurückgerufen, und fortan war der Gedanke, daß die nächsten Stunden etwas Entscheidendes, „die Erfüllung der Zeit", wie Andreas sich ausdrückte, für sie im Schoße tragen würden, wieder und wieder in ihr aufgetaucht.

Als sie dann um vieles später mit der Gattin des Oberpriesters allein war und diese ihren beruhigenden Zuspruch schloß, drängte sich Melissa die Frage auf die Lippen, ob Frau Euryale einmal das Wort: „Als aber die Zeit sich erfüllet," vernommen habe.

Da rief die Matrone, indem sie ihr überrascht und prüfend ins Antlitz schaute: „So stehst Du dennoch im Verkehr mit den Christen?"

„Gewiß nicht," versetzte die Jungfrau bestimmt. „Es kam mir nur zufällig zu Ohren, und Andreas, der Freigelassene des Polybius, erklärte es mir."

„Ein guter Deuter," entgegnete die ältere Frau. „Ich bin nur ein ungelehrtes Weib, doch, Kind, auch ich habe erfahren, daß im Leben jedes Menschen ein Tag kommt, eine Stunde, von der er später denkt, in ihr habe seine Zeit sich erfüllt. Wie die Tropfen sich zum Flusse verbinden, so vereint sich in ihr, was wir vorher gethan und gedacht, um uns auf neuer Bahn in das Heil oder Verderben zu tragen. Jeder Augenblick kann die Entscheidung bringen; darum haben die Christen recht, wenn sie von einander fordern, zu wachen. Halte auch Du die Augen auf. Wenn sich für Dich, wer weiß wie

bald, die Zeit erfüllt, dann handelt es sich um das Wohl oder Weh Deines Lebens."

„Das sagt mir auch eine innere Stimme," erwiderte Melissa und preßte die Hand auf die hoch wogende Brust. „Fühle nur, wie mir das Herz schlägt!"

Lächelnd erfüllte Frau Euryale diesen Wunsch, und dabei durchrieselte es sie kalt. Wie anmutig und begehrenswert war dies junge Geschöpf, und Melissa kam ihr vor wie ein Lamm, das bereit steht, dem Wolfe vertrauensvoll entgegenzueilen.

Endlich führte sie den Gast in das Zimmer, wo das Abendmahl bereit stand.

Der Hausherr konnte es heute nicht teilen, und während beide Frauen einander noch wortkarg gegenüber saßen und Speise und Trank kaum berührten, ward Philostratus gemeldet.

Er kam als Abgesandter des Kaisers, der Melissa zu sprechen begehrte.

„In dieser Stunde? Nie, nie. Es geht sicher nicht an," fuhr die sonst so gelassene Matrone auf; der Philosoph versicherte indes, daß jeder Widerspruch ausgeschlossen sei. Der Kaiser leide besonders schwer und lasse Melissa an ihr Versprechen erinnern, ihm gern zu dienen, wenn er ihrer bedürfe.

Ihre Gegenwart, versicherte er Frau Euryale, werde dem Kranken jetzt wohlthun, und er bürge dafür, daß die Jungfrau, so lange den Cäsar dieser unerträgliche Schmerz quäle, nichts zu befürchten habe.

Da rief Melissa, die sich schon beim Eintritt des Philosophen vom Lager erhoben hatte: „Ich fürchte mich nicht und folge Dir gern . . ."

„Recht so, Kind," versetzte Philostratus warm; Frau Euryale aber hatte Mühe, den Thränen zu wehren, während sie dem Mädchen über die Locken strich und ihm die Falten des Gewandes zurecht zog.

Als sie Melissa endlich Lebewohl sagte und sie dabei ans Herz zog, mußte sie des Abschieds gedenken, den sie vor Jahren von einer christlichen Freundin genommen, bevor die Lictoren sie zum Märtyrertode im Zirkus führten. Zuletzt flüsterte sie dem Philosophen noch einiges ins Ohr und erhielt von ihm das Versprechen, Melissa, sobald es angehe, zu ihr zurückzubegleiten.

Philostratus war in der That unbesorgt.

Als das hilfesuchende Auge des Caracalla vor kurzem seinem teilnahmsvollen Blicke begegnete, hatte ihm der leidende Cäsar nichts zugerufen als: „O Philostratus, es thut so weh," und diese Worte klangen noch immer in der Seele des warmherzigen Mannes nach.

Während er den Kaiser dann zu ermutigen versuchte, war der Blick desselben auf die Gemme gefallen, und er hatte sie zu sehen gewünscht. Aufmerksam und lange war sein Auge auf ihr haften geblieben, und als er sie dem Philosophen zurückgab, hatte er ihm befohlen, das Vorbild der Roxane zu ihm zu führen.

Tief verhüllt in den Schleier, den Frau Euryale ihr um das Haupt gelegt hatte, schritt die Jungfrau jetzt an der Hand des Philosophen von Gemach zu Gemach.

Wo sie sich zeigte, hörte sie ein Flüstern und Raunen, das sie beunruhigte, und aus manchem Zimmer tönte ihr, sobald es hinter ihr lag, ein Kichern, ja aus dem großen Raume, wo die Freunde des Kaisers in großer

Zahl seines Rufes harrten, ein lautes Gelächter nach, das sie beängstigte und empörte.

So unbefangen, wie sie heute morgen vor den Cäsar getreten war, fühlte sie sich nicht mehr. Sie wußte, daß sie sich vor ihm zu hüten habe, daß alles, auch das Schlimmste von ihm zu erwarten sei; als Philostratus ihr aber unterwegs mit warmen Worten schilderte, wie schwer der Unglückliche leide, zog es ihre barmherzige Seele doch wieder zu dem Manne hin, mit dem sie — das fühlte sie auch jetzt wieder — ein unerklärliches Etwas verband.

Wenn eines, das wiederholte sie sich jetzt, war sie im stande, ihm zu helfen, und zu dem Verlangen, die Richtigkeit dieser Ueberzeugung, von der sie sich selbst sagte, daß sie wunderlich und durch nichts begründet sei, zu erproben, gesellte sich die weniger uneigennützige Hoffnung, es werde sich, während sie des Leidenden warte, Gelegenheit finden, die Befreiung des Vaters und Bruders zu erwirken.

Während Philostratus ihr voranging, um ihr Kommen zu melden, und sie schnellklopfenden Herzens wartete, versuchte sie, zu den Manen der Mutter zu beten, doch bevor sie noch die nötige Sammlung fand, öffnete sich die Thür, Philostratus winkte ihr schweigend, und sie trat in das von einigen Lampen dürftig beleuchtete, weite Tablinum.

Caracalla ruhte hier noch immer; denn jede Bewegung steigerte den Schmerz, der ihn quälte.

Wie still es hier war! Sie meinte den Schlag des eigenen Herzens zu hören.

Philostratus blieb an der Thür stehen, sie aber ging

auf den Zehen dem Lager entgegen, weil sie fürchtete, der Tritt ihrer leichten Sohlen könne den Ruhenden stören. Doch bevor sie den Diwan erreichte, blieb sie wieder stehen, und nun hörte sie von ihm her das klagende Röcheln des Leidenden, und aus dem Hintergrunde des Gemachs die gleichmäßigen Atemzüge des behäbigen Leibarztes und des alten Kammerdieners Adventus, die beide eingeschlafen waren, und dann ein seltsames Klopfen. Der Löwe schlug in der Freude des Wiedererkennens den Estrich mit dem Schweife.

Dies Geräusch erweckte die Aufmerksamkeit des Kranken, und als er die geschlossenen Lider aufschlug und Melissa gewahrte, die in ängstlicher Spannung jeder seiner Bewegungen gefolgt war, rief er ihr leise und mit der Hand auf der Stirn entgegen: „Das Tier hat ein treues Gedächtnis und begrüßt Dich in meinem Namen. Du mußtest kommen; ich wußt' es!"

Da trat die Jungfrau ihm näher und entgegnete freundlich: „Da Du mich brauchst, bin ich dem Philostratus gerne gefolgt."

„Weil ich Dich brauche?" fragte der Kaiser.

„Ja," entgegnete sie, „weil Du der Pflege bedarfst."

„Dann müßte ich ja um Deinetwillen wünschen, recht oft zu leiden," erwiderte er schnell; doch fügte er klagend hinzu: „wenn auch nicht so gräßlich wie heute."

Man hörte ihm an, wie sauer das Reden ihm fiel, und das kurze Wort, das er gesucht und gefunden, um Melissa etwas Artiges zu sagen, hatte den erschütterten Nerven seines Kopfes so weh gethan, daß er röchelnd in die Kissen zurücksank.

Eine Zeit lang blieb nun wieder alles still, bis Cara-

calla die Hand von der Stirn entfernte und wie zur Entschuldigung fortfuhr: „Es stellt sich ja keiner vor, wie das ist. Und red' ich auch noch so leise, — bei jedem Worte erdröhnt mir das Haupt."

„Du sollst auch schweigen," unterbrach Melissa ihn eifrig. „Wenn Du etwas bedarfst, so winke nur. Ich versteh' Dich auch ohne Worte, und je stiller es hier ist, desto besser."

„Nein, nein, Du sollst sprechen," bat der Kranke. „Wenn die anderen reden, verzehnfacht sich das Pochen hier oben und regt mich auf; Deine Stimme aber höre ich gern."

„Das Pochen?" unterbrach ihn Melissa, in der dieses Wort alte Erinnerungen wach rief. „Ist es Dir vielleicht auch, als rege sich ein Hammer über Deinem linken Auge? Sticht es Dir nicht durch das Hirn, wenn Du Dich lebhaft bewegst, und fühlst Du Dich dabei nicht so übel wie auf der schwankenden See?"

„So kennst auch Du diese Marter?" frug Caracalla erstaunt; sie aber erwiderte leise, nur die Mutter habe manchmal an ähnlichen Kopfschmerzen gelitten und sie ihr beschrieben.

Da sank der Kaiser wieder in die Kissen zurück, bewegte die trockenen Lippen und warf einen Blick auf den Trank, den Galen ihm verordnet, und Melissa, die schon als halbes Kind eine geliebte Kranke lange gepflegt, erriet, was er wünsche, brachte ihm den Becher und gab ihm zu trinken.

Mit einem dankbaren Blick lohnte ihr der Kaiser. Doch die Arznei schien den Schmerz nur zu steigern. Röchelnd lag er regungslos da, bis er, eine neue Stellung

suchend, leise aufstöhnte: „Es ist, als würde hier oben Eisen gehämmert. Man sollte denken, auch ein anderer könnte es hören.“

Dabei faßte er die Hand der Jungfrau und zog sie sich auf die heiße Stirn.

Da fühlte Melissa den Puls in den Schläfen des Leidenden so hart und kurz unter ihren Fingern schlagen wie bei der Mutter, wenn sie ihr die kühle Hand auf die schmerzende Stirn gelegt hatte; und so ließ sie denn, nur beseelt von dem Wunsche, zu lindern und zu heilen, die Rechte über den Augen des Leidenden liegen. Sobald sie fühlte, daß die eine Hand ihr heiß ward, setzte sie die andere an ihre Stelle, und dem Kranken mußte das Erleichterung schaffen, denn das Röcheln hörte nach und nach auf, und endlich sagte er dankbar: „Wie mir das gut thut! — Du bist ... Ich wußte, Du würdest mir helfen. Es wird schon ganz stille hier oben. Noch einmal die Hand, liebes Mädchen!“

Melissa folgte ihm willig, und wie er immer freier atmete, bekannte sie, daß der Kopfschmerz der Mutter oft besser geworden sei, wenn sie ihr die Hand auf die Stirn gelegt habe.

Nun schlug der Kaiser den entschleierten Blick frei zu ihr auf und fragte, warum sie ihm dann nicht schon früher die Wohlthat dieses Mittels habe zu teil werden lassen.

Da zog Melissa die Hand langsam zurück, senkte den Blick und versetzte leise: „Du bist ja der Kaiser, bist ein Mann ... und ich ...“

Doch Caracalla fiel ihr eifrig und mit klarer Stimme ins Wort: „Nicht so, Melissa! Fühlst Du denn nicht

auch, daß etwas anderes uns zu einander hinzieht, als was sonst den Mann mit dem Weibe verbindet? Da liegt die Gemme. Schau sie noch einmal an. Nein, Kind, nein! Diese Aehnlichkeit, sie ist kein Zufall. Mögen die Kurzsichtigen es Aberglauben nennen oder einen eitlen Wahn, ich weiß es besser: In dieser Brust lebt wenigstens ein Teil der Seele des Alexander. Hundert Zeichen — ich erzähle Dir später davon — machen es mir zur Gewißheit. Und gestern morgen . . . Ich sehe jetzt alles wieder vor mir . . . Du standest oben, links von mir, an einem Fenster . . . Ich schaute hinauf . . . Unsere Blicke begegneten einander, und dabei fühlte ich im innersten Herzen eine wunderbare Bewegung . . . Wo ich dies schöne Antlitz schon einmal gesehen, fragte ich mich im stillen. Und die Antwort lautete: ‚Du bist ihr schon öfter begegnet, Du kennst sie!‘“

„Mein Angesicht erinnerte Dich an die Gemme,“ fiel Melissa ihm hier beunruhigt ins Wort.

„Nein, nein,“ fuhr der Kaiser ablehnend fort. „Es war etwas anderes. Warum hat mich keine meiner vielen Gemmen je an ein lebendes Wesen erinnert? Warum kehrte mir Dein Bild, ich weiß nicht wie oft, ins Gedächtnis zurück? Und Du? Erinnere Dich nur, was Du für mich thatest. Wie wunderbar sind wir zusammengeführt worden! Und das alles im Laufe eines einzigen, kurzen Tages. Auch Du bist . . . Bei allem, was Dir heilig ist, frage ich Dich . . . Hast Du meiner, nachdem Du mich im Opferhofe gesehen, so oft und lebhaft gedacht, daß es Dich selbst überraschte?“

„Du bist der Kaiser,“ versetzte Melissa mit wachsender Besorgnis.

„So dachtest Du meines Purpurs?“ fragte der Kaiser und sein Antlitz verdüsterte sich, „oder vielleicht nur meiner Macht, die den Deinen verhängnisvoll werden konnte? Ich will es wissen. Die Wahrheit, Mädchen, bei dem Haupte Deines Vaters!“

Da drängte sich Melissa aus der beklommenen Brust das Bekenntnis: „Ja, ich mußte mich Deiner recht oft erinnern .. Und ich sah Dich nie im Purpur, sondern wie Du dort auf der Treppe ... Und dort, — ach ich sagte Dir ja schon, wie weh mir Dein Schmerz that. Es war mir, als ob ... Ja, wie soll ich es nur richtig beschreiben? Als stündest Du mir weit näher als sonst der Beherrscher der Welt einem armen, bescheidenen Mädchen. Es war ... Ewige Götter ...“

Hier stockte sie; denn plötzlich erwachte in ihr die Besorgnis, dies Bekenntnis könne ihr verhängnisvoll werden. Das Wort von der Zeit, die sich jedem erfülle, klang ihr dabei vor dem innern Ohre, und es war ihr, als vernehme sie zum andernmale die Warnung der Frau Berenike.

Aber Caracalla ließ ihr nicht Ruhe, sich zu besinnen; denn er unterbrach sie froh bewegt mit dem Ausruf: „So ist es denn wahr! Ein großes Wunder thaten die Himmlischen an Dir wie an mir. Wir schulden ihnen beide Dank, und mit reichen Opfern will ich ihnen zeigen, wie erkenntlich ich sein kann. Unsere Seelen, die das Schicksal schon einmal vereinte, haben sich wiedergefunden. Der Teil des Weltgeistes, der erst die Roxane beseelte und nun Dich, Melissa, er gebietet auch über den Schmerz, der mir das Leben vergällt ... Du hast es bewiesen! — Und nun ... Es fängt wieder an, stärker

zu hämmern — nun, Du liebe Wiedergefundene, hilf mir noch einmal!"

Angstvoll hatte Melissa wahrgenommen, wie sich das Antlitz des Kaisers bei den letzten lebhaften Sätzen wieder gerötet, und dabei zog der Schmerz ihm von neuem die Stirn über den Augen zusammen. So folgte sie denn seinem Geheiß, doch diesmal nur in scheuem Gehorsam.

Als sie wahrnahm, daß er ruhiger wurde und die Berührung ihrer Hand ihm abermals wohlthat, gewann sie die verlorene Besonnenheit zurück. Dabei erinnerte sie sich, wie oft das stille Auflegen der Hand der Mutter zum Schlafe verholfen.

In leisem Flüsterton erklärte sie darum dem Kaiser, sobald er wieder zu reden begann, ihr Wunsch, ihm Linderung zu verschaffen, werde unerfüllt bleiben, wenn er nicht Augen und Lippen geschlossen halte.

Und Caracalla gehorchte, während ihre Hand die Stirn des gefürchteten Mannes so leicht berührte wie früher, wenn sie der Mutter zum Schlafe verhalf.

Als der Leidende nach einiger Zeit mit geschlossenen Augen vor sich hinmurmelte: „Vielleicht könnte ich schlafen," war es ihr, als sei ihr ein Glück widerfahren.

Wie aufmerksam lauschte sie von nun an auf jeden seiner Atemzüge, wie gespannt schaute sie ihm ins Antlitz, bis sie sich nicht mehr täuschen konnte, und der Schlaf den Cäsar völlig bewältigte.

Da schlich sie auf den Zehen dem Philostratus zu, der schweigend und überrascht beobachtet hatte, was zwischen dem Herrscher und dem Mädchen vorgegangen war. Er, der stets geneigt war, an jene Heilungswunder zu glauben, deren sein Held Apollonius so viele verrichtet,

meinte einem solchen beigewohnt zu haben und blickte mit an Scheu grenzender Bewunderung auf die Jungfrau, die ihm ein begnadigtes Werkzeug der Gottheit zu sein schien.

„Laß mich jetzt gehen," flüsterte Melissa dem Freunde zu. „Er schläft und wird so bald nicht erwachen."

„Du hast zu befehlen," entgegnete der Philosoph achtungsvoll; doch im nämlichen Augenblick wurde es im Nebenzimmer laut, und Melissa erkannte die helle Stimme ihres Bruders Alexander, der ungestüm auf seinem Rechte bestand, jederzeit zu dem Kaiser gelassen zu werden.

„Er weckt ihn," murmelte der Philosoph besorgt; Melissa aber warf kurz entschlossen den Schleier um das Haupt und trat in das Nebengemach.

Philostratus hörte von dort aus zuerst heftige Worte aus dem Munde des Theokrit und anderer Höflinge und die nicht minder leidenschaftliche Entgegnung des Künstlers. Dann vernahm er Melissas Stimme, und nachdem es jenseits der Thür plötzlich still geworden war, überschritt die Jungfrau wiederum die Schwelle.

Ein Blick auf den Kaiser lehrte sie, daß er immer noch schlafe, und nun winkte sie tiefatmend dem Freunde und bat ihn flüsternd, sie an den gaffenden Männern vorbeizuführen.

Alexander folgte den beiden.

In seinem sonst so frohen Antlitz kämpften Zorn und Erstaunen. Er war mit einer Nachricht gekommen, die den Kaiser leicht bestimmen konnte, die Freilassung des Vaters und Bruders zu verordnen, und im Vorzimmer war ihm das Herz stille gestanden vor Schreck und Empörung, als der Günstling Theokrit ihm in einer Weise,

die ihm das Blut in die Wangen trieb, mitteilte, seine Schwester bemühe sich schon geraume Zeit — und Mitternacht war nahe — den leidenden Kaiser zu trösten.

Außer sich hatte er zu dem Cäsar vordringen wollen; doch Melissa war ihm in den Weg getreten und hatte den vornehmen Römern in so bestimmter und überlegener Weise geboten, die Stimmen zu dämpfen, daß sie verstummt waren und mit ihnen der Bruder.

Was hatten die letzten Tage aus seiner bescheidenen Schwester gemacht? Melissa, die ihm Befehle erteilte, denen er willenlos gehorchte! Es war nicht zu fassen! Aber etwas Beruhigendes hatte doch in ihrer Weise gelegen. Was sie gethan, mußte sie selbst für recht halten und ihrer würdig, sonst hätte sie das anmutige Haupt nicht so hoch getragen, ihm nicht so frei und selbstbewußt ins Antlitz geschaut.

Aber wie hatte sie sich herausnehmen dürfen, ihn zu verhindern, für den Vater und Philipp das Seine zu thun?

Während er schweigend durch die kaiserlichen Gemächer neben ihr herging, ward ihm der widerstandslose Gehorsam, den er geleistet, immer schwerer begreiflich, und als sie endlich in den leeren Vorraum traten, der das Quartier des Cäsar von dem des Oberpriesters schied, und Philostratus sich auf seinen Posten zur Seite des Herrschers zurückbegab, hielt er nicht länger an sich und rief ihr aufbrausend zu: „Bis hierher folgte ich Dir wie ein Knabe, ich weiß selbst nicht, warum. Aber es ist noch immer nicht zu spät zum Umkehren, und ich frage Dich nun, was Dir das Recht gab, mich zu hindern, das meine für die Unseren zu thun?“

„Dein lautes Reden, das den Cäsar zu wecken drohte", versetzte sie ernst. „Sein Schlaf allein rettete mich vor dem Zwange, diese Nacht bei ihm zu durchwachen."

Da bedauerte Alexander sein thörichtes Ungestüm, und nachdem Melissa kurz mitgeteilt, was sie in den letzten Stunden erlebt, berichtete er schnell, welche Gründe ihn so spät zu dem Kaiser führten.

Der Sachwalter Johannes, der christliche Freigelassene der Frau Berenike, begann er, habe den Vater im Gefängnis besucht und mit angehört, wie der Befehl erteilt worden sei, den Heron und Philipp als Staatsgefangene auf ein Schiff zu bringen, um die Ruder zu ziehen. Das sei nach Mittag geschehen, und der Christ habe dann weiter erfahren, daß die Gefangenen erst zwei Stunden vor Sonnenuntergang in den Hafen geführt worden seien. Das sei die Wahrheit, und doch habe der schändliche Zminis den Kaiser um Mittag versichert, der Vater und Philipp seien längst auf dem Wege nach Sardinien. Der nichtswürdige Aegypter habe also den Kaiser belogen, und das werde dem Schurken ja wohl endlich den Hals brechen müssen. Aber damit hätte es Zeit gehabt bis morgen. Was ihn zu so später Stunde hieher führe, sei nur der Wunsch, die Galeere am Aufbruch zu hindern; denn Johannes habe von christlichen Hafenwächtern gehört, daß sie die Anker noch immer nicht gelichtet. Das Schiff könne also erst morgen bei Sonnenaufgang in See gehen. Erst dann werde die Kette, die den Hafen versperre, geöffnet. Komme der Befehl, die Galeere aufzuhalten, lange nach Tagesanbruch, so sei sie gewiß schon unterwegs, und der Vater und Philipp könnten beim Ziehen der schweren Ruder zu Grunde ge-

gangen sein, bevor eine ihnen nachsetzende schnellere Trireme des Staates sie befreie.

Mit wechselnden Empfindungen war Melissa diesem Berichte gefolgt. Um der eigenen Sicherheit willen hatte sie vielleicht den Vater und Bruder ins Unglück gestürzt; denn der Staatsgefangenen auf der Ruderbank wartete ein entsetzliches Schicksal. Und was lag an ihr, dem unwissenden Kinde, das so wenig leisten und nützen konnte?

Andreas hatte ihr gesagt, es sei die Pflicht des Christen und jedes guten Menschen, wo es das Heil des Nächsten gelte, das eigene in die Schanze zu schlagen, und um des Glückes und Lebens der Allergeliebtesten willen — denn sie allein waren für sie „die Nächsten“ — sich selbst zu vergessen, des fühlte sie sich fähig.

Vielleicht war noch gut zu machen, was sie verschuldet, als sie den Kaiser eingeschläfert hatte, bevor sie auch nur mit einem Worte der Ihren gedacht. Statt ihn zu wecken, hatte sie die neue Macht über den Bruder mißbraucht und, indem sie ihn zu reden gehindert, vielleicht die Rettung der Ihren vereitelt.

Aber müßiges Klagen war hier noch weniger als sonst am Platze, und so zog sie entschlossen den Schleier fester ums Haupt und rief dem Bruder zu: „Warte hier, bis ich zurück bin!“

„Was hast Du vor?“ fragte Alexander erschreckt.

„Ich kehre zu dem Kranken zurück,“ versetzte sie bestimmt.

Da faßte der Bruder entsetzt ihren Arm und verbot ihr diesen Gang im Namen des Vaters.

Doch bei seinem heftigen Rufe: „Ich dulde es nicht,“

versuchte sie sich von ihm loszuwinden und rief ihm ins Antlitz: „Und Du? Bist Du, an dessen Leben tausendmal mehr liegt als an meinem, nicht freiwillig in Gefangenschaft und Tod gegangen, um den Vater zu retten?“

„Ich war es, um dessentwillen er der Freiheit beraubt ward,“ unterbrach sie Alexander; sie aber versetzte schnell: „Und hätte ich vorhin nicht nur an mich gedacht, so wäre der Befehl, der die Unsern befreit, jetzt schon im Hafen. Ich gehe.“

Da ließ Alexander die Hand von ihrem Arme und rief, wie von einem inneren Drange genötigt: „So geh denn!“

„Und Du,“ fuhr Melissa hastig fort. „Du suchst Frau Euryale auf. Sie erwartet mich noch. Erzähle ihr alles und bitte sie in meinem Namen, zur Ruhe zu gehen. Sage ihr auch, ich dächte des Wortes von der Zeit, die sich erfülle . . . Merke den Satz. Wenn ich mich in die Gefahr zurückbegebe, sage ihr, so geschehe es, weil eine Stimme hier drinnen mir sage, daß es so recht sei. Und es ist auch recht so, glaub es mir, Alexander!“

Da zog der Künstler die Schwester in die Arme und küßte sie; doch die Wünsche, die er ihr mit auf den Weg gab, verstand sie nur halb; denn die Stimme stockte ihm fortwährend vor innerer Bewegung.

Sie bis vor das Gemach des Kaisers zu begleiten, hatte er für selbstverständlich gehalten; sie aber duldete es nicht. Sein Erscheinen würde nur zu neuen Zwistigkeiten führen.

Er fügte sich auch diesmal, doch ihre Rückkehr hier abzuwarten, ließ er sich nicht nehmen.

Nachdem Melissa im Quartier des Kaisers verschwunden war, erfüllte er ungesäumt den Wunsch der Schwester und teilte Frau Euryale das Geschehene mit.

Neu ermutigt von der Matrone, die das Wagnis Melissas anfänglich nicht weniger tief erschreckt hatte als ihn, kehrte er endlich in den Vorsaal zurück, wo er, bald in tiefer Erregung auf und nieder schreitend, bald auf einer Marmorbank rastend, der Schwester harrte. Dabei übermannte ihn öfter der Schlaf. Was sein sonniges Gemüt beschattete, wich dann von ihm, und einmal zeigte ihm ein freundlicher Traum statt der beängstigenden Bilder, die ihn vor dem Entschlummern gequält, die schöne Christin Agathe.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Wartezimmer waren leer geworden, als Melissa sie zum andernmale durchschritt. Die meisten Freunde des Kaisers hatten sich auf die Nachricht, daß der Cäsar schlafe, zur Ruhe oder in die Stadt begeben, und die wenigen Zurückgebliebenen verhielten sich still bei ihrem Erscheinen; denn Philostratus hatte ihnen mitgeteilt, daß der Kaiser sie hochhalte als die einzige, der es gegeben sei, sein Leiden durch die ihr eigene, wunderbare Heilkraft zu lindern.

In dem zum Krankenzimmer umgewandelten Tablinum war jetzt nichts vernehmbar als die Atemzüge und das leise Schnarchen schlafender Männer. Auch Philostratus schlummerte auf einem Lehnstuhl im Hintergrunde des Zimmers.

Als der Philosoph zurückgekehrt war, hatte Caracalla ihn bemerkt und im Halbschlaf, vielleicht im Traum, ihm befohlen, bei ihm zu bleiben, und so sah der Gelehrte sich gezwungen, die Nacht hier zu verbringen.

Der Freigelassene Epagathos lag auf einem Polster aus dem Speisesaale, der wohlbeleibte Arzt schlief fest,

und wenn sein Schnarchen lauter erscholl, stieß ihn der alte Adventus an und rief ihm leise ein warnendes Wort zu. Er, der frühere Postbote, war der einzige, der Melissas Eintritt wahrnahm; aber er blinzelte nur mit den blöden Augen zu ihr hin, und nachdem er stumm überlegt, was die Jungfrau wohl zurückführen möge, wandte er sich ab, um selbst zu ruhen; denn er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß dies junge, rüstige Geschöpf schon wachen und zur Hand sein werde, wenn der Gebieter etwas bedürfe.

Sein Nachdenken über Melissas Wiederkehr hatte ihn auf viele Vermutungen geführt und war doch erfolglos geblieben. „Man müßte die Weiber nicht kennen,“ schloß er seine Erwägungen, „wenn man nicht wüßte, daß bei ihnen das Unwahrscheinlichste oft das Zutreffende ist. Zu den Flötenspielerinnen und ihresgleichen gehört diese gewiß nicht. Wer weiß, welche für unsereinen unbegreifliche Schrulle oder Narretei sie hieher führt? Jedenfalls wird es ihr leichter sein als mir, die Augen offen zu halten.“

Dabei winkte er ihr und bat sie leise, ihm den Mantel aus dem leeren Nebenzimmer zu holen; denn der alte Leib brauche Wärme, und Melissa erfüllte gern diesen Wunsch und hüllte dem Greis die Caracalla mit gefälliger Sorgfalt um die frierenden Füße.

Dann zog sie sich wieder an das Krankenlager zurück, um auf das Erwachen des Kaisers zu warten. Er schlief fest; die Gleichmäßigkeit seiner Atemzüge verriet es. Auch die anderen schlummerten, und bald bewies das leise Schnarchen des Adventus, das sich in das lautere des Arztes mischte, auch er habe aufgehört zu wachen. Der

schlummernde Philostratus murmelte bisweilen unverständliche Worte vor sich hin, und der Löwe, der vielleicht von der Freiheit in seiner sandigen Heimat träumte, winselte öfter leis auf aus dem Schlafe.

Sie allein wachte.

Es war ihr, als weile sie in der Wohnung des Schlafes und als wiegten sich auf den seltsamen Geräuschen ringsum Gesichter und Träume.

Sie fürchtete sich, und der Gedanke, unter so vielen Männern das einzige Weib zu sein, steigerte ihr banges Mißbehagen.

Es duldete sie nicht auf dem Stuhle.

Unhörbar, wie ein Schatten näherte sie sich dem Haupte des schlafenden Kaisers, um mit angehaltenem Atem zu lauschen. Wie fest er schlief! Aber sie war ja gekommen, um mit ihm zu reden. Wenn sein Schlummer bis zum Aufgang der Sonne dauerte, kam die Begnadigung der Ihren zu spät, und an eine harte Bank gefesselt, mußten der Vater und Philipp neben Räubern und Mördern die schweren Ruder als Galeerensklaven ziehen. Wie furchtbar würde sich dann des Vaters Wunsch erfüllen, seine Kraft zu gebrauchen. Und war Philipp, der engbrüstige Philosoph, einer Anstrengung gewachsen, die schon manchem Stärkern verhängnisvoll geworden?

Sie mußte den Gefürchteten wecken, der doch der einzige war, der hier Hilfe bringen konnte.

Jetzt erhob sie die Hand, um sie ihm auf die Schulter zu legen; doch sie zog sie auf halbem Wege zurück. Es war ihr, als sei es nicht viel weniger ruchlos, einem Leidenden den Schlaf, seine beste Arznei, als einem Gesunden das Leben zu rauben. Es konnte auch noch

nicht allzu spät sein, und erst beim Aufgang der Oktobersonne wurde die Hafenkette geöffnet. Mochte er noch weiter des Schlummers genießen.

Mit diesem Entschluß ließ sie sich abermals nieder und lauschte auf die Geräusche, welche die Stille der Nacht unterbrachen.

Wie häßlich sie waren, wie widrig sie klangen! Der Gemeinste der Schlafenden, der alte Adventus, zersägte jetzt förmlich die Luft mit seinem Schnarchen. Des Kaisers Atemzüge waren kaum vernehmbar, und die Seitenansicht seines Antlitzes, die sich ihr bot, während er die eine Hälfte desselben in das Kissen schmiegte, wie edel war sie geschnitten! Hatte sie denn wirklich Ursache, sein Erwachen zu fürchten? Ob er nicht doch anders war, als Frau Berenike ihn sah? Die Teilnahme, die sie bei ihrer ersten Begegnung für ihn empfunden hatte, erwachte wieder, trotz aller Trübungen, die sie erfahren, und sie hörte auf, sich zu fürchten. Dabei kam ihr ein Gedanke, der ihr Vorhaben, den Schlaf des Kranken zu stören, entschuldigte. Es hieß ihn vor einer neuen Unthat bewahren, wenn man ihn hinderte, Unschuldige ins Elend zu stürzen. Erst wollte sie sich aber überzeugen, ob die Zeit schon dazu dränge.

Durch das offene Fenster schaute sie nun nach den Sternen und auf den weiten Platz ihr zu Füßen. Die dritte Stunde nach Mitternacht war vorüber, und bis zum Aufgang der Sonne dauerte es noch lange.

Da unten war alles still. Macrinus, der Präfekt der Prätorianer, hatte auf die Nachricht hin, daß der Kaiser in einen wohlthätigen Schlaf verfallen sei, der nicht gestört werden solle, verboten, laute Signale zu

geben, der Platz war für die Bürger der Stadt abgesperrt worden, und so klang nichts zu der Lauschenden in die Höhe als der gleichmäßige Taktschritt der Schildwachen und der Schrei der Eulen, die in die Nester unter dem Dache des Serapeums zurückkehrten. Der Seewind trieb die Wolken am Himmel vor sich her, und die mit Zelten bedeckte Fläche, die er traf, glich einem Meere mit hohen, leise zitternden, weißen Wellen. Das Lager war am Nachmittag kleiner geworden; denn während des Mahles hatte Caracalla die Drohung von heute morgen zur That gemacht, indem er befahl, einen Teil der Elitetruppen in den Häusern der reichsten Alexandriner einzuquartieren.

Weit vorgebeugt schaute Melissa gen Norden. Der Seewind wehte ihr das Haar ins Antlitz. Auf dem Meere, woher er kam, warfen die erregten Wogen vielleicht schon in wenigen Stunden das Schiff auf und nieder, auf dessen Ruderbänken dann ihr Vater und Bruder in unwürdigem Sklavendienste die Arme rührten. Das durfte, das sollte nicht sein!

Doch — was war das?

Ein leises Flüstern drang zu ihr herauf. Trotz des strengen Verbotes hatte sich ein liebendes Paar drunten zusammengefunden. Das Weib des Centurio Martialis, das so lange von dem Gatten getrennt gewesen, war auf seine Bitte heimlich aus Kanopus, wo es die Villa des Seleukus im Stand hielt, zu ihm gekommen; denn der Dienst verbot ihm, sich selbst so weit zu entfernen. Jetzt standen sie zusammen im Schatten des Tempels und kosten und flüsterten. Melissa verstand nicht, was sie sagten, doch sie riefen ihr die seligen Nachtstunden ins

Gedächtnis zurück, in denen Diodor ihr seine Liebe gestanden. Dann war es ihr auch, als stehe sie wieder an seinem Lager, und der Blick seiner treuen Augen begegne dem ihren. Nicht für alle Güter der Welt hätte sie ihn, dessen Erwachen ihr neues Liebesglück verhieß, gestern im Hause der Christen im Schlafe gestört, und nun stand sie doch im Begriff, einem andern das Göttergeschenk des Schlummers, seine beste Arznei, zu rauben. Aber Diodor galt ihr alles, und was der Kaiser? Bei dem Geliebten hatte es sich um Tod und Leben gehandelt, während eine Störung des Caracalla seine Genesung höchstens um eine Stunde hinausschieben konnte. Sie hatte dem kaiserlichen Schläfer auch erst die Ruhe gegeben, die sie gewiß auch wieder zurückrufen konnte, wenn sie ihn jetzt weckte. Vorhin hatte sie sich gelobt, nach dem eigenen Wohl und Weh nicht mehr zu fragen, und das machte sie dem Kaiser gegenüber anfangs bedenklich; aber wäre es nicht erst recht selbstsüchtig gewesen, die Stunde zu versäumen, die dem Vater und Bruder Befreiung bringen konnte, um die eigene Seele vor dem Vorwurf eines leicht verzeihlichen Unrechtes zu bewahren?

Mit der Frage: „Was liegt denn an dir?“ wich jeder Zweifel von ihr, und nicht mehr auf den Zehen, sondern festen, entschlossenen Schrittes trat sie auf das Lager des Schlummernden zu, und der Frevel, den zu begehen sie sich gescheut, verwandelte sich in eine Wohlthat; denn sie fand den Kaiser mit perlender Stirne stöhnend und von einem schweren Alpdruck beängstigt. Mit der dumpfen, klanglosen Stimme redender Schläfer rief er, als habe er ihr Nahen vernommen: „Fort, Mutter,

sag' ich! Er oder ich! Aus dem Weg! Du willst nicht? Aber ich, ich . . . Wenn Du . . ."

Dabei schwang er die Hand hoch auf und stieß einen dumpfen, schmerzlichen Schrei aus.

„Jetzt träumt er von dem Morde seines Bruders," flog es Melissa durch den Sinn, und im nämlichen Augenblicke lag ihre Hand auf seinem Arme, und mit dringender Bitte rief sie ihm ins Ohr: „Wach auf, Cäsar, ich beschwöre Dich, hoher Cäsar, erwache!"

Da öffnete er die Augen, und seiner geängstigten Brust entrang sich ein leises, langgedehntes „Ah!"

Tief aufatmend schaute er sich dann mit wirren Blicken um, und als sein Auge dabei das der Jungfrau traf, glätteten sich seine Züge, und bald glänzten sie so freudig, als sei ihm ein Glück widerfahren.

„Du?" fragte er mit frohem Erstaunen. „Du, Mädchen, immer noch hier? Es muß wohl bald dämmern? Ich schlief gut, bis vor kurzem . . . Dann aber, zuletzt . . . O, es war furchtbar . . . Adventus!"

Dieser Ruf ward indessen von Melissa unterbrochen, indem sie den Kaiser mit dem Finger auf dem Munde zum Schweigen mahnte, und er verstand sie und folgte ihr willig, zumal sie erraten hatte, was er von dem alten Kämmerer begehre. Dienstwillig reichte sie ihm das Tuch, das auf dem Tische lag, um sich die triefende Stirn zu trocknen. Dann brachte sie ihm auch zu trinken, und nachdem Caracalla sich erfrischt aufgerichtet hatte und dabei empfand, daß der Schmerz, der nach einem schweren Anfall bisweilen tagelang dauerte, ihn jetzt schon verlassen, sagte er eingedenk ihres Winkes ganz leise: „Wie viel besser fühl' ich mich schon! Und

das danke ich Dir, der Roxane, Du weißt ja. Als Alexander fühl' ich mich gern; aber sonst ... Etwas Gutes hat es freilich doch, die Welt zu beherrschen. Wo es uns zu strafen oder zu lohnen verlangt, steckt niemand uns Grenzen. Du, Kind, sollst erfahren, daß es der Kaiser ist, den Du zum Danke verpflichtet. Fordere, was Du willst, und ich will es Dir schaffen."

Da flüsterte sie ihm eifrig zu: „Gib meinen Vater frei und den Bruder."

„Immer dasselbe," entgegnete Caracalla verdrossen. „Weißt Du Dir nichts Besseres zu wünschen?"

„Nein, Herr, nein!" rief Melissa mit dringlicher Wärme. „Willst Du mir wirklich schenken, was mir das Liebste ..."

„Ich will, ja, ich will," unterbrach sie der Kaiser in besänftigendem Tone; doch plötzlich zuckte er die Achseln und fuhr bedauerlich fort: „Aber Du wirst Geduld haben müssen; denn die Deinen schwimmen auf Befehl des Aegypters schon längst auf dem Meere."

„Nein, Herr," versicherte das Mädchen. „Sie sind noch hier. Der Zminis hat Dich schmählich betrogen." Und nun wiederholte sie ihm die Mitteilung des Bruders.

Caracalla hatte, einem weichen Triebe gehorsam, sich Melissa dankbar zu erweisen gewünscht. Doch ihre Bitte mißfiel ihm; denn der Steinschneider und sein Sohn, der Philosoph, waren Pfänder, die das Mädchen und den Maler bei ihm festhalten sollten. Aber so stark sein Mißtrauen auch war, die verletzte Herrscherwürde und die peinliche Empfindung, betrogen zu sein, ließen ihn alles andere vergessen, und so fuhr er zornig auf und rief laut die Namen des Epagathos und Adventus.

Seine vor Wut zitternde Stimme weckte auch die anderen aus dem Schlafe, und nachdem er ihnen kurz und hart ihre Trägheit verwiesen, trug er dem Epagathos auf, dem Präfekten Macrinus sogleich den Befehl zu erteilen, das Schiff, worauf sich Heron und Philipp befänden, nicht aus dem Hafen zu lassen, die Gefangenen in Freiheit zu setzen und den ägyptischen Sicherheitswächter Zminis mit schweren Ketten ins Gefängnis zu werfen.

Als der Freigelassene demütig bemerkte, der Präfekt werde kaum zu finden sein, da er auch in dieser Nacht den Geisterbeschwörungen des Magiers Serapion beiwohne, befahl der Cäsar zornig, den Macrinus von dem Wunderthäter fortzuberufen und ihn ungesäumt in den Hafen zu senden.

„Und find' ich ihn nicht?" fragte Epagathos.

„Dann wird es von neuem auf der Hand liegen," entgegnete der Kaiser, „wie schlecht ich bedient bin. Im äußersten Fall trittst Du für den Präfekten ein und sorgst für die Ausführung meiner Befehle."

Der Freigelassene entfernte sich schnell, und erschöpft sank Caracalla in die Kissen zurück.

Melissa ließ ihn einige Zeit rasten; dann aber trat sie ihm näher, dankte ihm innig und bat ihn, sich ruhig zu halten, damit der Schmerz nicht zurückkehre und ihm den nahenden Tag verderbe.

Da fragte er nach der Zeit, und als Philostratus, der ans Fenster getreten war, erklärte, die fünfte Stunde nach Mitternacht sei vorüber, befahl Caracalla, ihm ein Bad zu bereiten.

Der Arzt billigte diesen Wunsch, und nun reichte der Cäsar dem Mädchen die Hand und sagte matt und

mit leiser Stimme: „Der Schmerz bleibt immer noch aus. Könnte ich die Ungeduld mäßigen, es wäre mir besser. Das Bad in der Frühe thut mir oft wohl nach so schlimmen Nächten. Geh nur. Der Schlaf, den Du anderen zu schenken verstehst, läßt auch bei Dir wohl kaum auf sich warten. Nur bitt' ich, Dich in der Nähe zu halten. Wir fühlen uns, denk' ich, beide gestärkt, wenn ich Dich rufe."

Da sagte Melissa ihm dankbar Lebewohl; als sie sich aber der Schwelle näherte, rief er sie noch einmal zurück und fragte sie mit veränderter Stimme kurz und streng: „Du wirst dem Vater beistimmen, wenn er mich schmäht?"

„Welch ein Gedanke!" versetzte sie lebhaft. „Er weiß ja, wer ihm die Freiheit raubte, und von mir soll er erfahren, wer sie ihm zurückgab."

„Gut," murmelte der Kaiser. „Doch merke noch dies: Ich bedarf Deines Beistandes und brauche auch Deinen Bruder, den Maler. — Wenn Dein Vater es versucht, euch mir zu entfremden . . ."

Hier ließ er plötzlich den drohend erhobenen Arm sinken und fuhr milder und in vertraulichem Flüsterton fort: „Aber wie möcht' ich Dir anders als gütig begegnen. Nicht wahr, Du fühlst auch jetzt noch das geheimnisvolle Band, — Du weißt doch? Irr' ich, wenn ich denke, es thue Dir leid, Dich von mir zu trennen?"

„Gewiß nicht," erwiderte sie leise und senkte das Haupt.

„So geh denn," fuhr er freundlich fort. „Es kommt noch der Tag, an dem Du fühlen wirst, daß ich Deiner Seele nötig bin, wie Du der meinen. Aber Du weißt wohl kaum, wie ungeduldig ich sein kann. Ich muß gern an Dich denken können, gern, immer, immer."

Damit winkte er ihr zu, und die Augenlider blieben ihm noch lang in zitternder Bewegung.

Philostratus schickte sich an, die Jungfrau zu begleiten, Caracalla aber hielt ihn zurück mit dem Rufe: „Führe Du mich ins Bad. Bekommt es mir, wie ich hoffe, hab' ich mancherlei mit Dir zu reden."

Melissa vernahm die letzten Worte nicht mehr. Froh und schnell eilte sie durch die spärlich erleuchteten menschenleeren Räume und fand den Alexander in sitzender Stellung, halb schlafend, halb wachend, mit geschlossenen Augen. Da nahte sie sich ihm auf den Zehen, und weil ihm eben der nickende Kopf auf die Brust fiel, lachte sie und erweckte ihn mit einem Kusse.

Die Lampen waren noch nicht niedergebrannt, und als er ihr überrascht ins Antlitz schaute, erhellte sich auch das seine, und schnell aufspringend, rief er: „Alles gut, wir haben Dich wieder, und es gelang Dir. Der Vater, ich seh' es Dir an, und auch der Philipp ist frei!"

„Ja, ja, ja," gab sie froh zurück. „Und nun kommst Du mit, und wir holen sie selbst aus dem Hafen."

Da hob Alexander Augen und Arme wie verzückt in die Höhe, und Melissa that es ihm nach, und so dankten sie stumm, doch in brünstiger Herzenserhebung gemeinsam dem freundlichen Walten der Götter.

Dann brachen sie zusammen auf, und Alexander sagte: „Es ist mir, als flösse mir lauter Dank durch die Adern. Vorhin lernt' ich übrigens zum erstenmal kennen, was Angst ist. Hier hat dieser böse Gast wohl seine Heimat. Laß uns jetzt fort. Unterwegs erzählst Du mir alles."

„Nur einen Augenblick Geduld," bat sie munter und eilte in die Wohnung des Oberpriesters. Dort wurde

sie noch immer von Frau Euryale erwartet, und die Matrone küßte sie und schaute ihr innig erfreut in die feucht schimmernden hellen Augen.

Anfänglich wollte sie Melissa bestimmen, sich jetzt Ruhe zu gönnen; denn sie werde ihrer Kraft noch bedürfen. Bald aber fand sie ihren Wunsch, dem Vater entgegenzugehen, berechtigt, legte ihr den eigenen Mantel um die Schultern — denn die Luft war kühl vor Sonnenaufgang — und begleitete sie zuletzt in den Vorsaal.

Sobald das Mädchen sich entfernt hatte, wandte sie sich an den Sklaven ihrer Schwägerin Berenike, der dort während der ganzen Nacht gewartet, und befahl ihm, seiner Herrin mitzuteilen, was sie von Melissa erfahren.

Vor dem Serapeum trat den Geschwistern der Sklave Argutis entgegen. Er hatte im Hause des Seleukus erfahren, wo die Jungfrau weile, und mit der Dienerschaft des Oberpriesters Freundschaft geschlossen.

Als er am späten Abend hörte, Melissa sei immer noch bei dem Kaiser, hatte ihn solche Unruhe ergriffen, daß er während der ganzen Nacht bald auf den Stufen einer Treppe, bald hin und her schreitend vor dem Serapeum gewartet. Herzensfroh begleitete er nun die Geschwister bis zum Aspendiaviertel, und wenn er sich dort von ihnen trennte, so geschah es nur, um der armen alten Dido mitzuteilen, was er Gutes erfahren, und Vorbereitungen für den Empfang der Heimkehrenden zu treffen.

Von nun an eilte Melissa allein Arm in Arm mit dem Bruder durch die stillen Straßen.

Die Jugend, der die ganze Gegenwart gehört, verlangt von der Zukunft nur den lichten Teil zu kennen,

und auch Melissa dachte in der Freude, den geliebten Ihren die Freiheit zurückgeben zu dürfen, nur selten daran, daß, wenn dieser Gang vorbei sei und der Kaiser sie wieder rufe, neue Gefahren zu überwinden sein würden.

Froh des schönen Erfolges erzählte sie dem Bruder zuerst, was sie bei dem kranken Cäsar erlebt. Dann erging sie sich in Erinnerungen an den Besuch bei dem Geliebten, und als Alexander ihr das Herz eröffnete und mit feurigem Eifer versicherte, nicht zu ruhen, bis er die schöne Christin Agathe sich gewonnen, ließ sie ihm willig das Wort und verhieß ihm ihren Beistand. Endlich berieten sie, wie die Gunst des Kaisers, der — Melissa versicherte es — schmählich verkannt werde, für den Vater und Philipp zu gewinnen sei, und zuletzt vergegenwärtigten sich beide die Ueberraschung des Alten, wenn er ihnen als den ersten nach seiner Befreiung begegnen werde.

Der Weg war weit, und als sie beim Cäsareum im Bruchium, dem vornehmen Palästeviertel der Stadt, an das Meer gelangten, zeigte sich hinter der Halbinsel Lochias der erste Dämmerschein des nahenden Morgens. Das Meer war erregt und schlug mit trägen, öligen Wellen an das einem Finger gleich in das Meer reichende Choma und das Gemäuer des Timoniumturmes an seiner Spitze, in dem Antonius nach der Schlacht von Actium sich und seine Schmach verborgen hatte.

Bei dem säulenreichen Poseidontempel, der sich hart am Ufer zwischen dem Choma und dem Theater des Dionysos erhob, blieb Alexander stehen, wies auf das im Dunkel ruhende Hufeisen des dem flachen Ufer gegenüberliegenden Eilandes und fragte: „Weißt Du noch, wie

wir mit der Mutter nach Antirhodus hinüberfuhren und wie sie uns am kleinen Hafen Muscheln suchen ließ? Wäre sie heut noch am Leben, was bliebe uns dann noch zu wünschen übrig?"

„Daß der Kaiser fort wäre!" drang es aus tiefstem Herzensgrunde dem Mädchen über die Lippen. „Wenn Diodor dann wieder gesund ist, wenn der Vater die Hände regt wie sonst, und ich neben ihm sticke, bis Diodor kommt, um mich zu holen, ja dann ... O, käme doch etwas im Reiche vor, das den Cäsar fortriefe, weit fort zu den fernsten Hyperboräern!"

„Das wird bald zu den geschehenen Dingen gehören," versicherte Alexander. „Philostratus sagte, die Römer blieben höchstens noch eine Woche."

„So lang?" frug Melissa erschreckt; doch Alexander beruhigte sie schnell mit der Versicherung, sieben Tage flögen schnell dahin, und schaue man auf sie zurück, so schrumpften sie gar auf ebenso viele Stunden zusammen. „Nur nicht," fuhr er lebendig fort, „nach der Zukunft fragen! Freuen wir uns, daß alles so gut geht!"

Hier stockte er plötzlich und schaute gespannt auf das von den schwindenden Schatten der Nacht nicht mehr völlig verdunkelte Meer. Melissa folgte seiner weisenden Hand, und als er in großer Erregung ausrief: „Das ist kein Boot, das ist ein Schiff, und ein großes," fügte Melissa besorgt hinzu: „Es nähert sich schon der Diabathra. Gleich ist es beim Alveus Steganus und fährt am Pharus vorbei."

„Aber dort steht der Morgenstern am Himmel, und das Feuer auf dem Turme brennt noch," fiel ihr der Bruder ins Wort. „Erst wenn man es verlöscht, wird

die äußere Kette geöffnet. Und doch steuert das Schiff in nordwestlicher Richtung. Es kommt gewiß aus dem königlichen Hafen." Damit zog er die Schwester schneller mit sich fort, und als sie nach wenigen Minuten das Hafenthor erreicht hatten, rief er erleichtert: „Sieh dort hin! Die Kette spannt sich noch vor den Eingang; ich sehe es deutlich."

„Ich auch," versicherte Melissa bestimmt, und während ihr Bruder an das Thor des fest abgeschlossenen kleinen Hafens pochte, vor dem ein schön bespannter Wagen hielt, fuhr sie eifrig fort: „Es darf auch kein Schiff vor Sonnenaufgang hinaus wegen der Klippen — Epagathos sagte es vorhin, — und das dort beim Pharus . . ."

Doch sie behielt nicht Zeit, ihrer Vermutung Worte zu leihen; denn das breite Hafenthor ward geräuschvoll aufgethan, und es entströmte ihm eine Schar von römischen Soldaten, der mehrere alexandrinische Sicherheitswächter folgten. Diese schritten einem mit Ketten belasteten Gefangenen nach, mit dem sich ein vornehmer Römer in kriegerischem Schmuck unterhielt. Beide waren groß und hager, und als sie sich den Geschwistern näherten, erkannten sie in dem einen den Präfekten der Prätorianer Macrinus, in dem Gefesselten den Angeber Zminis.

Aber auch der Aegypter nahm den Künstler und seine Begleiterin wahr. Die Augen blitzten ihm dabei hell auf, und mit triumphirendem Hohne wies er auf das Meer.

Der Magier Serapion hatte den Präfekten veranlaßt, dem Aegypter die Freiheit zu lassen. Im Hafen war noch nichts vom Sturze des Zminis bekannt geworden, und man hatte ihm darum willig den gewohnten Gehorsam geleistet, als er, von dem Magier und dem alten

Haß dazu ermutigt, den Befehl erteilte, die Galeere, welche den Steinschneider und seinen Sohn trug, trotz der frühen Stunde, die Anker lichten zu lassen.

Heron und Philipp zogen jetzt mit Ketten am Fuße auf der gleichen Bank mit schweren Verbrechern die Ruder, und die zurückgebliebenen Kinder des alten Künstlers schauten dem Schiffe nach, das den Vater und Bruder forttrug in die Ferne. Melissa that es stumm und mit feuchten Augen, während Alexander, außer sich, seinem Zorn und Schmerz durch leere Drohungen Luft zu machen suchte.

Indes veranlaßten die Vorstellungen der Schwester ihn bald, sich zu mäßigen und Erkundigungen einzuziehen, ob Macrinus, dem Befehle des Kaisers gehorsam, der Galeere ein Staatsschiff nachgesandt habe.

Dies war geschehen, und beruhigt, doch schmerzlich enttäuscht begaben sie sich auf den Heimweg.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, und die Straßen füllten sich mit Menschen.

Vor dem Prachtbau des Cäsareums trafen sie den alten Bildhauer Lysander, der schon ein Freund ihres Großvaters gewesen. Der Greis nahm warmen Anteil an dem Geschicke des Heron, und als Alexander ihn bescheiden fragte, was er in so früher Stunde hier treibe, zeigte er in das Innere des Prachtbaues, wo die Bildsäulen der Kaiser und Kaiserinnen in weitem Kreise einen großen Hof umgaben, und lud die Geschwister ein, ihm dahin zu folgen. Er hatte sein Werk, die Marmorstatue der Julia Domna, der Mutter des Caracalla, nicht vor dem Einzuge des Kaisers vollenden können. Gestern Abend war es indes hier aufgestellt worden, und

er kam nun, um zu sehen, wie es sich ausnehme in der neuen Umgebung.

Melissa hatte das Bild der Julia auf Münzen und manchem Bildwerk gesehen, heute aber reizte es sie ganz anders als früher, der Mutter des Mannes ins Antlitz zu schauen, der so mächtig in ihr eigenes Dasein und in das der Ihrigen eingriff.

Der alte Meister hatte die Julia vor vielen Jahren in ihrer Heimat Emesa als Tochter des Bassianus, des vornehmen Sonnenpriesters dieser Stadt, gesehen, und später, nachdem sie Kaiserin geworden, war es ihm gestattet worden, sie für ihren Gatten Septimius Severus zu modelliren. Während nun Melissa dem wohlgelungenen Marmorbilde ins Antlitz schaute, erzählte der greise Künstler von der bestrickenden Anmut, die der Mutter des Caracalla in der Jugend alle Herzen gewonnen, von dem Reichtum ihres Geistes und den seltenen Kenntnissen, die sie sich fleißig erworben habe und im Verkehr mit Gelehrten immer noch vermehre. Man hörte ihm an, daß sein Herz nicht unberührt von den Reizen des fürstlichen Modelles geblieben sei, und Melissa versenkte sich immer tiefer in den Anblick dieses schönen Werkes.

Lysander hatte die kaiserliche Witwe stehend in faltigen Gewändern gebildet, die ihr bis auf die Füße herabflossen. Sie hielt das liebliche jugendliche Haupt etwas zur Seite geneigt, und am Halse zog die Rechte das Kopftuch ein wenig zurück, welches das Hinterhaupt bedeckte und ihr die Schultern leicht umwallte. Das Antlitz schaute aus demselben hervor, als lausche sie schönem Gesang oder einer fesselnden Rede. Das leicht gewellte, volle Haar umrahmte unter dem Kopftuche das liebliche Oval des

Antlitzes, und Alexander stimmte mit ein, als die Schwester den Wunsch zu erkennen gab, diese selten schöne Frau einmal zu sehen. Doch der Bildhauer versicherte, sie würden enttäuscht sein; denn die Jahre hätten sich auch an ihr grausam erwiesen. „Ich habe sie," fuhr er fort, „gebildet, wie sie mich vor einem Menschenalter entzückte. Was ihr da vor euch seht, ist die Jungfrau Julia; sie als Matrone, als Mutter darzustellen, wär' ich nicht fähig gewesen. Die Erinnerung an den Sohn hätte alles verdorben."

„Er ist auch besserer Regungen fähig," versicherte Alexander.

„Mag sein," erwiderte der Greis. „Ich kenne sie nicht. Mögen euch Vater und Bruder bald wiedergegeben werden. — Ich muß an die Arbeit!"

Ende des ersten Bandes.